Russische Revue.

Zeitschrift

zur

Kunde des geistigen Lebens in Rußland.

Herausgegeben

von

Dr. Wilhelm Wolfsohn.

Erster Band.

Leipzig,
E. F. Steinacker.
St. Petersburg,
Kaiserliche Hofbuchhandlung von H. Schmitzdorff.
1863.

Digitized by Google

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Digitized by Google

Inhalt.

Seite

Prospectus I
Mein Vaterland. Gedicht von Th. Tiutschew 7
Die russischen Zeitblätter 8
Die Studentenbewegung 19
Zur Reform des Unterrichtswesens 28
Faust. Novelle von J. Turgenew 59
Russische Städte:
Astrachan 97
Odessa 102
Pirogoff. — Ausländer in Rußland und Russen im Auslande 112
Gedanken über Natur- und Wortpoesie der russischen Sprache 115
Bulmerincq über Schutzpockenimpfung 116
Eine neue Handelsschule 118
Das Tagewerk. Gedicht von A. Chomjakow 119
Der Frühling. Gedicht von Th. Tiutschew 121
Die Umgestaltung der Justizpflege in Rußland 123
Flüchtige Blicke auf die Naturkunde in Rußland 132
Theodor Dostojewsky und seine sibirischen Memoiren 136
Vergangenes Leben 188
Eine pädagogische Controverse 206
Auch ein Emancipationsthema 213
Verdi in Rußland 217
Zur Geschichte der Kaiserl. öffentl. Bibliothek in St. Petersburg 220
Auf Puschkin's Tod. Gedicht von M. Lermontow 223
Aus Dostojewsky's sibirischen Memoiren 226
Aus dem socialen und literarischen Leben Rußlands 244
Don Juan vom Grafen A. Tolstoy. 256
Theaterzustände in Petersburg 276
Obligatorische Dienstbotenzeugnisse 296
Russische Vorlesungen in Dresden 298
Ein Buch über die sixtinische Madonna 300
Armenwohnungen in Mitau 202

Digitized by Google

Seite
Einer Ausländerin. Gedicht von A. Puschkin 303
Timotheus Granowsky 305
Die Stenographie in Rußland 326
Pirogoff über deutsche Universitäten 332
Gogol's „Revisor" in Deutschland 336
Mumu. Erzählung von J. Turgenew 352
Anton Rubinstein 377
Ein russischer Arzt über das Dresdner Stadtkrankenhaus 383
Seltsame Todtenfeier 385

Digitized by Google

Die innere Entwickelung Rußlands, die unter Alexander II. und besonders seit dem Abschluß des letzten Krieges einen außerordentlichen Aufschwung genommen, tritt mit der Emancipation der Bauern in eine neue, bedeutungsvolle Epoche. Erst mit der Entfesselung dieser vielen Millionen, die den so lange vergrabenen, doch von keiner Fäulniß angetasteten und vorzugsweise lebensfrischen Kern des russischen Volkes bilden, kann von einer fruchtbaren und zukunftreichen Entwickelung der Nation die Rede sein. Das kaiserliche Befreiungsmanifest ist die erste wahre Grundlage nationaler Cultur in Rußland; einer Cultur, die nicht äußerlich und ausschließend, als ein gewisser Luxus bevorrechteter Classen treibhausartig gepflegt wird, sondern in lebendiger Durchdringung des Volksgeistes alle Kreise der bürgerlichen Gesellschaft zur Mitarbeit an den höchsten materiellen und sittlichen Aufgaben des Staates befähigt.

Je unverkennbarer trotz noch so vieler Mißstände und Fehlgriffe das Streben sowohl der Regierung als aller einsichtigen Patrioten auf dieses Ziel gerichtet ist, von desto größerm Interesse muß es für Europa sein, den Bewegungen des geistigen

Digitized by Google

Lebens, den Fortschritten volksthümlicher Entwickelung in Rußland zu folgen und von den wichtigsten Erscheinungen derselben eine fortlaufende Uebersicht zu erhalten. Es muß dies ein Interesse nicht bloß politischer Art sein, sondern auch ein moralisches, das Interesse der Humanität.

Wenn es sich aber um ein das Interesse der Humanität vermittelndes Organ für das russische Leben handelt, wo könnte ein solches geeigneter hervortreten, als in Deutschland, in deutscher Sprache, inmitten der Nation, welche die Vermittelung der erhabensten Humanitätsideen als ihren segensreichen und unentfremdbaren Beruf in jedem Theile der alten und neuen Welt bewährt hat!

Diese Ueberzeugung ist es, die den Herausgeber bei seinem Unternehmen leitet. Er spricht es offen aus, daß er im Geiste, daß er seinen theuersten Interessen nach vor allem Andern Deutscher ist; daß er, mit deutschem Volksthum im Innersten verwachsen, keinen heißern politischen Wunsch hat, als Deutschlands Macht und Größe. Aber eben so frei gesteht er, daß die Liebe zu dem russischen Boden, auf welchem er geboren ward, und dessen Eigenthümlichkeiten, dessen herrliche Keime und unzerstörbare Tragkraft er aus unbefangener Anschauung, aus gründlicher Forschung kennt, es ihm schon in früher Jugend zur Lebensaufgabe gemacht hat, die Resultate dieser seiner Anschauung und Forschung den Deutschen vorzulegen, hier, in seiner geistigen Heimath, den Vorurtheilen gegen ein Land, gegen ein Volk entgegenzuwirken, das zu verkennen eine um so schreiendere Ungerechtigkeit war, da man es für die Sünden Derjenigen verantwortlich machte, von denen es am schwersten zu leiden hatte.

Digitized by Google

Dieſer Aufgabe hat ſeit einer langen Reihe von Jahren der Herausgeber einen großen Theil ſeiner Thätigkeit gewidmet. So war ſchon ſeine Erſtlingsarbeit eine Ueberſicht der ruſſiſchen Literatur: ein Verſuch, der, für ſo mangelhaft ihn der Verfaſſer ſelbſt nach reiferer Anſicht und tieferer Kenntniß erklären mußte, doch in Deutſchland wie in Rußland eine ungewöhnlich beifällige Aufnahme gefunden hat. Schon jene Arbeit enthielt Proben ſeiner Uebertragungsweiſe, mit welchen es ihm — namentlich bei den älteſten und originellſten ruſſiſchen Volksliedern — gelang, von Neuem darzuthun, daß der deutſchen Sprache der Ausdruck keiner noch ſo fernliegenden Nationalität verſchloſſen iſt. Er darf dieſes Zeugniß, das auch ſeinen ſpäteren Uebertragungen (einer ganzen Reihe ruſſiſcher Novellendichter) einſtimmig von der Kritik zuerkannt wurde, mit deſto größerer Befriedigung hervorheben, da es nicht ſowohl ihn, als die deutſche Sprache ehrt. Und wie als Ueberſetzer, bekundete der Herausgeber in vielfachen kritiſchen Arbeiten, Biographien und Charakteriſtiken ſeine intime Beſchäftigung mit der Literatur und den Zuſtänden Rußlands. Er zeichnete die letzteren ſchließlich in ſeinen eignen dramatiſchen Dichtungen, die ihren erfolgreichen Weg über die deutſche Bühne machten, und von denen ſein Schauſpiel: „Nur eine Seele“, indem es das empörende Inſtitut der Leibeigenſchaft brandmarkte, doch auch die Hoffnung auf eine Löſung dieſer verhängnißvollen Frage ausſprach.

Seine Hoffnung wurde erfüllt. Iſt ſie es auch noch nicht in dem Maße, in welchem die natürliche Ungeduld der unmittelbar dabei Betheiligten, oder die unverzeihliche Ungeduld einer überſtürzenden Partei es wünſcht, ſo tröſtet ſich der Herausgeber

Digitized by Google

mit den Worten seines Schauspiels: „Was nicht mit der Zeit geschieht, geschieht immer nur halb."

Die Zuversicht, daß aus aller Verwirrung, aus allen Mißverständnissen, aus allen sinnlosen Ausschreitungen einerseits und allen reactionären Gelüsten andererseits, die für den Augenblick selbst die unparteiische Beobachtung trüben, doch siegreich der Geist des Guten, der Geist der Liebe und Gerechtigkeit sich in Rußland emporringen wird — diese Zuversicht läßt der Herausgeber sich durch nichts rauben. Und knüpfte er sie auch nur an den einzigen Mann, der aus eignem Herzenstriebe, mehr abgeschreckt als aufgemuntert, den großen Willen und die hohe sittliche Kraft hatte, mit hundertjährigen Traditionen zu brechen und das in seinen Folgen unberechenbare Recht der Selbstbestimmung für alle seine Unterthanen zu verkünden! Doch der Herausgeber, der kein Fürstenschmeichler ist, knüpft seine Zuversicht auch an alle Wohlgesinnten des Landes, und ihnen wie dem Herrscher vertrauend, hält er die Ueberzeugung fest, daß Rußland die Bahn des Fortschrittes, die Bahn der Freiheit und Gesetzlichkeit betreten, von der es trotz aller unvermeidlichen Mißbräuche und Gegenanstrengungen nimmermehr umkehren kann.

So lange es sich auf dieser Bahn befindet, hält der Herausgeber es für ein zeitgemäßes Werk, dem westeuropäischen Publikum, vornan dem deutschen, eine übersichtliche Zusammenstellung der Thatsachen zu bieten, welche den neuen Lebensweg Rußlands bezeichnen, die Hindernisse und Abirrungen mit eingerechnet, die auf demselben nicht ausbleiben können.

Eine solche Zusammenstellung beabsichtigt er in der „Russischen Revue", die für's Erste sich auf die engen Grenzen

Digitized by Google

weniger Jahreshefte beschränken muß, bis die Theilnahme der Lesewelt eine Erweiterung gestattet. Doch innerhalb dieser engen Grenzen soll das europäische Publikum auf den verschiedenen Culturgebieten Rußlands orientirt werden. Die Zeitschrift wird, von Abstractionen entfernt, auf das volle Leben eingehen, wie es sich in Literatur und Kunst darstellt, wie es in allen Schichten der Gesellschaft zur Erscheinung und in den mannigfaltigen Zweigen der Wissenschaft zur Erörterung kommt. Nur das Politische bleibt ausgeschlossen, wie überhaupt der eigentlichen Debatte weniger Spielraum gegeben, vielmehr eine möglichst vollständige Uebersicht der thatsächlichen Erscheinungen erstrebt wird; und zwar theils in selbständigen Aufsätzen, theils in auszugsweisen Mittheilungen aus allen öffentlichen Organen Rußlands, ferner in Biographien, die eine fortlaufende Gallerie bedeutender russischer Zeitgenossen bilden, in Charakteristiken der Städte und Anstalten des Landes, statistischen, ethnologischen, historischen Notizen, zusammenfassenden Berichten u. s. w. Von Zeit zu Zeit werden neben ausführlichen Kritiken auch Proben der poetischen Literatur beigegeben.

Der Standpunkt der „Russischen Revue" ist aller Lobrednerei und Liebedienerei durchaus entgegen, doch ebenso jeder leidenschaftlichen Polemik fern. Es ist der Standpunkt eines Freimuthes, der selbst in den kühlsten Referaten sich nicht verleugnen, das Schlechte nie gut heißen, aber alles einseitige Raisonnement verwerfend, stets auf die Thatsachen hinweisen und zu deren Prüfung anregen wird. Aufklärung und positive Kenntniß genügt, das Urtheil zu bilden, das falsche zu berichtigen, die Leidenschaft unschädlich zu machen und das Vorurtheil zu be-

Digitized by Google

schämen. Aufklärung und positive Kenntniß wird daher die Losung der „Russischen Revue“ sein.

Dem Unternehmen kommt die Unterstützung der russischen Schriftsteller, der gelehrten Corporationen, der Universitäten Rußlands entgegen; es ist demselben bei vollständiger Unabhängigkeit des Herausgebers wesentliche Förderung von Seiten der Regierung zugesichert. Auch deutsche Schriftsteller und Gelehrte von wohlbegründetem Ruf werden an dieser Zeitschrift regelmäßig mitwirken. Im Hinweis auf solche Kräfte und nach den in Vorstehendem angedeuteten Gesichtspunkten wird es keiner weiteren Empfehlung bedürfen, ihr die theilnehmende Aufmerksamkeit des Publikums zuzuwenden.

Digitized by Google

Mein Vaterland.

Von Theodor Tiutſchew.

Dieſe darbende Umgebung,
Dieſe kümmerlichen Herde —
Heimath duldender Ergebung,
Du, des Ruſſenvolkes Erde!

Nicht erkennt und nicht gewahret
Stolzer Fremdenblick die Größe,
Die an dir ſich offenbaret
Still in demuthsvoller Blöße.

Er, der für die Welt gelitten,
Seiner Kreuzeslaſt erlegen,
Hat in Knechtsgeſtalt durchſchritten
Dich mit ſeinem Himmelsſegen.

W. W.

Digitized by Google

Die russischen Zeitblätter.

Wenn diesen Langeweile treibt,
Kommt jener satt vom übertischten Mahle,
Und, was das Allerschlimmste bleibt,
Gar Mancher kommt vom Lesen der Journale.
Goethe.

I.

Für das Verhältniß des „höhern" Publikums zur Schaubühne gelten jene Worte des Goethe'schen Theaterdirectors noch aller Orten. In Rußland ließen sie sich vor wenigen Jahren sogar auf das Verhältniß der „gebildeten" Gesellschaft zur Weltbühne vollständig anwenden. Der vornehme Müßiggang war es, der sich dort allein mit den Fragen des öffentlichen Lebens beschäftigte; und als das Allerschlimmste, womit er sich dazu vorbereiten konnte, zeigte sich auch dort die Journalleserei. Nur hatten gerade die russischen Journale wenig Antheil daran, weil sie so gut wie gar keinen Antheil am öffentlichen Leben hatten. In Beziehung zur Politik waren sie defecte Intelligenzblätter, denen man selbst um den Preis des wohlfeilsten Wortwitzes keine Prätension auf politische Intelligenz vorwerfen konnte. Sie bestanden im Grunde aus weiter nichts als amtlichen Bekanntmachungen, gleichviel in welcher Form von Privatnachrichten dieselben erschienen. Auch die Zeitschriften, die der literarischen Unterhaltung dienten, dickleibige periodische Sammelwerke, bewegten sich so zu sagen nur in geschlossenen Räumen, wie verschieden der Werth, der Geschmack und die Bedeutung derselben sein mochte. Man fand sich in ihnen bald in einer ordinären Leihbibliothek, bald in dem reichhaltigen Büchersaal eines Gelehrten, bald auf einem glänzenden Rout, auf welchem alle möglichen Schriftstellernotabilitäten sich sehen ließen, bald in einem Demimonde-Salon, bald sogar in einem Wirthshaus; aber immer zwischen vier Wänden, niemals im Freien, niemals im eigentlichen Weltverkehr.

Den konnten also nur die auswärtigen Zeitungen eröffnen, soweit die Censurschwärze sie nicht auf das Maß der russischen reducirte. Aber dies Kennenlernen der Welt aus fremden Zeitungen war vom Uebel. Darin gefiel sich eben jener Müßiggang, der die Arbeit zu Hause liegen läßt und Vergnügungsreisen macht. Diese thatlose Wißbegier entwerthete sich zur Neugierde; diese müßige Schaulust lief allerdings nur auf jenes Interesse hinaus, zu welchem Langeweile

Digitized by Google

oder ein übertischtes Mahl disponirt. Man hörte auf die Zeitungsstimmen an allen Ecken und Enden, und trug sie wirr durcheinander in sich fort, um damit sein Geräusch am Theetisch zu machen.

Wer vor einigen Jahren Zeuge solcher Theetischreden war, hätte geglaubt, daß nur der Donner des Weltgerichtes diese plaudernde Gesellschaft unterbrechen könnte. Nenne man es, wie man will — der Donner blieb nicht aus. Der Donner des Krimkrieges hat in Rußland nicht blos Theetischplaudereien unterbrochen; und daß es nach jeder Seite hin die heilsamste Unterbrechung war, daran zweifelt jetzt schon kein verständiger Patriot mehr. Die Tausende, welche den Heldentod auf den taurischen Schlachtfeldern starben, haben Rußland zum Leben geweckt, zu jenem Leben, das ihm fehlte, und ohne das jeder Staat erstarren und zerfallen muß: zum öffentlichen Leben.

An die Thüren des Adels, an die Thüren der Büreaukraten, der Geistlichen, der Lehrer, an die Thüren der Reichen wie der Armen pocht der Geist der Zeit, der keinen Stillstand und keinen Müßiggang duldet.

Die Hausinteressen treten vor der öffentlichen Bewegung zurück. Wer einen Wirkungskreis sucht, wer beachtet, wer gehört sein will, wer seinen Einfluß zu behaupten strebt, wer seinen Vortheil wahrnimmt, wer das allgemeine Wohl zu fördern bemüht ist — jeder muß hinaus in die Oeffentlichkeit. Wen seine Willkür sorglos gemacht hat, der fährt jetzt auf vor der öffentlichen Stimme; sie nennt ihn laut beim Namen; er kann sich der öffentlichen Meinung nicht entziehen, dieser unerbittlichen Controle, die in Rußland etwas ganz Neues, etwas Unerhörtes ist, dem man sich aber fügen muß, und woran man sich schon gewöhnt.

Oeffentliche Bewegung, öffentliche Meinung — wo sollten wir den natürlichsten Ausdruck derselben finden, als in der Presse? In dieser finden wir ihn auch trotz aller noch bestehenden Censurschranken.

Mit den russischen Zeitungen, so viel sie zu wünschen übrig lassen, und so viel man aus ihnen wegwünschen muß, ist die außerordentliche Wandlung vorgegangen, daß sie Organe des öffentlichen Lebens geworden, daß sie wirklich ihre Zeit spiegeln und alle großen Interessen, welche diese bewegen, vor uns aufthun.

Sind sie darum besser geworden?

Die Frage erscheint sonderbar; allein man darf so fragen, weil die Annahme nahe liegt, daß bei jener Wandlung die russischen Journale fürs Erste sich verschlechtert haben können.

Auch wollen wir gewisse Uebelstände, die sich daraus ergeben mußten, uns gar nicht verhehlen, vielmehr sie recht deutlich zu machen suchen.

Digitized by Google

Solche Uebelstände knüpfen sich zunächst an jeden großen Umschwung gesellschaftlicher Verhältnisse. Da ruft jeder Fortschritt bedenkliche Erscheinungen hervor, wie jede organische Entwickelung Krankheiten mit sich bringt. Namentlich der Uebergang von Gebundenheit zu einer wenn auch nur relativen Freiheit zeigt sich sehr oft in rathlosem oder falschem Gebrauch dieser Freiheit. Der Zwang erzieht zur Opposition, der Druck zum Kampfe, aber weder zu moralischer Beherrschung noch zu geistiger Reife.

Die Russen nehmen es übel, wenn man ihrem nationalen Stolz mit dem Vorwurf der Unreife entgegentritt, wiewohl sie im Zug nationaler Selbstperssiflage sich weit Aergeres vorwerfen — worauf wir gleich zurückkommen. Als in Petersburg bei öffentlicher Gelegenheit ein sonst nicht gerade unbesonnener Mann so unvorsichtig war, sich zu dem Ausruf hinreißen zu lassen: „Wir sind noch nicht reif", fand er einen Wiederhall von Spott und Hohn, der jenem Dictum, im Verein mit seinem Namen, eine traurige sprichwörtliche Berühmtheit verschaffte. Vielleicht war es in Rücksicht auf die Zeit, den Ort, die Umstände, eine beleidigende Taktlosigkeit, dieses Bekenntniß hinauszuschleudern; aber in der Thatsache an sich liegt nichts Beleidigendes, weil Niemand sich einer historischen Nothwendigkeit zu schämen hat.

Auch für die russische Journalistik sind die Consequenzen dieser historischen Nothwendigkeit unvermeidlich. Kaum ist ihr eine mäßige Druckfreiheit gegeben, so hat sie es schon mit einer maßlosen Schreibfreiheit zu thun. Es ist begreiflich und wünschenswerth, daß man jene auf alle Weise zu benutzen sucht; aber man will nicht nur über Alles, sondern es wollen auch Alle schreiben. Ueberraschend sind dabei die vielfältigen und glänzenden Zeugnisse von wahrem Beruf. Wie Manchem, der früher geschwiegen hat, kann man nicht genug danken, daß er endlich schreiben will! Aber schreiben will auch, wer früher nur geplaudert, schreiben, wer sonst nur geschimpft hat; schreiben, wer früher nur Bonmots herumgetragen, nur verbotene Verse recitirte; schreiben, wer kaum zu lernen angefangen hat. Den erfreulichen Fortschritt, daß die Pflege der Literatur einer bloßen Standesvornehmheit entrissen wird, welche dieselbe theils fachgemäß, theils dilettantisch trieb, begleitet der bedauerliche Irrthum, daß auch die Bildung kein literarisches Vorrecht haben, daß man auch der Aristokratie des Geistes opponiren soll. Wird diesem Irrthum Vorschub geleistet, so braucht man zum Schreiben allerdings nur Papier, Federn und eine gewisse Courage vor sich selbst.

An letzterer fehlt es der jüngern Generatin nicht; und leider kann man sie nicht einmal mit dem Lessing'schen Epigramm dämpfen:

Digitized by Google

„Wer nennt geschrieben das, was ungelesen bleibt?" Denn in Rußland wird alles gelesen — was in Journalen erscheint.

Die lang unterdrückte Theilnahme an Zeitfragen bricht jetzt in um so lebhafterer Aufmerksamkeit auf alles hervor, was sich nur einigermaßen als Organ von Zeitfragen giebt; und das thut mehr oder minder jedes Journal. Auf diese Aufmerksamkeit speculirend drängen sich in Rußland die Zeitblätter; ihre Zahl ist jetzt schon größer, als die der entsprechenden Abonnentenkreise im Lande sein kann. Aber viel oder wenig Abonnenten — Leser findet jedes Blatt. Und so erscheinen immer neue. Nur selten beschränken sie sich auf eine Specialität; meist umfassen sie alles. Keines ist so schlecht, daß es nicht auch den allgemeinen Fortschritt — keins so gut, daß es nicht auch seinestheils das Durcheinander der Anschauungen, den Rausch der Ideen erkennen ließe.

Extreme Gegensätze und Widersprüche begegnen sich hier nach allen Seiten: in den Richtungen, den Principien, dem Inhalt und der Form.

Bald macht sich eine nationale Selbstüberschätzung geltend, die weit entfernt ist von echter Vaterlandsliebe — denn von aller Liebe ist keine so wenig verblendet, als die zum Vaterlande — bald überbietet sich eine frivole Selbstverleugnung, die den Patrioten empören, den Fremden anwidern muß. Es ist im Charakter des Russen ein vortrefflicher Zug, der ihn zur Selbsterkenntniß drängt; seine resignirende Demuth wie seine Klugheit, sein guter Wille wie sein Mutterwitz haben gleichen Theil daran. Nicht leicht dürfte eine andere Nation mit solcher Aufrichtigkeit ihre Fehler bekennen; nicht leicht hat eine andere mit solcher Schonungslosigkeit ihre Gebrechen dargestellt. Aber nicht immer ging das von jenem Büßersinn aus, der sich mit der Geißelung am eigenen Fleisch zu läutern sucht; oft mischte sich darein jener Mangel an Pietät, jener freche Cynismus, der so gern Rohheit für Kraft ausgiebt und schmutzige Nacktheit für ungeschminkte Wahrheit. Es war die gleißnerische Corruption, die mit ihrer Selbstverdammung kokettirt. Ganz dieselbe Koketterie der Selbstverwerfung, ganz derselbe Cynismus der Selbstverachtung, ganz derselbe Mangel an nationaler Andacht und Pietät tritt oft genug in russischen Journalen mit dem Schein unparteiischer Kritik und den Geberden wissenschaftlicher Polemik auf.

Doch hüten wir uns auch vor Ansprüchen, die nur in idealen Zuständen sich erfüllen lassen: wenn mit der Freiheit die Zucht, mit dem Urtheil die Bildung, mit der Arbeit Fleiß und Ausdauer, mit dem Streben Weihe und Würde, mit der öffentlichen Meinung das

Digitized by Google

strengste öffentliche Gewissen und mit den Zwecken des Gesammtwohls die höchste Schonung der Individualität Hand in Hand geht.

Wo, selbst auf der leuchtenden Höhe der Civilisation, wäre man ganz dahin gelangt? So weit dies aber unter menschlichen Trieben und menschlichen Institutionen erreichbar ist, bieten die Russen in ihrem Naturell und ihrer Begabung die sicherste Gewähr, daß sie es erreichen werden.

Das Zeitungswesen ist überall, und zwar nicht blos in Uebergangsepochen, voller Ungleichheiten, voll greller Contraste und verletzender Dissonanzen. Es befindet sich eben fortwährend und zu jeder Epoche in jähen Uebergängen, weil es nicht allein die öffentliche Meinung trägt, sondern der Ausdruck des am meisten Wechselnden ist: der launenhaften Tagesstimmung. Es giebt dem Augenblicke sein Recht, und kann daher Forderungen von minder vergänglicher Natur — geschweige denn von ewiger Gültigkeit — nicht gerecht werden.

Bei den scharfen Strichen, mit welchen wir die Schattenseiten der russischen Journale zeichneten — sollte sich da unseren Lesern nicht eine frappante Aehnlichkeit auch mit vielen deutschen Zeitungen aufgedrängt haben?

Wenn wir übrigens bei jenen darauf hingewiesen, was in den besten noch schlecht ist, so wollen wir auch nicht verschweigen, was, mit Ausnahme sehr weniger, selbst in den schlechten gut ist. Das nämlich, womit Goethe den guten Menschen charakterisirt: daß er in seinem dunklen Drange sich des rechten Weges doch bewußt bleibt. Dieser dunkle Drang ist in der russischen Tagespresse fast nirgends zu verkennen.

Man muß die Unreife zugeben, aber auch die Jugend. Und wo Jugend ist, wie sie immer sei, da ist auch Lebensfülle, da ist Hoffnung, da ist Zukunft.

Ferner in jenen Uebelständen selbst entdecken wir die untrüglichsten Kennzeichen eines erweiterten und erhöhten Lebens, welches die russische Tagesliteratur durchdringt. Früher versetzte uns diese, wie wir vergleichsweise sagten, in geschlossene Räume; jetzt bewegt sie sich gleichsam auf der Straße, es ist, als zögen wir mit ihr durch ganze Städte. Nun wohl, eine ganze Stadt umfaßt Schmutz und Elend, Armuth und Verbrechen, die einzelnen Häusern fern bleiben können; aber welches einzelne Gebäude, und sei es das großartigste Schloß, kann an Leben und Bedeutung mit einer ganzen Stadt wetteifern!

Mehr, als dies sonst irgendwo der Fall sein möchte, lassen sich in Rußland die Journale auch darin mit Städten vergleichen, daß sie die Haupt- und Sammelpunkte des geistigen Lebens bilden.

Digitized by Google

Anderswo ist die Literatur im Allgemeinen der Schauplatz geistiger Thätigkeit, und die Journale sind nur ein ephemerer Theil der Literatur. In Rußland umgekehrt ist jetzt die ganze Literatur nur ein Theil der Journale. Die meisten neuen Bücher, deren Umfang nicht zu groß, und deren Erfolg nicht durch ganz besondere Umstände voraus gesichert ist, werden erst in Journalen abgelagert, ehe sie für sich allein in den Buchhandel kommen.

Auf unseren Wanderungen durch die Gebiete des geistigen Lebens in Rußland, das zu überschauen unsere Aufgabe ist, werden also die dortigen Zeitblätter unsere wesentlichsten Anhalts- und Aufenthaltspunkte sein müssen. Damit der Leser im voraus eine topographische Kenntniß derselben gewinne, wollen wir vor ihm gewissermaßen eine Karte der russischen Journale ausbreiten, auf welcher diese wie Städte auf einer Landkarte verzeichnet sind, und zwar nach den Hauptstädten des Landes geordnet. Die Gruppirung nach Fächern ist dann leicht von Jedem vorzunehmen. Wir entwerfen dieses Verzeichniß (mit Einschluß des vorigen Jahres) so vollständig als wir können, und als es uns zur Uebersicht erforderlich scheint. Die illustrirenden Notizen, die wir damit verbinden, sollen nicht mehr darstellen, als etwa beigegebene Stadtpläne. Ein Stadtplan giebt die Linien, doch weder das äußere noch das innere Bild der Stadt. Eben so wenig kann es in unserer Absicht liegen, eine zusammenfassende oder eingehende Beurtheilung der einzelnen Journale zu geben. Dergleichen ist bei dieser Vielartigkeit und Verschiedenheit des Inhaltes so schwer als mißlich. Die Intentionen der einzelnen wollen wir stellenweise, am liebsten nach ihren eigenen Programmen und Principdarlegungen mittheilen, auch hie und da hervorspringende Eigenschaften und Wirkungen nicht unberührt lassen*).

Petersburg.

Von den hier erscheinenden Tageblättern in russischer Sprache sind als vorzugsweise politische Zeitungen zu nennen:

St. Petersburger Nachrichten (Санктпетербургскія Вѣдомости — Sanktpeterburgskija Wädomosti).

Die Gründung dieses Blattes schreibt sich noch von Peter dem Großen her. Ein sicherer Nachweis über das erste Erscheinen führt nicht weiter

*) Um eine Bibliographie der russischen Journalistik hat sich besonders der Bibliothekar an der kaiserlichen Bibliothek zu St. Petersburg, Herr W. Meschow,

Digitized by Google

als auf das Jahr 1711 zurück. Das Eigenthumsrecht wurde 1727 der Akademie der Wissenschaften übertragen, die dem Blatte gelehrte Specialien beigab. Seit 1831 erscheint es täglich; seit 1836 redigirt von A. Otschkin, dem in den letzten Jahren als Herausgeber A. Krajewsky, der Redacteur der „Vaterländischen Memoiren" beigetreten ist. Stehende Rubriken dieser Zeitung sind: Eine allgemeine politische Uebersicht; telegraphische Depeschen; Nachrichten aus Rußland; auswärtige Correspondenz; Vermischtes. Außerdem finden sowohl im Haupttheil als im Feuilleton größere und kleinere Artikel Platz, ebenso verschieden in der Form wie dem Inhalte nach: theils kritisch, theils blos referirend, theils rein belletristisch, über Tagesereignisse, Literatur, Kunst, Gesellschaft, Volksbildung, über Zustände der Heimath wie des Auslandes. Dem Blatte wird ohne Grund ein officiöser Charakter zugeschrieben. In jedem Falle hat man seine unparteiische Haltung anzuerkennen, die es schon darin bewährt, daß es Männer der freisinnigsten Richtung zu seinen Mitarbeitern zählt, und in den wesentlichsten Fragen einer Discussion aus verschiedenen Gesichtspunkten Raum giebt.

Jahrespreis: 16 Rubel — mit Ausschluß der Beilagen, welche die Bekanntmachungen der Behörden enthalten. Diese Beilagen kosten jährlich 2 Rubel.

Der russische Invalide. (Русскій Инвалидъ — Russki Inwalid.)

Der Ursprung dieser Zeitschrift fällt mit der Stiftung eines Invalidenfonds (im Jahre 1813) zusammen, welchem der Reinertrag derselben bestimmt wurde.

Aus einem kleinen Wochenblättchen, das wenig mehr als den Wiederabdruck bereits veröffentlichter Militärrelationen (anfänglich zugleich in russischer und deutscher Sprache) brachte, entwickelte sich der „Russ. Invalide" im Laufe der Jahre zu einer großen politischen Zeitung, als deren Redacteur von 1855 bis vorigen Sommer der Professor der Militärschule, Peter Lebedew, fungirte. Mit dessen Rücktritt änderte sich überhaupt die Verwaltung des Blattes. Die Regierung überließ dasselbe Privathänden gegen einen bestimmten Pacht zu Gunsten des Invalidenfonds. Seitdem hat die Zeitung nur eine einzige officielle Beziehung: nämlich in den das Militärwesen betreffenden Artikeln. In diesen ist sie Organ des Kriegsministeriums. In allem Andern ist die Redaction (seit September vorigen Jahres vom Obersten N. Pissarewsky übernommen) durchaus selbständig.

---

sehr verdient gemacht. Seit dem Jahre 1856 gab er wiederholt Verzeichnisse der periodischen Literatur Rußlands heraus. Seinen letzten Journalkatalog für 1860 und 1861 haben wir in Betreff historischer Notizen und auch sonst in bibliographischen Angaben bei unserer Zusammenstellung vielfach benutzt.

Digitized by Google

Die neue Einrichtung des Blattes hat folgende Hauptrubriken: Politische Nachrichten und Telegramme aus dem In- und Auslande — Militärchronik — Wissenschaft und Kunst — Juridische Chronik — Handel und Gewerbe — Actiengesellschaften — Kritik und Bibliographie — Tagesfeuilleton.

In Betreff ihres Standpunktes erklärte die Redaction, sie wolle ein klares Spiegelbild der Zeit geben und die Facta möglichst genau darlegen. Dies halte sie für wichtiger als alle weitschweifigen Erörterungen und Belehrungen. Die Richtung des Blattes soll eine entschieden reale sein.

Jahrespreis: 16 Rubel.

Die Nordische Biene (Сѣверная Пчела — Säwernaja Ptschelá).

Seit 1825 herausgegeben von Gretsch und Bulgarin. Auf die Vergangenheit dieses Blattes könnten wir nicht ohne einen traurigen literarhistorischen Excurs zurückweisen, den wir uns an dieser Stelle ersparen müssen und gern ersparen. Den verdienstvollen Gretsch nennen wir mit Bedauern in jener Gemeinschaft; Bulgarin aber ist in Rußland längst gerichtet, und die Stimmen edler Indignation gegen sein Treiben sind vielfältig auch nach Deutschland gedrungen. Er ist todt, und wenn man auch keineswegs die Regel „de mortuis nil nisi bene“ auf ihn anwenden darf, so ist doch jede Spur einer Nachwirkung seines Geistes, auf literarischem wie auf politischem Gebiete, von der jetzt in Rußland herrschenden Stimmung so gründlich weggetilgt, daß keine sittliche Opposition mehr zu irgend einem Verweilen bei ihm drängt.

Mit dem Jahre 1860 hat die „Nordische Biene“ eine vollständige Wiedergeburt erlebt und gehört gegenwärtig, unter der Redaction des Herrn Paul Ussow, mit Recht zu den geachtetsten Blättern. „Die Zeiterfordernisse unserer Gesellschaft“, sagt der Redacteur, „sollen in der Nordischen Biene einen Wiederhall finden.“ Daß er dieses Versprechen zu halten weiß, hat er seit zwei Jahren zur Genüge dargethan.

Sein Programm umfaßt: Politische Neuigkeiten in telegraphischen Depeschen und Privatcorrespondenzen, nebst einer Uebersicht sowohl als Beurtheilung der Tagesereignisse. — Kritik der Journale wie der neuen Bücher. — Erzählungen, Novellen, Reisebeschreibungen, Theater-, Musik-, Modenberichte im Feuilleton. — Handels- und Actienunternehmungen.

Jahrespreis: 16 Rubel.

Mit der Nordischen Biene verbunden ist ein Handelsblatt unter dem Titel: „Der Vermittler für Gewerbe und Handel“ (Посредникъ промышленности и торговли) zum Nutzen derjenigen, denen eine genaue Kenntniß der Preise auf den russischen und ausländischen Hauptmärkten, sowohl für die Ausfuhr- als Einfuhrwaaren, unentbehrlich ist. Dieses Blatt bringt

Digitized by Google

täglich telegraphische Depeschen, deren Zahl im vorigen Jahre auf 1,200 stieg. Die Abonnenten der Nordischen Biene erhielten es 1861 als Beiblatt gratis; jetzt kostet es 15 Rubel jährlich. Für beide Blätter zusammen ist jedoch der Preis auf 28 Rubel ermäßigt.

Die Nordische Post (Сѣверная Почта — Säwernaja Potschta).

Erscheint seit dem 1. Januar dieses Jahres, als neues ministerielles Blatt unter altem Namen. Die Ankündigung lautete folgendermaßen: „Das Ministerium des Innern fühlte seit seiner Gründung das Bedürfniß, über verschiedene Gegenstände in dem Bereich seiner umfassenden Verwaltung dem Publikum sowohl theoretische als factische Mittheilungen zu machen. Zu diesem Zweck unternahm es im Jahre 1804 die Herausgabe einer periodischen Schrift, die Anfangs in Monatsheften, von 1809 bis 1820 aber in Form einer Zeitung unter dem Titel „Nordische Post" erschien. Später trat an deren Stelle wieder eine Monatsschrift, dieselbe, die noch jetzt erscheint*). Gegenwärtig aber, bei der in allen Fächern rasch vorschreitenden Entfaltung öffentlicher Thätigkeit, und bei dem regen Antheil aller Gebildeten an den mannigfachen Erscheinungen unseres gesellschaftlichen und staatlichen Lebens, giebt sich das Bedürfniß nach Vermehrung jener Quellen kund, aus denen sich genaue Data schöpfen lassen. Das Ministerium des Innern findet die von ihm herausgegebene Zeitschrift nicht geeignet, diesem Bedürfniß zu entsprechen, und hat daher beschlossen, dieselbe mit einer täglich erscheinenden Zeitung zu vertauschen, die es vom Januar 1862 unter dem ursprünglichen Titel „Nordische Post" herausgeben wird. Die Zeitung soll enthalten: I. Einen amtlichen Theil. II. Eine Chronik der gegenwärtigen innern Zustände Rußlands. III. Berichte über die auswärtige Politik. IV. Einen wissenschaftlich-literarischen Theil (der auch Unterhaltungslectüre und Kritik einschließt). V. Vermischte kleinere Artikel und Notizen. VI. Privatanzeigen.

Die Leitung ist in den Händen des Professor A. Nikitenko, eines sehr beliebten akademischen Lehrers, der sich als Literarhistoriker einen wohlverdienten Ruf erworben; eines Mannes, den Sachkenntniß, Geschmack und humaner Sinn auszeichnen, und dessen Stimme in öffentlichen Besprechungen wir um so lieber vernehmen, da er mit jenem Einblick in die nationalen Verhältnisse, den nur ein gründliches Studium der vaterländischen Geschichte eröffnen kann, zugleich die Fähigkeit verbindet, alle Schätze der westeuropäischen Cultur nach ihrem vollen Werthe zu bemessen.

Der Jahrespreis der „Nordischen Post" beträgt 12 Rubel.

*) Das „Journal des Ministeriums des Innern". Die frühern Monatshefte bis 1809 führten den Titel: „St. Petersburger Journal."

Digitized by Google

Der Sohn des Vaterlandes (Сынъ Отечества — Ssün Otétschestwa).

Trat erst mit diesem Jahre in die Reihe der politischen Tageblätter. An das Journal, welches in einer frühern Epoche unter gleichem Titel erschien, knüpfen sich dieselben literarischen Scandalerinnerungen, die überall dem Namen Bulgarin's anhaften. Es war, schon 1812 von ihm — gleichfalls zusammen mit Gretsch — herausgegeben, gewissermaßen der belletristische Vorläufer der „Nordischen Biene", und blieb auch neben der letztern, im Ganzen durch 27 Jahre, sein journalistischer Tummelplatz. Die späteren Redacteure wechselten häufig, bis das Blatt 1852 erlosch. Neugegründet wurde es dann von Herrn A. Startschewsky, 1856 als Wochenschrift, als die es durch seine ungewöhnliche Wohlfeilheit (6 Rubel jährlich, bei einer Menge artistischer Beigaben) einen so außerordentlichen Absatz fand, daß die Subscription geschlossen werden mußte. Herr Startschewsky ist es auch, der dieser Zeitschrift ihre jetzige Gestalt gab, in welcher sie (mit Beibehaltung des beispiellosen Preises von 6 Rubel) eins der umfänglichsten Blätter Rußlands geworden, da die Sonntagsnummern sich auf drei Bogen ausdehnen. In den Sonntagsnummern wird nämlich eine zusammenfassende politische Uebersicht gegeben, die einen ganzen Bogen füllt, und den übrigen Raum nimmt abwechselnd Folgendes ein: Materialien zur russischen Geschichte älterer und neuerer Zeit; politische und sonstige Nachrichten aus allen Ländern; Lebensbeschreibungen berühmter Russen; poetische Originalbeiträge und Uebersetzungen; Aufsätze über Literatur, Wissenschaft, Kunst, Handel und Gewerbe; Zeitungsschau u. s. w. Die anderen Nummern bieten den gewöhnlichen Inhalt lokaler Tageblätter, wobei fortlaufende Berichte über die Bauernangelegenheiten, den Zustand der Sonntagsschulen und überhaupt der Volksbildung im Programm besonders hervorgehoben werden. Außerdem bringt das Blatt vielfache artistische Beilagen: Portraits bedeutender Zeitgenossen (12 jährlich), Copieen ausgezeichneter Gemälde, Modebilder. Die Sonntagsnummer hat eine Beigabe von Karikaturen, welche die Redaction für so wichtig hält, daß sie von ihnen die edelste Wirkung der Satyre, eine Verbesserung der Sitten, erwartet. Den „moralischen Nutzen der Gesellschaft" bezeichnet die Redaction überhaupt als den Zweck des ganzen Unternehmens. „Wir können", sagt Herr Startschewsky, „bei dem äußerst geringen Preise, den wir angesetzt, nicht unsern materiellen Vortheil im Auge haben. Die Mittel, welche uns die Unterstützung und warme Antheilnahme des Publikums im Laufe von sechs Jahren verschafft hat, wenden wir mit Freuden an die Umgestaltung unserer Zeitschrift, die der sittlichen Erweckung insbesondere des Mittelstandes gewidmet sein soll."

Nächst den eigentlich russischen Journalen wollen wir auch die auf russischem Boden in fremder Sprache erscheinenden nicht unerwähnt

Digitized by Google

lassen, da sie gleichermaßen die Culturinteressen des Landes vertreten und ein Ausdruck derselben sind. Wir nehmen daher in unser Verzeichniß der politischen Tageblätter Petersburgs noch die zwei folgenden auf:

Das französische „Journal de Saint-Pétersbourg“ (seit 1825), durch seine Stellung und seinen Einfluß von europäischer Bedeutung, ist im Auslande zur Genüge bekannt. Kostet jährlich 21 Rubel.

Die deutsche „St. Petersburger Zeitung“ (Jahrespreis 13 Rub.), nahezu eine Altersgenossin der russischen „St. Petersburger Nachrichten“, ist wie diese Eigenthum der Akademie der Wissenschaften, von welcher sie seit einigen Jahren der gegenwärtige Redacteur Dr. Friedrich Meyer pachtweise übernommen hat. Den Bedürfnissen der deutschen Bevölkerung Petersburgs wie der benachbarten Provinzen entsprechend, ist sie bei aller patriotischen Haltung in deutschem Geiste geleitet, von welchem der Herausgeber, zugleich Lector der deutschen Sprache und Literatur an der Universität, in wissenschaftlicher sowohl wie in künstlerischer Beziehung durchdrungen ist. Dr. Meyer, aus Arolsen gebürtig (weshalb er sich bei seinen poetischen Arbeiten Meyer von Waldeck nennt), war in Berlin ein eifriger Schüler der Brüder Grimm und Lachmann's; in mehrern Schriften philologischen, literarhistorischen und rechtsphilosophischen Inhalts hat er die Ergebnisse seiner gelehrten Studien niedergelegt, die seiner journalistischen Thätigkeit vorausgingen. Neben und in der letztern selbst versäumt er nicht den Cultus der Musen. Wie anregend er auf einen ihm befreundeten Kreis deutscher Sinnes- und Berufsgenossen wirkt, behalten wir uns vor, bei Gelegenheit einer Betrachtung über das geistige Leben der Deutschen in Petersburg näher zu erwähnen. — Ein Hauptmitarbeiter der Petersburger Zeitung für den politischen Theil ist Herr Burow, bekannt als früherer Redacteur der Königsberger Hartung'schen Zeitung.

W. W.

Digitized by Google

Die Studentenbewegung.

Ein Rückblick aus der Provinz.

Wenn Jugend gern sich klug gebart,
Und Alter will die Thorheit üben
Die lautre Sitte ihr zu trüben,
Wird schwarz davon das reinste Weiß,
Und fahl der Jugend grünes Reis.
Wolfram v. Eschenbach.

Nichts beschäftigt gegenwärtig die öffentliche Meinung in Rußland so lebhaft, wie die Frage der Universitäten. Es ist bekannt, welche Ereignisse diese Frage zu einer brennenden machten. Unsere Zeitungen haben davon zur Genüge erzählt. Auf den Zusammenhang derselben aber mit der geistigen Bewegung im Allgemeinen sind sie wenig oder gar nicht eingegangen. Wir eröffnen eine Uebersicht dieser Verhältnisse mit einer Darstellung, die wir in Briefen aus der Provinz erhalten.

In Rußland freilich, wo in Ansehung alles öffentlichen Lebens die Provinzen hinter dem residenzlichen Centrum (Petersburg und Moskau) so weit zurück sind, wie in Frankreich, mag der Standpunkt eines Beobachters aus der Provinz schwierig und beschränkt erscheinen. Schwierig ist er allerdings, aber beschränkt ganz und gar nicht. Schwierig, weil ein schärferes Auge dazu gehört, alle mitwirkenden Umstände aus einer gewissen Entfernung wahrzunehmen, weil schon die Kenntniß der einzelnen Vorgänge sich da nicht so rasch und unmittelbar gewinnen läßt. Besitzt aber jener Beobachter wirklich ein schärferes Auge, hat er, wenn auch langsamer, die nothwendige Kenntniß doch gewonnen, so kann er auf seinem entfernten Standpunkte unabhängiger von den Parteien bleiben, kann die Dinge umfassender schauen.

Indem wir nun einen Rückblick auf Verhältnisse, die noch nicht ganz überwunden sind, der Mittheilung über die Reformen vorangehen lassen, mit denen die Regierung sie zu überwinden strebt, fangen wir mit einem sehr düstern Bilde an. Wir hätten es gern vermieden; allein sollen wir dem natürlichen Entwickelungsgange folgen, so können wir nicht anders. Und dann gereicht es uns zum Troste, daß wir dies eben in dem Augenblicke thun, wo die Regierung mit Reformvorschlägen für das gesammte Unterrichtswesen, mit Vorschlägen, die durchaus vom Geiste echter Humanität beseelt sind, bereits die Initiative

Digitized by Google

ergriffen hat. Nicht besser können wir dieselben in das rechte Licht setzen, als dadurch, daß wir die Schäden vollständig aufdecken lassen, deren gründliche Heilung eben mit jenen Reformen beabsichtigt wird. Die officielle Erläuterung und Motivirung jener Gesetzentwürfe trifft genau mit der vorliegenden Darstellung und Kritik der Thatsachen zusammen. Sie spricht unsern Beobachter von dem Vorwurf der Uebertreibung frei. Ob wir ihn auch von dem Vorwurf freisprechen dürfen, daß er wohl etwas zu schwarz sieht? Wie sollte er aber anders, da ihn sein Rückblick eben zwang, ins Schwarze zu sehen!

Akjerman am Dniestr, 14. Februar 1862.

— — Prüft man die Bewegung, die an unsern Universitäten stattgefunden, so drängen sich vor Allem zwei Fragen auf: wie weit ist dieselbe in unserer jüngsten Vergangenheit begründet (denn daß einige verfehlte Maßregeln nur die Veranlassung, nicht den Grund dazu darboten, bedarf wohl keines Beweises), und wie wirkt sie auf unsere Gegenwart zurück?

Die erste dieser Fragen nöthigt mich ziemlich weit auszuholen.

Von mancher Seite ist die Behauptung aufgestellt worden, die russische Gesellschaft sei gegenwärtig die liberalste, die in Europa existirt. Richtig aufgefaßt, enthält dieser auch in der deutschen Presse oft wiederholte Ausspruch manches Wahre und bietet den Schlüssel zu sehr vielen Erscheinungen unsers öffentlichen Lebens. Kaum war der Bann des alten Regierungssystems gelöst, so begann die Opposition der Gesellschaft. Sie machte sich zuerst in einer schonungslosen Kritik des Bestehenden geltend. Unsere Literatur der letzten fünf Jahre ist vielleicht einzig in Betreff der Rücksichtslosigkeit, mit welcher sie die Mißverhältnisse unseres öffentlichen Lebens enthüllte. Und dennoch blieb sie, aus begreiflichen Gründen, weit zurück hinter dem, was in der Gesellschaft selbst vorging. Die Causerien in den Salons, die Gespräche in den Clubbs, ja sogar die Vorträge so manches nach Popularität haschenden Professors trugen wenigstens ebenso viel dazu bei, jene Stimmung hervorzurufen, welche als die jetzt bei uns herrschende bezeichnet werden muß. Diese Stimmung ist Unzufriedenheit — Unzufriedenheit mit Allem, sowohl mit den Dingen, als mit den Personen. Niemand vermag es uns recht zu machen. Die verschiedensten Parteien, in allem Uebrigen einander schroff entgegen, sind darin einig, daß das Bestehende nichts tauge, daß es faul geworden und über den Haufen geworfen werden müsse. Was an seine Stelle zu setzen, und ob es überhaupt möglich sei, für den Augenblick etwas Besseres zu Stande zu bringen, daran dachten und denken auch jetzt wohl nur sehr Wenige. — Es sind eben die Flegeljahre

Digitized by Google

einer Gesellschaft, die sich zu fühlen beginnt und die in ihrem unbestimmten, schrankenlosen Sehnen die Knabenjacke zu eng findet, in der sie aufgewachsen.

Natürlich konnte diese Stimmung auf die Jugend und namentlich auf die studirende Jugend nicht ohne Einfluß bleiben. Ist sie ja doch überall und zu jeder Zeit die Trägerin derjenigen Ideen, welche die Zukunft beherrschen. Dazu kam noch ein anderer Umstand: sie vor Allen wurde der Einwirkung des Mannes ausgesetzt, der am frühesten jener Stimmung einen Ausdruck in der Literatur gegeben und sich unter unseren administrativen Größen der letzten Jahre als einen Mann von hervorragendem Geist erwiesen hatte. Ich meine Pirogoff*) und seine Ernennung zum Curator des Odessaer Lehrbezirks. Sein kurz vorher erschienener Aufsatz „Die Fragen des Lebens" hatte ihn rasch zu einem der populärsten Männer Rußlands gemacht. In diesem Aufsatze ist nichts Außerordentliches, keine orginelle Idee, keine epochemachende Entdeckung, aber dessenungeachtet wirkte er gleich einem zündenden Funken. Er enthält nichts als ein im Ausdruck sehr bescheidenes und gemessenes Infragestellen des von der vorigen Regierung so weit getriebenen Systems der Fachbildung und schließlich eine Verurtheilung desselben im Namen der allgemein menschlichen Entwickelung. Aber indem er zur Kritik der bestehenden Verhältnisse im Unterrichtswesen anregte, traf er auf wunderbare Weise zusammen mit der öffentlichen Stimmung und sicherte seinem Verfasser einen Erfolg, den er sonst wohl schwerlich gefunden hätte.

Diesen Mann nun, ausgerüstet mit einer seltenen persönlichen Autorität, welche dadurch noch unendlich gesteigert wurde, daß sich in ihm der Zeitgeist gleichsam verkörperte, stellte man, wie gesagt, in amtliche Beziehung zum Unterrichtswesen und zur studirenden Jugend. Seine Kritik gewann dadurch einen thatsächlichen, praktischen Boden; sie wurde zur Reform, zum Kampfe gegen wirkliche oder eingebildete Mißbräuche. Und solcher gab es leider nicht wenige. Sie wurzelten ebenso in den Persönlichkeiten wie in den Institutionen, herrschten gleicher Weise in den niederen wie in den höheren Schulen, wenn sie auch in letzteren vielleicht in geringerm Maße hervortraten. Die Gymnasien hatten meist Directoren, die nichts von der Sache verstanden. Nicht selten waren es ausgediente Offiziere, die weder durch Kenntnisse noch durch Charakter den ihnen untergebenen Lehrern und den Schülern zu imponiren vermochten. Da blieb ihnen denn nichts

*) Nikolaus Pirogoff, der sich schon vor seiner durchgreifenden Wirksamkeit im Schulwesen als Anatom einen großen Namen auch im Auslande erworben hatte. D. Red.

Digitized by Google

übrig, als sich auf ihre äußere, amtliche Autorität zu stützen. Fast nirgends war in Folge dessen das Verhältniß der Lehrer zum Director ein wahrhaft collegialisches. Fast überall traf man entwürdigende Unterwürfigkeit auf der einen, empörenden Despotismus auf der anderen Seite. Wenn irgend etwas dieses Verhältniß in minder schroffe Formen kleidete, so war es das Gefühl der Mitschuld, das dann wiederum mitunter zu skandalösen Auftritten Veranlassung gab. Im Unterrichtswesen nämlich herrschte ganz wie in der Verwaltung Bestechlichkeit und Corruption, großentheils bedingt durch die mangelhaften Gehalte, weit mehr aber noch durch den Geist der ganzen Gesellschaft. Die Gymnasien waren und sind zum Theil noch jetzt privilegirte Anstalten, die ihre Schüler nicht nur mit einer gewissen Summe von Kenntnissen, sondern auch mit bedeutenden bürgerlichen Rechten ausstatten. Natürlich handelt es sich für die Eltern sehr vieler Schüler hauptsächlich um die letzteren, und es liegt ihnen wenig daran, ob ihre Söhne etwas lernen, wenn sie nur den gewünschten Tschin (Rang) bekommen. Dadurch wurden die Examina sowohl der Abiturienten, als der aus einer Klasse in die andere Uebergehenden eine ergiebige Fundgrube für Lehrer und Directoren. Die einen schröpften ihre Schüler unter dem Titel von Privatlectionen, die anderen nahmen sie in Kost und ließen sich dafür unverhältnißmäßige Preise zahlen. Die Directoren verschmähten auch nicht eine andere Erwerbsquelle, welche ihnen der Umstand eröffnete, daß mit den meisten Gymnasien, wie mit den französischen Lyceen Internate unter dem Namen adliger Pensionen verbunden sind. Da wurde denn Oekonomie gemacht, d. h. die Zöglinge möglichst schlecht unterhalten, und das an Kost und Bekleidung abgesparte Geld in die Tasche gesteckt. Welche Achtung konnten solche Erzieher ihren Zöglingen einflößen! Welches andere Mittel hatten sie, um sich bei ihnen in Respect zu setzen, als das der rohen Gewalt! Danach war denn auch die Handhabung der Disciplin. In dem einzigen Gymnasium von Shitomir z. B. kamen nach officiellen gedruckten Angaben (Circulare des Kiewschen Lehrbezirks 1859. Nr. 8) bei einer Frequenz von 750 Schülern in einem Jahre nicht weniger als 600 Fälle körperlicher Züchtigung vor. Eine ganze Gymnasialklasse von fünfzehn- oder sechzehnjährigen Knaben der Reihe nach abzuprügeln, wenn der Schuldige nicht entdeckt werden konnte, war nichts Unerhörtes in unserer praktischen Pädagogik. Vom Unterricht schweige ich: es ist leicht zu begreifen, was er unter solchen Umständen sein konnte und sein mußte.

In diese Verhältnisse hinein versetzte nun die Regierung im Jahre 1856 Pirogoff mit der im Bereich seines Lehrbezirks de facto — und besonders damals — fast unbeschränkten Gewalt eines Curators.

Digitized by Google

Pirogoff ist ein Mann von außergewöhnlichem Geist, tiefer und vielseitiger Bildung, beseelt von dem Wunsche Gutes zu schaffen, ein Mann von eiserner Energie und unerschöpflicher Arbeitskraft, aber auch von unbeugsamer Starrheit — ein Mann, dessen ganzes Wesen darauf angelegt ist, im Kampfe mit widerstrebenden Kräften, wenn es sein muß, zu zerschellen, aber nie und nimmer nachzugeben. Schonungslos und ohne alle diplomatischen Rücksichten griff er ein in das vor ihm liegende Chaos, und ward gerade dadurch, durch sein Zusammentreffen mit der allgemeinen Stimmung zu einer wirklichen Macht in der russischen Gesellschaft. Alle Unzufriedenen — und das waren ja sämmtliche Glieder dieser Gesellschaft — erblickten in ihm ihren Führer, wenn auch nur die Wenigsten an das Ziel dachten, wohin er sie leiten mochte. Er wurde zum Haupte, zur greifbaren Verkörperung der Opposition — einer Opposition, die nicht gegen die Regierung gerichtet war, da diese zum Theil selber dazu gehörte — einer Opposition gegen alles Bestehende. Wie weit seine Wirksamkeit über die Grenzen seines unmittelbaren Wirkungskreises reichte, ersehen Sie daraus, daß die Zeit seines Aufenthalts in Odessa und später in Kiew das in unserer neueren Geschichte vielleicht einzige Beispiel einer geistigen Einwirkung der Provinzen auf die Metropolen darbietet. In Petersburg wie in Moskau lauschte man seinen Worten, verschlang man seine kurzen, aber gedankenreichen Aufsätze, folgte man mit der größten Spannung seiner praktischen Thätigkeit. An dieser trat natürlich vor allen Dingen diejenige Seite hervor, die aufs Niederreißen gerichtet war, denn darin lag ja eben der Grund ihres ganzen Einflusses auf das Publikum.

Allein obgleich Pirogoff in der Geschichte unserer gegenwärtigen Entwickelung hauptsächlich als zersetzendes Element auftritt, so ist er doch keineswegs eine blos verneinende Natur. Im Gegentheil ging in seiner Wirksamkeit das Aufbauen soviel als möglich Hand in Hand mit dem Niederreißen, nur daß man auf jenes lange nicht die Aufmerksamkeit wendete, wie auf dieses. Dessenungeachtet würde sein positives Schaffen sicher die erwünschten Früchte getragen haben, wäre es nicht so unzeitig unterbrochen worden. Schon seine Versetzung aus Odessa nach Kiew war ein Fehlgriff, und vollends seine später erfolgte gänzliche Entlassung aus dem activen Staatsdienst kann man nicht genug beklagen. Die Putiatin'schen Conflicte waren nichts als nothwendige Consequenzen dieses Mißgriffes. Man hätte Pirogoff lieber gar nicht zum Curator ernennen sollen, als ihn auf halbem Wege zum Rücktritt nöthigen.

Die Folgen dieser Halbheit ermangelten nicht sich bald fühlbar zu machen. War in den Gymnasien die frühere Art und Weise zu

Digitized by Google

disciplíniren unmöglich geworden, ohne daß etwas sie ersetzt hätte, so schwand selbstverständlich mit dem Bösen, das sie mit sich gebracht, auch das wenige Gute, das an ihr haftete. Zügellosigkeit riß ein, ohne daß die Sittlichkeit der Jugend gewonnen hätte. Bei den Prüfungen nahm die Bestechlichkeit ab, aber Fleiß und Arbeitsamkeit vermehrten sich dadurch nicht. Im Gegentheil litten die Studien. Früher hatten wenigstens die ärmeren Schüler, denen keine Mittel der Bestechung zu Gebote standen, arbeiten müssen. Jetzt kam jeder Examinator, der einigermaßen strenge verfuhr, in den Verdacht, daß er darauf ausgehe, Geschenke zu erpressen; und diese Ansicht ward von den Eltern, denen, wie gesagt, großentheils noch immer wenig daran liegt, ob ihre Söhne etwas lernen, eben so sehr gehegt, wie von den Schülern selbst. Natürlich gehört keine geringe moralische Kraft dazu, einer solchen Stimmung, die nicht selten von liberalisirenden oder gewissenlosen Chefs getheilt wird, Widerstand zu leisten. Wer mag denn gern für habsüchtig und bestechlich, im besten Falle für einen Pedanten gehalten werden? So geschah es, daß die Prüfungen, welche früher nur gegen die Reichen nachsichtig waren, es jetzt gegen sämmtliche Examinanden wurden. Dem entsprechend sank denn auch unsere Gymnasialbildung immer tiefer. Trotz allen Geredes von Fortschritten, trotz einer über Nacht aufgegangenen massenhaften pädagogischen Literatur, trotz vieler wirklicher Verbesserungen in Methoden und Lehrmitteln, verließen unsere Abiturienten jetzt die Gymnasien im Ganzen mit mangelhafteren Kenntnissen und weniger durchgebildet, als vor zehn oder fünfzehn Jahren.

Wie diese Zustände auf unser Universitätswesen einwirken mußten, ist leicht zu ermessen. Jene Mißverhältnisse, welche Pirogoff vorzüglich im Bereich des mittlern Unterrichts bekämpfte, hatten, wie ich bereits angedeutet, auch auf den Hochschulen geherrscht, wenn sie gleich nicht so grell daselbst auftraten. Auch hier war Bestechlichkeit ein weit verbreitetes Uebel, und ich könnte Ihnen, wenn es mir um eine chronique sandaleuse zu thun wäre, wunderliche Geschichten von der Art erzählen, wie einzelne Professoren von ihrem Auditorium Lösegeld erhoben. Dazu kam bei den meisten Mangel an wissenschaftlichem Streben. Beides konnte ihnen durchaus keine moralische Autorität über die Studenten verschaffen. Rund heraus gesagt, eine große Anzahl unserer Universitätsdocenten genoß und verdiente keine Achtung. Es wiederholte sich bei ihnen dasselbe, was ich oben über die Gymnasien bemerkte. Nachdem einmal der Riegel unerbittlicher äußerer Zucht gefallen, nachdem eine bloß auf Titel und Amt basirte Autorität im Staate überhaupt unmöglich geworden war, öffnete sich die Kluft zwischen Lehrern und Lernenden in grausenerregender Weise. Wer von

Digitized by Google

den Professoren sich der Popularität unter den Studenten erfreute, verdankte sie nicht wissenschaftlichen Leistungen, sondern seiner Parteistellung. Mit den Prüfungen ging es genau so, wie in den Gymnasien. Die Forderungen der Examinatoren, sowohl bei der Aufnahme neuer Studenten als bei dem Uebergang der alten aus einem Cursus in den andern, und bei der Entlassung, wurden schwächer und schwächer, und zuletzt verwandelte sich die ganze Procedur der Prüfungen in eine Komödie. Strenge galt je weiter, desto mehr als Zeichen von Pedanterie oder von Unredlichkeit, und von vielen Seiten wurde sogar der allgemeine Satz aufgestellt, dem Interesse der Wissenschaften entsprächen überhaupt gar keine Examina, die daher als bloße Form zu betrachten wären. Daß die Universitäten nicht bloß wissenschaftliche, sondern auch Staatsanstalten sind, daß sie nicht nur Kenntnisse verbreiten, sondern auch bedeutende bürgerliche Rechte verleihen, Rechte, die man doch nicht so ganz umsonst vergeben dürfe, das überging man geflissentlich mit Stillschweigen. — War früher alles Leben in todten Formen erstarrt, so drohte es jetzt in Formlosigkeit unterzugehen — das unausweichliche Attribut jeder Uebergangsperiode.

Die nächste Folge des eben erwähnten Umstandes war eine gesteigerte Frequenz unserer Universitäten. Es ist unstreitig bequemer und kürzer, eine bestimmte Rangklasse durch ein spottleichtes, fast nur der Form nach vorhandenes Examen zu erobern, als sie durch vieljährige Dienste in den Kanzleien und Amtstuben zu erwerben. Daher strömte jetzt eine Menge junger Leute den Universitäten zu, die sonst in den Staatsdienst traten, ohne studirt zu haben. Daß die gesteigerte Frequenz keineswegs durch eine größere Wissenschaftlichkeit und ein regeres Streben im Volke nach Cultur bedingt ist, beweist der Umstand, daß in den letzten Jahren, trotz dieser Frequenz, weit weniger Diplome der höheren Gelehrtengrade (eines Magisters oder Doctors) verliehen wurden, als früher, und die Unmöglichkeit, das Lehrerpersonal an unseren höheren Anstalten vollzählig zu erhalten. Das geht auch schon aus dem wenig erbaulichen Zustand unserer wissenschaftlichen Literatur hervor. — Man nehme nur unseren Universitäten die am Ende des Cursus dem Studenten winkenden Vorrechte, und sehe dann, wie es mit dem Besuch der Hörsäle, wenigstens in den Provinzen, stehen würde.

Diese Verhältnisse brachten es allmälig dahin, daß der Hauptzweck, dem die Universitäten zu dienen haben, das Studium, in den Hintergrund trat. Was konnten auch junge Leute, wie die Mehrzahl derer, die in letzter Zeit unsere Universitäten bevölkerten, der ernsten Wissenschaft für einen Geschmack abgewinnen! Wo sollten sie die Ehrfurcht vor ihr hernehmen, wenn die Repräsentanten derselben

Digitized by Google

ihnen weder durch Geist noch durch Gelehrsamkeit imponirten und die Masse der Gesellschaft kaum eine Ahnung davon hatte, daß Wissen Macht sei! Dazu die traurige Richtung eines Theils unserer Journalistik, außerhalb deren eine Literatur kaum zu finden ist, der trostlose Nihilismus vieler einflußreichen Organe derselben, die auf systematische Weise nicht nur die Gelehrten, sondern auch die Gelehrsamkeit selber in den Schmutz herabziehen und eine Apotheose der göttlichen Unwissenheit predigen. Berücksichtigt man dies alles, so muß man zugeben, daß unsere Studenten am wenigsten anzuklagen sind, wenn sie nicht lernen wollten. Nur beklagen darf man sie als die Opfer einer Epoche, in der jetzt noch das negative Zerstören, kein schöpferisches Neugestalten überwiegt.

Etwas aber mußten sie doch treiben, wenn es mit dem Studiren nicht gehen wollte. Politik bot den einladendsten Gegenstand für ihre Thätigkeit. Indeß würde man sehr irren, wenn man in diesen quasi-politischen Umtrieben etwas Ernstliches erblicken wollte. Nirgends, selbst in Kiew, wo man am ehesten von Seiten der Polen und Kleinrussen ernsthafte politische Tendenzen hätte erwarten können, sind dergleichen zu Tage getreten. All das Rumoren in Petersburg und in Moskau, all dieser Spuk mit den Sonntagsschulen, den Gesellschaften zu gegenseitiger Unterstützung, den Trauergottesdiensten zu Ehren Schewtschenkos oder der bei den Bauernunruhen in Kasan Gefallenen war so harmlos wie das Soldatenspielen von Schuljungen. Wenn die studirende Jugend dessenungeachtet sich mit ganzer Seele diesen zeitvertreibenden Aufregungen hingab, wenn sie darüber von Vorlesungen, denen man kein politisches Colorit zu geben verstand, nichts wissen wollte, so war dies eben eine Folge der oben charakterisirten Abwesenheit höherer wissenschaftlicher Interessen und hätte bei Vorhandensein der letzteren nichts zu bedeuten gehabt. Aber selbst wie die Sachen jetzt lagen, war jene Aufregung weit entfernt, einen staatsgefährlichen Charakter anzunehmen. Eine Belebung des wissenschaftlichen Interesses wäre hinreichend gewesen, sie auf ihr richtiges Maß zurückzuführen.

Leider wurde die Sache anders aufgefaßt. Im ersten Schreck übersah man, daß der Charakter des gesammten Studententreibens nur ein corporativer, durchaus kein politischer war, daß dergleichen corporative Tendenzen in ganz Deutschland sich mit dem zahmsten Conservativismus vertragen und niemals dem Staate Gefahr brachten, daß eine solche Gefahr noch weit weniger bei uns drohen könnte, wo das Studententhum durchaus nicht jene Wurzeln im Volksleben besitzt, die es in Deutschland oder Frankreich zu einem durch und durch populären Institute machen, daß im Gegentheil der Masse des Volkes

Digitized by Google

bei uns nichts fremder ist, als Universität und Studenten. Das alles vergaß man in gespensterseherischer Angst, welcher die Spielereien der Studenten mit Geschwornengerichten als offene Proteste gegen die bestehende Justizverfassung des Reiches, ihre Berathschlagungen über Verwendung der zu Gunsten mittelloser Commilitonen eingesammelten Summen als Keime künftiger Jacobinerclubbs erschienen. Mancher hochgestellte Beamte mochte dabei mit gelindem Entsetzen an die demagogischen Umtriebe in Deutschland während der zwanziger Jahre, an die Wiener Aula von 1848 zurückdenken. Daraus erklären sich die Maßnahmen, mit denen man schließlich allein solche Gespenster zu bannen glaubte. Wie man auch über diese Maßregeln urtheilen mag — und über die Art ihrer Ausführung, die fast darauf berechnet schien, böses Blut zu machen, ist an entscheidender Stelle selbst klar genug und thatsächlich geurtheilt worden — in ihren Folgen hat sich etwas historisch Nothwendiges erfüllt. Allein ebenso historisch begründet war das Treiben der Studenten, das sie hervorgerufen. Auch der strengste Richter wagt diese nicht unbedingt zu verdammen; denn sie wurden nur das Opfer von Verhältnissen, die sie durchaus nicht selber geschaffen hatten.

Sind nun die Katastrophen vom letzten Viertel des vergangenen Jahres entscheidend gewesen? Mit anderen Worten: bilden sie eine Krisis, aus der schon jetzt unmittelbar ein Besseres erwachsen wird? Die Beantwortung dieser Fragen hängt innig mit der oben aufgestellten zusammen: wie wirkt die Bewegung in unseren Universitäten auf unsere Gegenwart? Dies zu erörtern, müßte ich an den allseitigen Nachhall anknüpfen, den sie in unserer periodischen Presse gefunden hat. Es soll in meinem nächsten Briefe geschehen.

R. S.

Digitized by Google

Zur Reform des Unterrichtswesens.

Bürgerglück
Wird dann versöhnt mit Fürstengröße wandeln,
Der karge Staat mit seinen Kindern geizen,
Und die Nothwendigkeit wird menschlich sein.
Schiller.

Vor uns liegen drei so eben im Druck erschienene Entwürfe neuer Reglements: für die allgemeinen Bildungsanstalten im Ressort des Unterrichtsministeriums; für die Volksschulen; für die Universitäten.

Der erstere enthält die neueste Bearbeitung eines im Auftrage des Ministeriums von dem berathenden Ausschusse der Hauptschulverwaltung (dem „gelehrten Comité") unternommenen und im Februar 1860 nach vielfältigen Abänderungen zum Abschluß gelangten Entwurfes.

Bedeutsam genug datirt jener Auftrag vom Jahre 1856, demselben Jahre, in das, wie oben mitgetheilt wurde, die Berufung Pirogoff's zur Wirksamkeit eines Curators fiel. Der Leser erinnert sich, daß als der Kern von Pirogoff's epochemachendem Aufsatze „Die Fragen des Lebens" das Geltendmachen allgemeinmenschlicher Bildung gegen ein ausschließendes Fachsystem bezeichnet wurde. Genau dasselbe ist von Anfang an die leitende Idee des neuen Reglements. Sie ist ihm in der gegenwärtigen Bearbeitung des Entwurfes, einer wesentlich modificirenden und ergänzenden, geblieben, und erscheint hier als seine oberste These. Die Uebereinstimmung zwischen den in dieser Hinsicht von Pirogoff aufgestellten Grundsätzen und den motivirenden Principien des neuen Reglements ist so groß, daß wir uns nicht versagen können, aus jenem Aufsatz Pirogoff's ein paar Stellen anzuführen:

„Alle, die sich dazu bereiten, nützliche Bürger zu werden, müssen zuerst lernen Menschen sein.

Daher haben Alle bis zu einer gewissen Lebensepoche, in der ihre Neigungen und Fähigkeiten sich herausstellen, an einer und derselben sittlich-wissenschaftlichen Ausbildung Theil zu nehmen. Nicht umsonst werden gewisse Kenntnisse von Alters her die „humaniora" genannt; d. h. sie sind jedem Menschen unentbehrlich. Diese Kenntnisse, so sehr auch ihre Gestalt mit der Vernichtung des Heidenthums, der Vervollkommnung der Wissenschaften, der Entwickelung des bürgerlichen Lebens verschiedener Nationen, sich verändert hat, bleiben doch für immer dieselben Leuchten auf dem Lebenswege des neuen wie des alten Menschen.

Digitized by Google

Demnach ist die Richtung, der Weg, auf welchem allgemein-menschliche Bildung zu erzielen, für Jedermann, der diesen Namen verdienen will, klar vorgezeichnet. Sie ist eine sehr natürliche, ungezwungene, sie ist die vortheilhafteste für die Regierungen wie für die Unterthanen.

Für die Regierungen, weil dann alle Zöglinge bis zu einem gewissen Alter in einer und derselben Richtung, in einem Geiste, zu einem und demselben Zwecke gebildet werden. Mithin ist die sittlich-wissenschaftliche Erziehung aller künftigen Bürger in dieselben Hände gegeben. Alle Absichten, alle heilsamen Vorsätze der Regierungen zur Förderung der Cultur können dann consequent ausgeführt werden, mit gleicher Energie, von Leuten derselben Competenz.

Für die Unterthanen, weil alle Zöglinge bis zu ihrem Eintritt in die Zahl der Bürger gemeinschaftlich gleiche Rechte und gleiche Vortheile der Erziehung genießen.

Das Vortheilhafte dieser Identität der Erziehung, dem Geiste und den Rechten nach, muß man nicht daraus erklären, daß etwa die aus der Verschiedenheit derselben hervorgehende Theilung der Gesellschaft in Corporationen für die letztere etwas Schädliches wäre. Nein, im Gegentheil; ich sehe in der Aufmunterung der Corporationen ein Mittel, die moralische Existenz verschiedener Klassen und Stände zu heben, ihnen Achtung vor ihren Beschäftigungen und dem ihnen vom Schicksal angewiesenen Wirkungskreise einzuflößen. Allein um aus dem herrschenden Corporationsgeiste Nutzen für die Gesellschaft zu ziehen, darf man dessen Entwickelung nicht eher fördern, als bis alle geistigen Fähigkeiten des jungen Mannes vollständig entwickelt sind. Sonst ist zu befürchten, daß eben diese Mittel falsch verstanden und zur Unzeit angewendet werden.

Indessen läßt sich das Vorhandensein von Fachschulen in allen Ländern und bei allen Völkern aus nicht unerheblichen Gründen rechtfertigen.

Dahin gehört die für einige Nationen fast zum Lebensbedürfniß gewordene Nothwendigkeit einer speciellen Ausbildung ihrer Bürger in mancherlei Wissens- und Kunstzweigen, die für die Wohlfahrt und sogar für die Existenz des Landes unentbehrlich sind; zumal wenn dieses fortwährend in der Lage ist, von den Resultaten der Bildung junger Specialisten einen möglichst schnellen und umfassenden Gebrauch machen zu müssen.

Allein erstlich giebt es für ein Land, es sei wie es wolle, kein wesentlicheres und unentbehrlicheres Bedürfniß, als „echte Menschen". Die Quantität hält nicht Stich vor der Qualität. Und hätte sie auch die Ueberhand, so wird sie doch früher oder später mit all ihrer Massenhaftigkeit sich unwillkürlich der geistigen Macht der Qualität unterordnen.

Das ist ein historisches Axiom.

Digitized by Google

Zweitens schließt die allgemeinmenschliche oder Universitätsbildung keineswegs das Bestehen solcher Fachschulen aus, die sich mit der praktischen, angewandten Bildung junger Leute zu beschäftigen haben, nachdem letztere durch die allgemeinmenschliche schon vorbereitet sind.

Ja, die Fachschulen, wie die ganze Gesellschaft gewinnen ungleich mehr dabei, wenn sie moralisch und wissenschaftlich in Einem Geiste und Einer Richtung vorbereitete Schüler zu ihrer Disposition haben.

Die Lehrer an diesen Schulen erhalten zur Aussaat ein schon cultivirtes und bearbeitetes Feld. Die Schüler können leichter das Empfangene sich aneignen.

Endlich wird bei jungen Leuten von hinreichender allgemeinmenschlicher Vorbildung auch der Corporationsgeist, der Begriff von der Ehre und Würde jener Stände, für welche die Fachschulen vorbereiten, zu einer rechtzeitigen und bewußten Entwickelung gelangen.

Und dann, was für Gegenstände sind denn auch das wesentlichste Ziel in den Fachschulen?

Sind es nicht eben solche, deren Erlernung schon vollständig entwickelte geistige Fähigkeiten, physische Kräfte, Talente und besondern Beruf erfordern?

Also wozu, frage ich, diese Hast und Eile mit Fachbildung? Wozu sie vor der Zeit beginnen?

Ich weiß recht wohl, daß die Riesenfortschritte der Wissenschaften und Künste in unserem Jahrhundert den Specialismus zu einem unabweislichen Bedürfniß der Gesellschaft gemacht haben; allein ich weiß auch, daß echte Specialisten einer vorbereitenden allgemeinmenschlichen Bildung zu keiner Zeit so sehr bedurft haben, wie in der unseren."

So weit Pirogoff. Ganz in gleichem Sinne faßt der Entwurf des neuen Schulreglements seine Aufgabe.

Er will, daß der Zweck der Schulen kein anderer sei, als die Erziehung zum Menschen, was er dahin erläutert, daß „alle geistigen, moralischen und physischen Kräfte der lernenden Jugend, zu jener allseitigen und gleichmäßigen Entwickelung gebracht werden, aus der allein eine vernünftige, der Menschenwürde entsprechende Anschauung und ein richtiger Gebrauch des Lebens hervorgehen können."

Ganz im Sinne Pirogoff's behandelt der vorliegende Entwurf die Allgemeinbildung im Gegensatze zum Specialismus als Ausgangspunkt aller Schulreformen in Rußland. Nachdem er dargethan, wie die Elementar- und Kreisschulen nicht einmal den niedrigsten Anforderungen des Unterrichts entsprächen, weshalb sie gänzlich in Mißcredit gekommen, macht er auch über die den Interessen wahrhafter Cultur widersprechende Verfassung der Gymnasien klar, und charakterisirt dieselben nicht viel anders, als unser Correspondent aus der Provinz. Bei dem Mangel an tüchtigen, pädagogisch vorbereiteten Lehrern, seien

Digitized by Google

die Lectionen und nicht die Ausbildung der Schüler Hauptsache geworden. Die besonderen Privilegien solcher Schulen hätten die meisten Zöglinge zur Beamtencarrière hingedrängt. Der Entwurf weist nach, daß die russischen Kreisschulen und Gymnasien den Charakter von Anstalten angenommen, die rein specielle Zwecke verfolgen, daß sie lediglich Vorbereitungsanstalten für künftige Beamte geworden, und fährt fort:

„Jetzt, wo die Leibeigenschaft aufgehoben ist und damit Allen ohne Ausnahme bürgerliche und Menschenrechte verliehen worden, kann eine solche Richtung der Erziehung nicht länger bestehen. Jetzt zeigt sich mehr als jemals die dringende Nothwendigkeit, die jungen Leute zu jeder Laufbahn und jedem Wirkungskreise vorzubereiten. Damit von den Menschenrechten ein vernünftiger Gebrauch gemacht werde, muß in den Massen ein Bewußtsein dieser Rechte, Liebe zu vernünftiger Arbeit entwickelt, muß Jedem Achtung vor sich selbst und vor dem Menschen überhaupt eingeflößt werden. Dadurch allein ist es möglich, die bei uns noch herrschende Trennung der Stände zu beseitigen und eine weise Vertheilung aller in der Gesellschaft wirkenden Kräfte herbeizuführen.

Aus diesen Gründen hält das Comité es für nothwendig, allen unsern niederen und mittleren Lehranstalten einen lediglich allgemeinbildenden Charakter zu geben, d. h. nicht die Vorbereitung von Specialisten, sondern die Erziehung des Menschen zu ihrer Hauptaufgabe zu machen."

Dem durch die Schulen begünstigten Drängen zur Beamtencarrière soll nun durch Verordnungen begegnet werden, die den hierbei wirkenden Reiz sowohl äußerlich als innerlich entfernen.

Art. 165 und 212 des Entwurfs bestimmen, daß die Gymnasialschüler keine Uniform mehr zu tragen haben. Diese Bestimmung wird folgendermaßen motivirt:

„Die Uniformirung trägt viel dazu bei, in den Schülern den Gedanken festzusetzen, daß sie zum Beamtenstande gehören. Mit dem Anlegen der Uniform entfremdet sich der Bürgersohn der Thätigkeit seines Vaters und denkt nur an seinen Austritt aus dessen Stand."

Alle Schulprärogative, die anderweit nur im activen Dienst zu erlangen sind, fallen weg; dagegen bietet die Beendigung des vollständigen Schulcursus Rechte (bei der Aufnahme auf Universitäten, Anstellungen u. s. w.), die jedem Stande zu Gute kommen, und daher geeignet sind, die niederen Stände durch Bereicherung mit gebildeten Mitgliedern zu heben. So bestimmt Art. 216. §. 7, daß die in niederm Stande Verbleibenden ein Jahr nach Beendigung des Schulcursus das persönliche Ehrenbürgerrecht erlangen, wofern sie sich während dieser Zeit unbescholten erhalten haben (keinem entehrenden gerichtlichen Erkenntniß unterlagen).

Digitized by Google

Die Schulen theilen sich bei gleichem Zweck der Allgemeinbildung, je nach der Zahl und Beschaffenheit ihrer Bildungsmittel oder auch der materiellen Kenntnisse, welche ihre Schüler erhalten, in drei Kategorien:

Volksschulen für Knaben und Mädchen.
Progymnasien und Mädchenschulen zweiten Ranges.
Gymnasien und Mädchenschulen ersten Ranges.

Die Progymnasien sind eine neue Schöpfung des vorliegenden Entwurfes, als Ersatz für die zu schließenden Kreisschulen in größern Städten, während die in kleineren Städten und Flecken durch bloße Volksschulen ersetzt werden sollen. Das Progymnasium wird in gewissem Grade unsern deutschen Bürgerschulen entsprechen. Es tritt an die Stelle der in Wegfall kommenden unteren Gymnasialklassen und bereitet demgemäß zu den höheren vor, aus denen allein die Gymnasien nunmehr bestehen sollen. Vor den Volksschulen hat es ein umfassenderes Unterrichtsmaterial voraus. Zu einem vollständigen Cursus der Religion, der Muttersprache, der Mathematik, Naturgeschichte, Geographie und Weltgeschichte kommen hier noch fremde Sprachen (die deutsche und französische), ohne jedoch obligatorisch zu sein, aus Rücksicht theils auf solche Schüler, deren Kräfte die Menge von Gegenständen übersteigt, theils auf solche, die in ihren Verhältnissen jener Sprachen auch wohl entrathen können. Dagegen werden Gesang und Gymnastik, die bis jetzt selbst in den höheren Schulen nur ausnahmsweise vorkamen, in allen obligatorisch. Eingedenk seiner Aufgabe, auf eine Erziehung hinzuwirken, welche auch die vollständige Entwickelung der physischen Kräfte bezweckt, hebt der Entwurf den Werth und die Unerläßlichkeit der Gymnastik, besonders in Städten, wo die Bewegung der Kinder im Freien so sehr beschränkt ist, nachdrücklich hervor.

Bei der Einrichtung der Gymnasien war von vornherein die Vielartigkeit der Gegenstände in Betracht zu ziehen, die gleichermaßen zur Allgemeinbildung gehören. Hier begegnet uns sofort der Dualismus der humanistischen und Realstudien. An dem Beispiel Englands und Deutschlands wird in dem Entwurf erhärtet, wie in einer und derselben Anstalt nur das Uebergewicht der einen oder der andern Studien möglich ist. Es wird darauf hingewiesen, daß sie in Deutschland sich zwischen Gymnasien und Realschulen theilen; daß in den ersteren die alten Sprachen, in den letzteren Mathematik und Naturkunde nebst ihren Hilfswissenschaften vorwalten.

Eine Theilung gleicher Art ist in dem Entwurfe auch für Rußland als nothwendig angenommen; und darauf gründet sich die

Digitized by Google

Doppeleinrichtung: von philologischen und Realgymnasien. Der Unterschied zwischen beiden ist auf das Studium der alten Sprachen einerseits und der Naturwissenschaften andererseits zurückgeführt; so zwar, daß diese Gegenstände im Allgemeinen beiderlei Gymnasien zufallen, in Maß, Behandlung und Specialisirung aber nach dem Charakter dieser Anstalten wechseln. In den philologischen Gymnasien tritt das Studium der alten Sprachen (der lateinischen und griechischen) dergestalt in den Vordergrund, daß es die Hälfte der Unterrichtszeit einnimmt. Mathematik ist bedeutend reducirt und aus den Naturwissenschaften nur Physik, physische und mathematische Geographie herausgehoben. Das Realgymnasium dagegen kann bei gleichem Princip der Allgemeinbildung die Kenntniß der alten Sprachen nicht mehr als gelehrten Zweck, sondern nur als Bildungsmittel behandeln. Insofern genügt die Beschäftigung mit dem Lateinischen allein, und das nicht einmal in dem Maße, als es für die Bedürfnisse des Philologen erforderlich ist. Das Griechische muß, da es sich hier um erweiterten Raum für ein umfassendes Studium der Naturwissenschaften handelt, ganz weichen. Der Entwurf verkennt keineswegs die hohe geistige Bedeutung dieser reichsten von den alten Sprachen; allein er hält sie nicht für unentbehrlich zur Allgemeinbildung, ja, nicht einmal unter allen Umständen zu einer gelehrten Bildung. — Gemeinsame Unterrichtsgegenstände beider Gymnasien sind: Religion, Weltgeschichte und politische Geographie; deutsche und französische Sprache. Auch das Studium der neueren Sprachen soll in den philologischen Gymnasien mehr Umfang und Tiefe haben, als in den Realgymnasien.

Für diese letztere Bestimmung können wir uns in so fern nicht erklären, als wir nicht einsehen, warum in den Realgymnasien die neuern Sprachen eine geringere Rolle spielen, als in den philologischen. Das „philologische" Moment kann hier nicht in dem weiten Sinne der Sprachwissenschaft überhaupt genommen werden. Das hieße die Gymnasialaufgabe auf den Standpunkt der Universitäten hinaufschrauben, und in dem Falle, der ein unmöglicher ist, kämen ja noch viel andere Sprachen, vor Allem Sanskrit in Frage. Ist aber mit dem „Philologischen", wie es wohl auch gemeint sein soll, nur die Gelehrtenbildung betont, während das Realgymnasium die praktische Allgemeinbildung vertritt, so bedünkt uns, daß umgekehrt in dieser die neuern Sprachen eine größere Rolle spielen, als in jener. Jedes gelehrte Fach kann ihrer mehr entrathen, als irgend ein praktischer Beruf, wenn er eben aus dem Gesichtspunkte höherer Bildung aufgefaßt ist. Demnach glauben wir, wenn in einer der beiden Kategorieen das Studium der neuern Sprachen erweitert werden soll, so müßte es gerade in den Realgymnasien geschehen.

Digitized by Google

Auch dagegen haben wir eine Einwendung zu machen, daß der Entwurf, indem er zwei neuere Sprachen (Französisch und Deutsch) in den Lehrplan der Gymnasien aufnimmt, den Schüler nur zu einer verpflichtet, was er in folgender Weise motivirt:

„Die Zeit ist vorüber, wo man das ganze Wesen der Bildung in die bloße Kenntniß neuerer Sprachen setzte und in die Fertigkeit sich gewandt in denselben auszudrücken. Wir haben keine Ursache zu bedauern, daß sie vorüber ist. Jetzt machen sich andere Forderungen geltend, Forderungen einer gründlichen, die geistigen Kräfte des Schülers entwickelnden Bildung ꝛc."

Verstehen wir das recht, so soll mit dem Sprachunterricht keine bloße Redefertigkeit mehr, sondern ein allseitiger Geistes- und Wissensinhalt erlangt werden. Der Entwurf nimmt also an, daß die Muttersprache allein dazu nicht ausreicht. Genügt es, daß die deutsche allein hinzutritt? Wir dürfen das nicht bejahen, da es von unsrer Seite parteilich erscheinen könnte. Genügt es, daß die französische allein hinzutritt? Man wird uns keine Parteilichkeit vorwerfen, wenn wir das nicht blos entschieden verneinen, sondern weiter gehen und behaupten, daß die französische Sprache ungleich weniger dazu angethan ist, als die deutsche. Wir stellen damit ihren Werth und ihren Reichthum nicht in Abrede; aber daß sie lediglich Ausdruck des französischen Geistes, daß sie durchaus exclusiv ist, lehrt ein Blick auf die gesammte französische Uebersetzungsliteratur. Von allen europäischen Sprachen dient die französische durch ihre allgemeine Conversationsgiltigkeit, durch die Vorzüge, die ihr zu dieser verholfen, dem Interesse des Weltverkehrs sicher am meisten; von allen aber ist sie am wenigsten zur Vermittlerin jener humanistischen Allgemeinbildung geeignet, die der Gegensatz nationaler Exclusivität ist. Es ist freilich wahr, daß nationaler Exclusivität nichts besser entgegenwirkt, als die Kenntniß möglichst vieler Nationaleigenthümlichkeiten. Wenn aber auf den Gymnasien nicht viele neuere Sprachen neben einander getrieben werden können, wenn einmal angenommen wird, daß ihre Zahl auf zwei zu beschränken ist, so ist einerseits die französische als Welt- und Umgangssprache nicht zu entbehren, anderseits eine Sprache geboten, die eben möglichst viele Nationaleigenthümlichkeiten vermitteln kann. Daß die deutsche Sprache dies, wie keine andere, vermag, werden uns weder romanische noch slavische Gegner abstreiten. Wir sind deshalb vollkommen damit einverstanden, daß in dem Entwurf des neuen Reglements die Wahl auf diese zwei Sprachen fällt; allein wir finden es durch nichts begründet, daß die Schüler von der einen oder der andern sich dispensiren dürfen, da nur von einer Vereinigung beider das angestrebte Resultat zu erwarten ist.

Digitized by Google

Wir übergehen die Erörterungen, die der Entwurf in Ausführung des obersten Grundsatzes der Allgemeinbildung von administrativer Seite anstellt, und verweilen bei einem Punkte, der ein so glänzender Lichtpunkt des projectirten Reglements ist, daß er jene pädagogischen Ideen von Menschenwürde, die noch an vielen Instituten des civilisirten Europa herrschen, in beschämendes Dunkel stellt, und in Wahrheit ein hocherfreuliches Zeugniß von den Principien ablegt, die jetzt in den gouvernementalen Sphären Rußlands sich Bahn brechen. Wir meinen den Protest gegen die bisherige Disciplin, der nicht schneidender sein konnte. Die wirksamsten Mittel der Disciplin erblickt der Entwurf in dem guten Beispiel des Erziehers und dessen humanem Benehmen gegen die Zöglinge. Die körperliche Züchtigung wird auf sämmtlichen Lehranstalten im Ressort des Ministeriums der Volksaufklärung, und zwar auf Grund nachstehender Erwägungen abgeschafft:

„Die Prügelstrafe bildet das schlechteste und unzuverlässigste Mittel zur Erziehung des Menschen. Es verlohnte sich durchaus nicht der Mühe, die Verwerflichkeit eines solchen Mittels darzuthun, würde dessen Gebrauch von rohen und gemeinen Naturen allein aufrecht erhalten. Aber es giebt auch sehr erfahrene und gewissenhafte Pädagogen, welche die Prügelstrafe für unentbehrlich halten, obwohl sie die Anwendung nur auf die äußersten Fälle beschränkt sehen wollen; denn sie ziehen dieselbe der Exclusion vor, die an deren Stelle treten soll. Exclusion, sagen sie, wäre härter in ihren Folgen und zeige von Schwäche der Anstalt. Allein wer zur Prügelstrafe seine Zuflucht nimmt, bezeugt nicht minder seine pädagogische Schwäche, und rettet daher nicht den Ruf der Anstalt. Also bliebe nur eins, was die Prügelstrafe voraus hätte: daß sie nämlich nicht von so schweren Folgen sein soll. Darauf läßt sich entgegnen:

Erstlich beruht die körperliche Züchtigung beim Menschen nicht einmal auf jener rohen, aber richtigen Combination, die den Kutscher beim Gebrauch der Peitsche leitet. Der Knabe wird offenbar nicht geprügelt, um schneller zu laufen. Man will ihn strafen, mithin ihm eine Lection, eine Zurechtweisung, eine Ermahnung geben, die ihn in Zukunft von der Wiederholung schlechter Streiche abschrecken soll. Das merkt er allerdings. Die Prügel jagen ihm wirklich Furcht ein, regen seinen Instinkt auf; er wird sich in Zukunft ganz gewiß in Acht nehmen — aber wovor in Acht nehmen? Vor der Wiederholung der Strafe, keineswegs vor der Wiederholung seines Vergehens. Kann er es nur vor seinen Erziehern bergen, also nur prügelfrei bleiben, so scheut er weder Faulheit noch schlechte Streiche. Daraus entsteht erheuchelte Demuth und überhaupt die Neigung zu Täuschungen aller Art.

Zweitens bildet sich in den Lehranstalten, in denen das Prügelregiment besteht, eine traurige Moral, welcher der Bestrafte als ein bemitleidens-

Digitized by Google

werthes Opfer erscheint. Läßt sich nun hiernach behaupten, daß Exclusion schwerere Folgen nach sich zieht? Sie reinigt nur die eine Anstalt und versetzt den Excludirten auf einen andern Boden, wo seine Besserung wahrscheinlicher wird. Dagegen hebt die Prügelstrafe, namentlich bei fähigeren Kindern, sehr oft alle Möglichkeit der Besserung auf, weil Prügel die edle menschliche Natur erniedrigen.

Endlich selbst zugegeben, daß Prügel als Strafe von Bedeutung wären, so tritt eine neue Schwierigkeit entgegen:

Wer kann bestimmen, wie weit an den üblen Neigungen des Zöglings dieser selbst oder der Erzieher schuld ist, dessen Unerfahrenheit und Schwäche sie nährte? Ist es auch gerecht, den Zögling für etwas zu bestrafen, wovon man nicht weiß, ob er es allein verschuldet hat? Darf man das Strafgesetzbuch des Staates auf die Schule anwenden? Wäre es von Seiten des Erziehers nicht gerechter und humaner, jedes Vergehen des Schülers als einen Theil seiner eigenen Schuld zu betrachten und durch verdoppelte Aufmerksamkeit, durch verdoppelten Eifer in seinem Amte abzubüßen?

Sodann kann Niemand dafür stehen, daß schlechte Pädagogen nicht in jedem Falle die Prügelstrafe als ein wenig kostspieliges und für sie selbst ganz ungefährliches Mittel vorziehen und sehr freigebig damit sein werden.

Alles dies wohl erwogen, findet das Comité das einzige Besserungsmittel darin, daß das Kind mit moralischer Kraft ausgestattet werde, die in ihm selbst wach bleibe und es auf dem Wege des Guten fest halte, damit solchergestalt jedes der Stimme seines eigenen Gewissens folgend, und nicht aus Furcht vor physischem Schmerz oder Anderen zu Gefallen sittlich sei. Da nun die Prügelstrafe nicht allein einen solchen Zweck nicht erreicht, sondern geradeswegs zu entgegengesetzten Resultaten führt, so ist ihre völlige Abschaffung von dem moralischen Vortheil der Lehranstalten geboten." —

Diese Aufstellungen*) dürften auch bei uns manchem schulweisen Kopfschütteln begegnen. Abgesehen davon, daß auch Deutschland sein pädagogisches Contingent zu den „rohen und gemeinen Naturen" liefert, sind überall nur zu Viele aus gedankenloser Rechthaberei auf Seiten des Schlendrians. Wir hören sie schon dazwischen rufen: „Das sind Phrasen." Bei diesem vergassenhauerten kritischen Ausruf möchte man einmal stehen bleiben und die strengen Herren und Damen fragen (denn auch das schöne Geschlecht hat ihn unseren Feuilletonisten

*) Wir wollen nicht unerwähnt lassen, daß dieselben sich gleichfalls in fast wörtlicher Uebereinstimmung mit einem vor Jahren erschienenen Aufsatz von Pirogoff zeigen: „Muß man Kinder prügeln, und dies in Gegenwart anderer Kinder?" Eine Argumentation, im Sinne der obigen, energisch, feurig, nicht ohne Bitterkeit. Gerade in diesem Augenblicke steigert sich die culturhistorische Bedeutung jenes Aufsatzes, so daß wir nicht umhin können, ihn unseren Lesern im nächsten Hefte der Russ. Revue vollständig mitzutheilen.

Digitized by Google

abgelernt, und er ist salonfähig geworden): „Was sind Phrasen?" — Es sollte ihnen schwer werden, das zu erklären, da sie keine Ahnung davon zu haben scheinen, daß jene kritische Redensart, die sie allaugenblicklich anwenden, eben die abgegriffenste aller Phrasen ist. Kommen wir ihnen zu Hilfe. Als Phrase darf nur die Rede bezeichnet werden, der es an innerer Wahrheit fehlt, an jener Wahrhaftigkeit, wie sie Lessing der absoluten, reinen Wahrheit gegenüber stellt, die für Gott allein sei. Wer dieser letztern näher ist — ob Diejenigen, welche die Prügelstrafe als das erste Gebot pädagogischer Weisheit ansehen, oder die Anderen, die alles in die moralische Wirkung setzen — das wird die künftige Geschichte der Menschheit schon an den Tag bringen, wenn es die vergangene noch nicht gethan. Aber die Wahrhaftigkeit ist in den Vertretern geistiger und moralischer Mittel zu jedem Erziehungszwecke so sehr über allen Zweifel erhaben, daß der Schimpf des „Phrasenthums" auf diejenigen zurückfällt, die sie damit abfertigen wollen.

Beruft man sich auf die Salomonischen Ermahnungen zu väterlicher Zucht, so sind wir weit entfernt, ihren heiligen Werth zu leugnen. Ein Anderes ist die Zucht im elterlichen Hause, ein Anderes die Züchtigung in der Schule. Der Schlag von Vaterhand erniedrigt nicht, schändet nicht, erregt nicht das leiseste Gefühl jener Brutalität, welche der Körperstrafe von fremder Hand immer anhaftet. Gleichwohl sind wir nicht der Ansicht, daß die „Ruthe" in den Salomonischen Ermahnungen so buchstäblich zu nehmen ist. Auch im Elternhause kann allein das gute Beispiel zum Menschen erziehen. Wie selten wären die kleinen Sünder, welche die Schule abzustrafen hat, ohne die großen Sünder zu Hause! Vor seinen Kindern sich schämen, wenn diese noch so klein sind, ist die goldene Sittenregel, die wir aus dem Munde des Heiden Juvenal eben so heilig achten, als käme sie direct aus der Bibel:

„Maxima debetur puero reverentia; si quid
Turpe paras, ne tu pueri contemseris annos:
Sed peccaturo obstet tibi filius infans."

Nachdem der vorliegende Entwurf alles zusammengefaßt, womit die Einrichtung des Schulwesens auf das Princip allgemeinmenschlicher Bildung zurückzuführen ist, bestimmt er im Interesse einer darauf zu basirenden einheitlichen Verwaltung:

„Sämmtliche allgemeine Bildungsanstalten müssen im Ressort des Ministeriums der Volksaufklärung centralisirt werden."

Unser deutsches Publikum möchte nicht ohne eine gewisse Verwunderung erfahren, daß dies erst geschehen soll. Es macht sich

Digitized by Google

schwerlich eine Vorstellung davon, wie viele Unterrichtsanstalten in Rußland der Competenz des Unterrichtsministeriums entrückt sind. Den Einfluß, den diese büreaukratische Theilung auf das gesammte Schulwesen, insbesondere aber auf die Volksschulen hat, weist der Entwurf in der betreffenden Erörterung so genau nach, daß wir am besten thun, wir geben letztere in ihrem ganzen Wortlaut wieder.

„Gegenwärtig existirt bei uns keine Ministerialverwaltung, zu deren Ressort nicht auch gewisse Lehranstalten gehörten — Anstalten, welche die Allgemeinbildung so mit der Fachbildung vereinigen, daß sie in dieser aufgeht.

Bei solcher Einrichtung bringen die Eltern ihre Kinder in die eine oder die andere Anstalt, je nachdem sie dieselben für das eine oder das andere Fach auszubilden beabsichtigen. Auf die natürlichen Neigungen der Kinder wird meistentheils gar nicht geachtet; auch wäre es nicht einmal möglich, diese hochwichtige Frage zu entscheiden, da in dem Alter, in welchem die Kinder auf jene Fachschulen kommen, ihre Neigungen und Fähigkeiten sich noch nicht deutlich zeigen können. Auf diese Weise wird der Knabe zu einer gewissen Thätigkeit *gewaltsam* vorausbestimmt; und wenn ein tüchtiger Specialist aus ihm wird, so sind dergleichen Fälle als Ausnahmen anzusehen. Meist pflegt es umgekehrt zu sein. Wenn sich statistisch ermitteln ließe, wieviel Procent von diesen Specialisten Leute ausmachen, die eben zu ihrem Fache untauglich sind, es käme ohne allen Zweifel eine so große Ziffer heraus, daß man unwillkürlich über die nutzlos verschwendeten Kapitalien und ertödteten Fähigkeiten nachdenklich werden müßte. Das ist übrigens schon eine fast von Allen anerkannte Wahrheit, und daher sucht man in vielen Lehranstalten, die zu verschiedenen Ressorts gehören, den Schülern erst eine Allgemeinbildung beizubringen, ehe man zur Fachbildung übergeht. Allein auch diese Maßregel ist nach der Ansicht des Comités nur eine halbe Maßregel zu nennen, die noch lange nicht ihren Zweck erreicht und dabei sehr kostspielig wird. Nehmen wir z. B. an: auf eine gewisse Fachschule kommen 30 Knaben im Alter von zehn Jahren. Nachdem sie sieben bis acht Jahre auf den allgemeinen Cursus verwendet, und nun zu dem Fach übergehen sollen, zeigt es sich, daß nur drei von ihnen wirklichen Beruf dazu haben — die Uebrigen müssen sich wider Willen damit beschäftigen. Es kann sich auch noch ungünstiger herausstellen: von allen dreißig erweist sich kein einziger tauglich, und dann gewinnt die Regierung in ihnen keine zuverlässigen Leute für das Fach, zu dem sie vorbereitet worden, während sie Leute in ihnen *verliert*, die bei freier Berufswahl in einer andern Laufbahn hätten nützlich werden können.

Zur Beseitigung eines solchen Uebels bleibt nur ein einziges Mittel: auch in diesen Anstalten nur eine Allgemeinbildung zu geben, und für das Fach allein die Befähigten und Berufenen auszuwählen. Wie aber, wenn deren nur wenige sind, verliert die Anstalt nicht ihren Specialcharakter?

Digitized by Google

Ist dem so, dann gelangen wir zu dem unausweichlichen Schluß, daß es nothwendig ist, um den Verlust an Zeit und Kapitalien zu vermeiden, die Allgemeinbildung ganz und gar den allgemeinen Lehranstalten, wie den Volksschulen, Progymnasien und Gymnasien, zu überlassen. Die Fachschulen nehmen dann, je nach den Bedingungen des Faches, befähigte junge Leute auf, die den Cursus in einer jener Anstalten beendet, und deren Neigungen sich mehr oder minder entschieden haben, so daß sie eine ungleich größere Bürgschaft für erfolgreiche Erlernung des von ihnen gewählten Faches bieten und somit auch für den Nutzen, den ihre Thätigkeit der Gesellschaft bringen kann. Wer die Sache der Allgemeinbildung mit Erfolg betreiben soll, muß sich eigens dazu vorbereitet, muß seinestheils sie zu seiner Specialität, zu seiner Lebensaufgabe gemacht haben; von den Herren aber, die unsern Fachschulen vorstehen, läßt sich fast ohne Ausnahme sagen, daß dies — nicht ihre Specialität ist.

Nur eine solche Radicalreform kann den Unterricht in die rechte Bahn bringen, ihn für die ganze Gesellschaft fruchtbar machen und den Kapitalien, deren jetzt eine so bedeutende Menge für die Fachschulen verbraucht wird, dadurch eine productive Kraft geben, daß sie zur Gründung einer größern Zahl von allgemeinen Lehranstalten auch an den entfernten Enden Rußlands verwendet werden, die noch aller Mittel zu allgemeinmenschlicher Bildung entblößt sind.

Wenn es sich aber immerhin noch einigermaßen sollte begründen lassen, warum eine so wünschenswerthe Einrichtung gegenwärtig noch nicht getroffen ist, wonach die Allgemeinbildung von den Fachschulen anderer Ressorts ausgeschlossen und dem alleinigen Ressort des Unterrichtsministeriums zugewiesen wird, so ist es vollends seltsam, daß sogar allgemeine Lehranstalten, wie Volksschulen, zu verschiedenen Ministerien gehören, statt sämmtlich unter dem Ministerium der Volksaufklärung zu stehen.

Eine derartige Erscheinung läßt sich nur aus dem Umstand erklären, daß die Idee von der ernsten Bedeutung der Volksschulen, als solcher Anstalten, deren Aufgabe die sittliche Erziehung des Volkes ist, von unserem Gesammtleben bis jetzt noch nicht entwickelt worden, und daß sie erst in letzter Zeit angefangen hat, in's Bewußtsein zu treten. Die Pfarr- (Elementar-) Schulen wurden, wie wir bereits dargethan, als Anstalten betrachtet, die zur Noth einige Kenntnisse verschafften; der Unterricht in ihnen hatte nicht den geringsten bildenden Charakter und bestand in einer mehr oder minder glücklichen Dressur der Lernenden. Lehrer für dieselben wurden nicht vorbereitet, sondern allenthalben hergenommen, wenn sie nur den Cursus — und nicht einmal den vollständigen — der Kreis- (Bezirks-) Schulen inne hatten. Zur Beglaubigung ihrer pädagogischen Fähigkeit erachtete man es für hinreichend, wenn sie in Gegenwart des Gymnasialcollegiums (russ. „Pädagogischer Rath") eine gewöhnlich zehn Minuten dauernde

Digitized by Google

Probelection geben konnten. Kenntniß der Unterrichtsmethoden und überhaupt des Schulwesens, die z. B. in Deutschland eine ganze Wissenschaft bildet, wurde von ihnen gar nicht verlangt.

Eine so leichte Anschauung von den Volksschulen macht es denn auch allein erklärlich, warum letztere gegenwärtig unter alle Ministerien vertheilt sind, und dem Unterrichtsministerium nur eine geringe Anzahl von ihnen zufällt, nämlich die Elementarschulen in den Städten und auf den Privatgütern, die selten eine Schule haben. Von den übrigen stehen die meisten unter dem Ministerium der Reichsdomänen, andere unter dem Ministerium der Apanagen — endlich auch unter dem Bergamt.

Im Ministerium der Volksaufklärung selbst haben die Elementarschulen, da ihre Zahl so klein, ihre Bedeutung so gering geachtet, keine besondere Verwaltung. Der Director des Gouvernementsgymnasiums, der ihnen vorsteht, und verpflichtet ist, sie wenigstens einmal in zwei Jahren persönlich zu besichtigen (Verordn. vom 8. Dec. 1828. §. 175.), läßt sie durch Kreisschulinspectoren verwalten, deren Obliegenheit es ist, die in derselben Stadt befindlichen Elementarschulen jede Woche — die anderen nicht weniger als zweimal des Jahres zu besichtigen. Dieses System erweist sich schon darum nachtheilig, weil selbst der gewissenhafteste Director, der seine Aufmerksamkeit fast ausschließend auf das Gymnasium concentriren muß, zu den Kreis- und insonderheit zu den Elementarschulen kein anderes Verhältniß haben kann, als daß er die äußerst complicirte Schriftführung besorgt und dann und wann eine rein formelle Besichtigung jener Schulen unternimmt. Zudem sind die Volksschulen, als die niedrigste Stufe unserer allgemeinen Bildungsanstalten, eine von den Gymnasien so ganz verschiedene Welt, daß sie ein besonderes, sorgfältiges Studium, ein specielles Eingehen erfordern, wenn man mit Erfolg darin wirken soll; den Gymnasialdirectoren aber fehlt es an Zeit und Mitteln, sich ausschließend diesem Geschäfte zu widmen, das allein sie ganz absorbiren könnte. In gleichem und noch höherm Grade ist der Mangel an pädagogischer Vorbereitung zur Verwaltung der Volksschulen auch bei den Inspectoren bemerkbar. Wie für die Directoren die Gymnasien, so stehen für sie die Kreisschulen und die Aktenführung in erster Linie; die in den Dörfern befindlichen Elementarschulen hingegen besuchen sie nur bisweilen der Form halber, um die Sache los zu sein.

Eine noch unerfreulichere Erscheinung bietet die Visitation und Hauptverwaltung der Elementarschulen in den anderen Ressorts. Dort sind diese wichtigen Obliegenheiten Beamten übertragen, die vollends gar keine pädagogische Vorbildung haben, die niemals im Lehrfache gedient und daher bei all ihren guten Vorsätzen den Schulen gar keinen Nutzen bringen können, des wesentlichen Umstandes nicht zu gedenken, daß die Schulverwaltung bei ihnen durchaus Nebensache ist. Die in der Residenz befindlichen gelehrten Comitès jener Ressorts sind es hauptsächlich, die den Unterricht bestimmen.

Digitized by Google

Unstreitig bestehen dieselben aus aufgeklärten Männern, aber größtentheils leider auch nicht aus praktischen Pädagogen, weshalb ihr Einfluß auf die Schulen unbedeutend bleibt. Ja, bei noch so glücklicher Zusammensetzung sind diese Comités doch außer Stande, ein solches Geschäft zu versehen, das an Ort und Stelle einen erfahrenen Pädagogen verlangt, wie er allein geeignet ist, die Schulen dem vorgeschriebenen Ziele entgegenzuführen.

Allerdings macht die Verwaltungsinstruction für Elementarschulen in den Dörfern der Reichsbauern es den Schuldirectoren und Inspectoren zur Pflicht, die Dorfschulen zu revidiren und über die Ergebnisse dieser Revision Bericht zu erstatten — Erstere an die örtlichen Reichsdomänenhöfe, Letztere an die Kreisdirectionen —; allein dieser indirecte Einfluß von Vorgesetzten aus dem Unterrichtsressort auf Volksschulen, die zum Ressort des Reichsdomänenministeriums gehören, führt eben so wenig zu irgend einem Resultate. Die Berichte werden zu den Akten gelegt und bleiben ruhen. Wie könnte es auch anders sein! Die eine Seite theilt mit; die andere hört an und zieht blos in Erwägung, wobei sie sich das Recht vorbehält, das Bemerkte zur Ausführung zu bringen oder nicht. Hieraus erhellt, welche Seite im Nachtheil ist, und was die Schulen von solchen Bemerkungen gewinnen. Dabei ist noch ein friedlicher Verlauf solcher Visitationen angenommen. Wenn aber der Visitator die Schulen in schlechtem Zustande findet, und darauf besteht, daß die Fehler und Vernachlässigungen gut gemacht werden, so bleiben Conflicte nicht aus. Die gekränkte Eigenliebe setzt sich in Opposition, und der Visitator muß, da er ohne alle wirkliche Macht ist, wohl oder übel zurücktreten. In den Schulen des Apanagenressorts ist der Einfluß einer Schulobrigkeit des Ministeriums der Volksaufklärung gänzlich ausgeschlossen.

Bei solcher Lage der Dinge ist es kein Wunder, daß alle unsere Elementarschulen sich in einer elenden Verfassung befinden. Das Uebel ist zu augenfällig und erfordert eine rasche, gründliche Heilung, welche in einer Radicalreform jener Schulen hinsichtlich des Unterrichts, in deren Umgestaltung zu allgemeinen Lehranstalten von bildendem Charakter bestehen muß. Eine Aufgabe, die nur dann zu lösen ist, wenn sämmtliche Volksschulen in dem alleinigen Ressort des Unterrichtsministeriums centralisirt sind, wenn sie in jedem Gouvernement eine besondere Verwaltung haben, wenn diese in die Hände von Fachmännern gegeben ist, und der Unterricht in die von wirklichen Pädagogen, die sich ausschließend zu ihrem wichtigen Berufe vorbereitet.

Eine solche Maßregel ist um so nothwendiger in der Gegenwart, wo 22 Millionen einer fast nicht lesen und schreiben könnenden Landbevölkerung, die bis jetzt ihr ganzes Leben einer mechanischen Frohnarbeit gewidmet haben, in den Besitz der bürgerlichen Rechte treten und damit das Recht erhalten, für sich selbst zu arbeiten, zu einer freien Thätigkeit übergehen, zu deren

Digitized by Google

Erfolg sittliche und geistige Bildung unerläßlich ist. In dem allerhöchsten Rescripte vom 19. Februar 1861 an Seine Kaiserliche Hoheit, den Großfürsten Konstantin ist bereits die Absicht ausgesprochen, die gesammte Landbevölkerung des Reiches auf allgemeinen und gleichmäßigen Grundlagen zu organisiren. Schon darum allein ist eine Zersplitterung der Volksschulen in den verschiedenen Ressorts nicht zulässig. Sollen sie ja doch eines der Hauptmittel sein, die heilsame Idee des Monarchen zu verwirklichen: die materielle und moralische Vereinigung sämmtlicher Landleute zu einem Stand. Das neue Schulreglement sei der erste Schritt zu diesem Ziele. Deshalb werden nach dem Entwurf (Art. 11.) in jedem Gouvernement sämmtliche Volksschulen einem Director untergeordnet, dem Hilfsinspectoren zur Seite stehen, und die Verwaltung der Volksschulen wird von jener der Gymnasien und Progymnasien getrennt."

Mit all diesen Vorschlägen und Anordnungen ist indeß nur der Plan des neuen Gebäudes hingezeichnet, in welches der feste Herd einer volksthümlichen Cultur gelegt werden soll. Der Entwurf behandelt nun das Material, aus dem es aufzuführen ist, und kommt auf die eigentlich lebendigen Factoren, ohne die selbst das beste Schulreglement ein todter Buchstabe bleibt: auf entsprechende Lehrkräfte und genügende Lehrmittel.

Zu guten Schulen gehören vor Allem gute Lehrer. Daß es an solchen in Rußland fehlt, ist die erste und größte Schwierigkeit, auf welche jeder Versuch einer Reform stößt. Sie zu überwinden, ist die nächste Lebensfrage für das russische Schulwesen.

Das Bedürfniß einer speciellen Vorbereitung für das Lehrfach wurde zu jeder Zeit anerkannt; aber die Art, wie man demselben begegnete, zeigte entweder ein vollständiges Verkennen der Hauptsache, auf die es ankam, oder das Streben, sich nur äußerlich damit abzufinden, statt es innerlich zu befriedigen. Unter dem Namen „Pädagogische Institute" existirten mancherlei Anstalten; zum Theil aber erreichten sie, zum Theil bezweckten sie nicht einmal eine vorzugsweise pädagogische Ausbildung. Aus der ersten Anstalt dieses Namens wurde 1819 die Universität in Petersburg; sie war eben von vornherein auf eine hohe Schule angelegt. Denselben allgemeinwissenschaftlichen Charakter erhielt das von 1828 bis 1857 bestehende pädagogische Hauptinstitut, obgleich dieses den ausgesprochenen Zweck hatte, Lehrer für die mittlern Schulen zu bilden. Eine Art praktische Vorbereitung wurde hier nur einige Jahre hindurch in einer eigens dazu eingerichteten Schülerabtheilung versucht. Die letztere bestand nämlich aus den Schülern, welche auf Kosten der Krone erzogen wurden, gegen die Verpflichtung zu späterem Staatsdienst im Lehrfache. Da dieselben bei ihrer Aufnahme in die Anstalt noch Kinder

Digitized by Google

waren, so zeigte es sich erst später, ob sie Fähigkeit und Beruf zum Lehramt hatten. Es zeigte sich nur zu oft, daß sie beides nicht hatten — und da schloß man die praktisch vorbereitende Abtheilung. Hiernach behielt das Institut den Kreis der üblichen akademischen Studien, nur mit Hereinziehung von etwas pädagogischer Doctrin. Darauf beschränkte sich auch an den Universitäten die Vorbildung zum Lehrfach für die auf Staatskosten unterhaltenen Studenten. Das günstigste Ergebniß war eine Summe wissenschaftlicher Kenntnisse, und danach taxirte man denn auch allein die Candidaten des Lehramtes.

Doch selbst eine Stufe wissenschaftlicher Bildung angenommen, welche diese Candidaten in Rußland selten oder niemals erlangten, so folgt daraus noch keineswegs, daß sie ihren Beruf zu erfüllen geeignet waren. Man kann sogar gelehrt sein, ohne lehren zu können. Eine Erfahrung, die man in Rußland allerdings selbst bei den angehenden Gymnasialprofessoren selten zu machen Gelegenheit hatte. Reducirien sich also die Anforderungen an den Lehramtscandidaten auf ein bestimmtes Maß von Wissen, so kann man sich leicht denken, wie illusorisch dieses bei den Volksschullehrern wurde.

Und doch ist gerade für die Volksschulen eine gründliche Vorbereitung des Lehrers von äußerster Wichtigkeit, weil sich hier aller bildende Einfluß in seiner Person concentrirt. Darauf legt der Entwurf mit Recht den größten Nachdruck.

„In der Volksschule ist der persönliche Werth des Lehrers von besonderer Bedeutung. In den Gymnasien und Progymnasien, wo es einen Schulrath giebt, können die verschiedenen fungirenden Personen den schädlichen Einfluß des einen oder des andern Lehrers entkräften. In der Volksschule sind dagegen meist alle Functionen in der Person des Lehrers vereinigt. Er ist der Leiter und Ordner in Hinsicht der Erziehung und zugleich der einzige Vortragende, wirkt also auf die geistige wie auf die sittliche Ausbildung der Kinder. Eine vernünftige Vorbereitung zu solchem Beruf gilt deshalb für eine der wichtigsten Aufgaben der Unterrichtsbehörden in allen europäischen Staaten; sie muß es auch bei uns sein, wenn wir beweisen wollen, daß die Aufklärung des Volkes uns theuer, daß es unsere Ueberzeugung ist, nur auf dieser könne das Gebäude der Volkswohlfahrt dauerhaft errichtet werden."

Unter den hiernach projectirten Maßnahmen zu pädagogischer Vorbereitung der Lehrer und Directoren*) tritt daher in den Vorder-

*) Damit sie sich dem eigentlichen Lehrberuf nicht entfremden, und ihr Verhältniß zu den Lehrern mehr Collegialität gewinne, sollen sowohl die Gymnasialdirectoren als die Inspectoren der Progymnasien zum Unterricht in einem der Lehrgegenstände ihrer Anstalt verpflichtet sein.

Digitized by Google

grund, als eine in Rußland ganz neue Einrichtung, als ein auch in das vorliegende Reglement erst bei dessen letzter Redaction aufgenommenes neues Statut:

Die Gründung von Volksschullehrerseminarien nach dem Muster der in Deutschland und der Schweiz bestehenden.

Es werden für dieselben vorerst noch die allerengsten Dimensionen angenommen. Vor allen Dingen kommt es jetzt in Rußland darauf an, daß die Kenntniß des Lesens und Schreibens unter den niederen Volksklassen allgemein verbreitet werde. Deshalb muß wenigstens noch auf zehn Jahre hinaus die Hauptaufgabe dieser Anstalten darin bestehen, daß sie Volkslehrer zu einem methodischen Unterricht im Lesen und Schreiben vorbereiten. In dem Maße als die Volksschulen sich zu einem höhern Niveau erheben, wird auch der Lehrcursus in den Lehrerseminarien sich erweitern können.

Der Entwurf verlangt Geschlossenheit dieser Institute, obgleich sich das Comité dagegen verwahrt, daß es mit dem System geschlossener Anstalten einverstanden sei. Principlich muß es sogar dieses System verwerfen, auf dessen außerordentliche Nachtheile es mit den bedeutsamen Worten hinweist:

„Das Comité hegt die tiefe Ueberzeugung, daß geschlossene Institute, welche die Kinder aus dem Familienkreise herausreißen, die bei uns herrschende, in ihren Folgen so verderbliche Sorglosigkeit der Eltern in Betreff der Erziehung ihrer Kinder nähren, eine individuelle Entwicklung der Zöglinge hindern, und mit ihrem disciplinaren Erziehungscharakter die Kinder daran gewöhnen, in allen Dingen die Form über die Idee zu setzen — daß solche Institute sich überlebt haben, und daß überall offene Lehranstalten an ihre Stelle treten müssen."

Aus diesem Grunde wird in dem Entwurf auch die Einrichtung von Internaten bei den Gymnasien mißbilligt, ihre sofortige Abschaffung jedoch gleichwohl für unthunlich erklärt, weil man vielen Eltern, die von Städten, wo sich Gymnasien befinden, entfernt leben, dadurch die Möglichkeit raubte, ihre Kinder mit mäßigen Kosten erziehen zu lassen, was die Unbemittelten, deren die Mehrzahl ist, sehr empfindlich treffen würde. Nur sollen bei diesen Internaten, deren gegenwärtiges Mißverhältniß am Tage liegt, durchgreifende Verbesserungen vorgenommen, und namentlich auch der ausschließend disciplinare Charakter beseitigt werden.

Anders verhalte es sich noch mit der Geschlossenheit der Schullehrerseminare. In diese sollen junge Leute nicht unter sechzehn Jahren eintreten. Einestheils also haben sie die häusliche Erziehung schon genossen, anderntheils aber empfange sie auch im Seminar ein

Digitized by Google

gewisses Familienleben. Sie verkehren nicht nur mit den Lehrern, sondern auch mit deren im Seminar wohnenden Familien. Die Anwesenheit der Frauen gebe dem Institut einen häuslichen Anstrich und übe einen wohlthätigen Einfluß auf die Sitten der Zöglinge, indem er ihren Charakter mildere, ihr Anstandsgefühl wecke. Träten somit die Nachtheile geschlossener Anstalten hier entschieden zurück, so hätte der Aufenthalt im Seminar doch auch unverkennbar Vortheile. Erstlich fördere er die praktischen Uebungen der Zöglinge und rege sie zu pädagogischen Discussionen an, wobei die gegenseitige Schätzung sowie der gegenseitige Wetteifer ihre moralische Kraft befestige. Zweitens gewöhnen sich hier die jungen Leute, welche die bescheidene Laufbahn eines Dorfschullehrers erwählt, an ein pünktliches, thätiges und von den Zerstreuungen des Weltgewühls entferntes Leben. Drittens mache der unmittelbare und ununterbrochene Verkehr mit ihren Lehrern den geistigen und sittlichen Einfluß derselben auf sie wirksamer, als dies der Fall wäre, wenn sie außerhalb des Institutes wohnten.

Allein soll von den Anregungen im Seminar eine frische und freudige Hingebung an den künftigen Beruf zu erwarten sein, so müssen die Zöglinge wirklich eine „bescheidene Laufbahn" in Aussicht haben. Es wäre eine schlechte Ironie, wollte man die Laufbahn russischer Volksschullehrer „bescheiden" nennen. Das ist ein trostloser Lebensweg, voll Elend und Entbehrung. Man mache sich eine Vorstellung davon nach den nackten Thatsachen, die der Entwurf erwähnt:

„Der Jahresgehalt eines Elementarschullehrers beträgt, mit wenigen Ausnahmen, in den meisten Städten 30 bis 100 Rubel bei freier Wohnung. Dafür nun, daß ihm eine Existenz geboten wird, die ihn kaum vor der bittersten Armuth schützt, muß der Lehrer, wenn er von steuerpflichtigem (niederm) Stande ist, zwölf Jahre dienen, bis er die vierzehnte Rangklasse (die unterste) erhält, und für diese Standeserhöhung noch weitere zehn Jahre — das macht zwei und zwanzig Jahre eines bindenden, durchaus abhängigen Dienstes, der ihn aller Freiheit über sich selbst zu disponiren beraubt. Seine verlängerte Dienstzeit ist eine noch trostlosere. Wenn er nach Ablauf von 25 Jahren in den Ruhestand tritt, so hat er das Recht auf eine Pension, die nicht den Betrag seines frühern Jahrgehaltes, sondern je nach der Höhe desselben die Summe von 28 Rub. 59 Kop. oder 90 Rub. jährlich erreicht. Da es unmöglich ist, von einer solchen Pension zu existiren, so sieht sich der arme Lehrer um der freien Wohnung willen gezwungen, auch nach fünf und zwanzig Jahren den Dienst fortzusetzen. Sein Gehalt bleibt dann immer derselbe. Denn im Dienste erhält er keine Pension, und ist genau so gestellt, wie die anderen Lehrer. Sonach nimmt bis an seinen Tod der Pflichtdienst für ihn kein Ende. Was Wunder, wenn Armuth

Digitized by Google

und eine so äußerst drückende Dienstweise selbst den befähigtesten Lehrern die Möglichkeit rauben, mit ihrer Mühe wirklichen Nutzen zu leisten, und aus ihnen Automaten machen, von denen alle unsere Elementarschulen überfüllt sind!"

Dieser Jammerzustand untergräbt zugleich die ganze Volksbildung. Ihm abzuhelfen ist daher nicht blos eine Sache der Gerechtigkeit, sondern dringendes Gebot im Interesse des gesammten Volkswohls. Der Entwurf richtet die entschiedensten Maßnahmen darauf, die Stellung der Lehrer überhaupt und insbesondere der Volksschullehrer in gesellschaftlicher wie in materieller Hinsicht zu verbessern. Der Gehalt eines Volksschullehrers in den Städten wird auf ein Minimum von 250 Rubel, in den Dörfern auf ein Minimum von 200 Rubel (außer freier Wohnung, Heizung und Licht) festgesetzt. Statt des Scheinvortheils einer Standeserhöhung (durch die vierzehnte Rangklasse), die ihm nur eine Last ist und weder seine noch seiner Kinder Lage bessert, soll er wirkliche Vortheile und Rechte erhalten, von allen Abgaben befreit und nach langem Dienst zum Ehrenbürger ernannt werden. Seine Pension hat mindestens zwei Drittel des Gehaltes zu betragen und er bezieht sie neben letzterem nach fünf und zwanzig Jahren, auch wenn er weiter im Dienste bleibt. Auszeichnungen durch Orden und Medaillen sollen ihm in gleicher Weise wie Personen von Rang zu Theil werden.

Wenn nun aber für eine gehörige Heranbildung und allen Lebenserfordernissen entsprechende Behandlung der Lehrkräfte gesorgt ist, so müssen diese auch Spielraum zu selbstthätiger Entfaltung haben. Damit berührt der Entwurf den starren Formalismus des bis jetzt herrschenden Systems, bei welchem die Thätigkeit der Lehranstalten von allerhand höhern Ortes ertheilten Instructionen und Programmen dermaßen eingeengt sei, daß die Lehrer und Erzieher sich keinen Augenblick frei rühren können.

„Durch Tabellen ist im voraus nicht bloß die Zahl der Lectionen für jeden Gegenstand, sondern auch ihre Vertheilung nach den Klassen bestimmt. Noch mehr: in besondern Programmen ist vorgeschrieben, wie viel von jedem Gegenstande in jeder Klasse durchgegangen werden, und nach welchem Lehrbuch dies geschehen muß. Der Lehrer hat nichts weiter zu thun, als in jeder Klasse seine bestimmte Zahl Stunden zu geben, und ohne sich viel zu bedenken, ein fremdes Programm um jeden Preis auszuführen, mag es nun seinen Ueberzeugungen entgegen sein und die Ausbildung der Schüler augenscheinlich beeinträchtigen."

Mit solcher Ordnung, heißt es weiter, bringe man den Lehrer bald dahin, daß er maschinenmäßig alles Vorgeschriebene fertig mache,

Digitized by Google

ohne über seinen Gegenstand selbst nachgedacht oder gar in seinen Schülern Nachdenken darüber geweckt zu haben. Aber —

„Stellen wir uns einen Lehrer vor — jung, energisch, feurig, voll Theilnahme für die Lernenden. Er findet nach den Fähigkeiten seiner Schüler und nach anderen pädagogischen Combinationen, daß es für seinen Gegenstand nothwendig sei, die Zahl der Lectionen in der einen Klasse zu verringern, in der andern zu vermehren. Oder statt des ihm aufgedrungenen Programms entwirft er ein neues. Da wird er bedeutet, daß er sich umsonst die Mühe gegeben; seine Vertheilung, sein Programm sei unzulässig ohne Genehmigung der höhern Obrigkeit; er müsse sich streng an das vorgeschriebene Programm und an das vom Ministerium angewiesene Lehrbuch halten."

Es wird nun gezeigt, wie der zur Zeit übrigens nur an den Gymnasien bestehende Schulrath nichts dabei thun könne und nicht einmal ein Recht habe, hier einzugreifen. Seine Berathungen, die sich auf Fleiß und Benehmen der Schüler, auf Lehrmethoden und zum Theil auf ökonomische Anordnungen erstrecken, wären rein formell, und das folge ganz natürlich aus dem geringen Bildungsgrad der Mitglieder (der Lehrer), dann aber aus dem eigenthümlichen Abhängigkeitsverhältniß derselben von dem Vorsitzenden (dem Director). Letzterer sei es, der ihre Gratificationen zu befürworten habe, wobei die Wahl oft ganz in sein eigenes Ermessen gestellt ist, der ihre Beurlaubungen entscheide u. s. w. Hierdurch, und da er für seine Person keine Lehrverpflichtung habe, fühle er sich lediglich als Chef, außer aller pädagogischen Beziehung, mache die Freiheit des Votums bei den Lehrern illusorisch und nehme dem Schulrath alle collegiale Bedeutung, indem seine persönliche Ansicht für das Verfahren der Mitglieder maßgebend würde.

Den einzigen Grund, aus welchem diese Einengung der Lehrer sich vielleicht erklären lasse, findet der Entwurf in dem geringen Vertrauen, das die Regierung in dieselben setzen konnte, weshalb sie geglaubt habe, für alle Fälle strenge Programme und Instructionen feststellen zu müssen. Allein sobald man es mit gehörig vorbereiteten und gebildeten Erziehern zu thun hat, entbehrt dieses offenbar verderbliche System jedes Scheines von Begründung.

Es soll daher statt dessen ein anderes eingeführt werden, das der pädagogischen Thätigkeit jedes Einzelnen volle Freiheit gewährt, ihn aber vor dem ganzen Rathe, der aus seinen Collegen zu bestehen hat, verantwortlich macht. Das bedingt eine durchaus veränderte Organisation des Schulrathes, der nur auf der Grundlage selbständigen, unabhängigen Handelns aller Mitglieder seine wahre Bedeutung erlangen kann.

Digitized by Google

Zu diesem Zweck erhalten alle Mitglieder des Schulraths (sämmtliche Lehrer und Erzieher) gleiches Stimmrecht; die Macht des Vorsitzenden ist dadurch zu beschränken, daß ihm, unbeschadet seiner Rechte als Chef der Anstalt, der Einfluß auf das Schicksal der Lehrer genommen wird. Die Wahl der vom Ministerium genehmigten Lehrbücher, die Vertheilung der Lectionen und Gegenstände in den verschiedenen Klassen, die Zusammenstellung der betreffenden Programme ist dem Schulrath anheimgegeben.

Der Entwurf erörtert ausführlich die Wichtigkeit dieser seiner Anordnungen und beseitigt die aus der Aufhebung administrativer Centralisation entstehende Gefahr, daß den Lehranstalten der verschiedenen Gouvernements die nöthige Einheit fehlen könnte, durch Gründung eines besondern Gouvernementsschulrathes in jedem Gouvernement. Ein solcher hat die Bestimmung, nicht allein principielle Einheit zwischen den verschiedenen Anstalten herzustellen, sondern auch gesunde pädagogische Ideen bei Allen zu entwickeln, die an der Erziehung der Jugend sich selbst betheiligen oder nur ein lebhaftes Interesse dafür haben. Mitglieder des Gouvernementsschulrathes können daher sowohl jene als diese ohne Ausnahme sein. Der Vortheil dieser Einrichtung wird treffend auseinandergesetzt:

„Daß ein solcher Rath die Einheit der Lehrprincipien besser aufrecht erhalten kann, als ein Director allein, unterliegt nicht dem mindesten Zweifel. Ein Einzelner kann bei aller Klugheit leichter irren und sich vergreifen, als ein ganzes aus Fachmännern zusammengesetztes Collegium. Zudem ist die Gelegenheit, bei der Meinungsäußerung jedes Mitgliedes in vollkommener Unabhängigkeit Beobachtungen und Erfahrungen auszutauschen, eine durch nichts zu ersetzende Schule, welche das Niveau unserer jetzt so dürftigen und ungenügenden pädagogischen Bildung rasch heben wird. Ganz besonders die Lehrer und Erzieher bedürfen eines solchen lebendigen Austausches, der ungleich höher zu stellen ist, als das Lesen pädagogischer Abhandlungen im Arbeitszimmer, weil dabei jede Frage von verschiedenen Seiten beleuchtet wird und jedes Mißverständniß sich sofort aufklärt."

Von dieser Ueberzeugung ausgehend, will der Entwurf, daß solchen Schulvorstehern, die in keiner Gouvernementsstadt leben, die Mittel geboten werden (Urlaub, Reisekosten, Diäten), wenigstens einmal des Jahres an den Sitzungen des Gouvernementsschulraths theilzunehmen. Das Comité beruft sich auf die „herrlichen Früchte" der deutschen Lehrerversammlungen. Wir sollten uns wundern, wenn dieses Lob von Seiten einer hohen russischen Behörde den servilen Zeitungsreferenten, die mitten in Deutschland jene Lehrertage verdächtigt und verunglimpft haben, nicht ein wenig die Schamröthe in's Gesicht treibt. —

Digitized by Google

Daß auch Laien als Mitglieder beitreten können, hält der Entwurf für sehr förderlich zur Verbreitung richtiger pädagogischer Ansichten im Publikum. Hätten ja doch die meisten Eltern ganz verkehrte Ansichten von Erziehung, und wer wisse nicht, wie schädlich das auf die Anstalten zurückwirke. Wie oft kämen auf Gymnasien und andere Schulen von Haus aus so verdorbene Knaben, daß es keinerlei Anstrengungen mehr glückt, sie auf den rechten Weg zu bringen!

Der Entwurf beschließt seine Thesen mit der Hinweisung auf die Nothwendigkeit: die Mittel zur Verbreitung der Bildung in Rußland zu erleichtern.

Noch immer gehe dort die Gründung aller Schulen, nicht blos der öffentlichen, sondern auch der privaten, von der Regierung allein aus. Ihr gutes Recht dazu könne Niemand bestreiten; für das Wohl des Volkes verantwortlich, sei sie auch verpflichtet, dessen hauptsächlichste Grundlage, die Erziehung, in besondere Obacht zu nehmen. Allein um die Bildung leichter zu verbreiten, müsse sie Privaten und Gemeinden eine größere Betheiligung daran zugestehen, als bis jetzt. Die Regierung habe bei allen guten Vorsätzen nicht die materielle Möglichkeit, überall Schulen zu errichten, wo solche nothwendig sind, daher es denn komme, daß die Zahl der Schulen in Rußland so klein sei im Verhältniß zum Raum und zur Bevölkerung. Das einzige Mittel, diesem Mangel abzuhelfen, liege darin, daß man die Mitwirkung von Privaten und Gemeinden herbeiziehe, wie in England und den Vereinigten Staaten Nordamerika's, wo die Mehrzahl der Schulanstalten ohne Subvention der Regierung bestehe. Freilich mache sich das in jenen Ländern, wo das Bewußtsein von dem Nutzen der Bildung im ganzen Volke entwickelt, leichter als in Rußland, wo die Masse des Volkes dagegen gleichgültig sei; aber auch hier könne man das Princip des Privatschulwesens durchführen, und mit der Zeit würde es schon die erwünschten Früchte tragen. Vorerst genüge es, mit Elementarschulen den Anfang zu machen; dann kämen Volksschulen, Progymnasien und sogar Gymnasien an die Reihe. Auch solcher Anstalten werden viele dann von Privatpersonen gegründet, einige vielleicht noch mit einer gewissen Subvention der Regierung, andere auch ganz ohne diese. Deshalb wird in dem neuen Reglement Privatpersonen nicht allein gestattet, Volksschulen und selbst Progymnasien und Gymnasien zu errichten, sondern, um dies mit mehr Erfolg zu thun, werden solchen Schulen gleiche Rechte wie den Staatsanstalten der Art verliehen. Dieses System werde der Volksbildung außerordentlichen Nutzen bringen, und die Regierung spare dabei bedeutende Kapitalien, während sie über den Geist der Erziehung in solchen Anstalten die Controle doch behalte.

Digitized by Google

Damit nun aber Private und Gemeinden, die solche Schulen errichten, sich auch lebhaft und unmittelbar an ihnen betheiligen, sollen für die Volksschulen einzelne Curatoren, für die Progymnasien und Gymnasien ganze Curatorien bestellt werden. Beide sind aus den Ortsbewohnern zu wählen, und haben, ohne eigentliche administrative Bedeutung, das Recht der Controle vorzugsweise im ökonomischen Fach. Von den Ehrenvorstehern, die man heutzutage an mancherlei russischen Lehranstalten findet, und die zum Theil nur durch Geldbeiträge, zum Theil nur dem Namen nach als Protectoren der betreffenden Schulen figuriren, unterscheiden sie sich darin, daß ihr Amt eben kein bloßer Titel ist, sondern ihnen eine positive, für die Anstalten sehr ergiebige Thätigkeit anweist. In Rücksicht darauf verlangt denn auch der Entwurf, daß sie, obwohl keine Staatsdiener, doch gewisse Vorrechte erhalten, wie sie jeder andere Gemeindedienst bietet, welchem der ihrige vollkommen gleich zu achten sei.

Die Eröffnung solcher Privatschulen soll an keine erschwerende Formalität gebunden, und keine besondere Concession dafür einzuholen sein, bei der es niemals an büreaukratischen Weitläufigkeiten fehlen würde. Die Regierung hat nur darauf zu sehen, daß die anzustellenden Lehrer den gesetzlichen Forderungen entsprechen. Der Entwurf tritt der Ansicht entgegen, als ob durch eine solche Freigebung jedes Schulunternehmens die Regierung an ihrer Autorität einbüße; an sich erscheine es seltsam, daß ein so edles Werk, wie die Errichtung einer Volksschule oder eines Gymnasiums erst der Concession bedürfe. Die Regierung gewinne nur dabei, moralisch wie materiell, wenn sie die Bildungsmittel nach allen Seiten hin zugänglich mache. Für Elementarschulen soll eine noch größere Erleichterung stattfinden. Hier werde nicht blos die Eröffnung, sondern auch das Recht zu lehren Jedem freigegeben. Mißbräuchen ist damit vorgebeugt, daß die Elementaranstalten, sowohl die alltäglichen als die Sonntagsschulen, der vollständigen Aufsicht der Unterrichtsbehörde unterliegen, und Individuen, die sich unzuverlässig zeigen, entfernt, sogar strafrechtlich verfolgt werden sollen.

Bei dieser allgemeinen Freiheit der Schulgründung hält jedoch das Comité eine gewisse Beschränkung solchen Privatinstituten gegenüber für unerläßlich, deren Einrichtung von der normalen der übrigen Lehranstalten abweicht. Diesen abweichenden Lehrplan muß der Director der Volksschulen erst geprüft und genehmigt haben, ehe solche Institute eröffnet werden dürfen. Eine Beschränkung, die der Umstand rechtfertigt, daß möglicher Weise sich ganz widersinnige Lehrcurse dabei aufthun können. Hier ist deshalb die vorhergehende Prüfung eben so nothwendig, wie sie bei den normalen überflüssig und als

Digitized by Google

leere Formalität erscheint, da die üblichen Lehrcurse von dem Schulreglement selbst bestimmt sind.

Wie unsere Leser gesehen haben, finden in diesem Reglement für allgemeine Bildungsanstalten die Volksschulen eine ganz besondere und eingehende Berücksichtigung. Der zweite uns vorliegende Entwurf, der sich speciell mit den letzteren beschäftigt, entwickelt aus denselben Gesichtspunkten einen neuen Plan zur Einrichtung der russischen Volksschule.

Von verschiedenen Seiten war im vorigen Jahre die Frage der Volksbildung angeregt worden. Die Berichte des Senators Duhamel über das Treiben der Altgläubigen im Gouvernement Olonez, die Erörterungen der Gemeindeverhältnisse auf Grund der Bauerncmancipation hatten Vorlagen in Betreff des Volksschulwesens an den damaligen Unterrichtsminister E. P. Kowalewsky veranlaßt. Dieser, ein Mann, dem seine Theilnahme für das Volk, seine Biederkeit und Ueberzeugungstreue in den Herzen aller besonnenen Freunde des Fortschritts in Rußland ein dankbares und dauerndes Andenken sichern, übersah die ganze Tragweite der Volksschulinteressen und ergriff die Gelegenheit, eine allseitige Prüfung derselben hervorzurufen. Seinem Antrag gemäß erfolgte auf Kaiserlichen Befehl die Einsetzung eines besondern Comités — in dessen Mitgliedern die Ministerien der Reichsdomänen, der Apanagen, des Innern, der Finanzen und der Volksaufklärung, so wie der obersten geistlichen Behörde vertreten waren — zur Abfassung eines allgemeinen Planes für die im ganzen Reiche befindlichen Dorf- und sonstigen Elementarschulen, die zu verschiedenen Ressorts gehörig, in Bezug auf den Unterricht insgesammt unter das Ministerium der Volksaufklärung gestellt werden sollten. Die Redaction wurde dem Gymnasialdirector Geh. Rath Latüschew übertragen.

Von den in diesem Plane entworfenen Bestimmungen können die meisten, Angesichts des erst neu zu ordnenden Gemeindewesens nur provisorisch sein, einige hingegen auch als Grundlagen für spätere definitive Verhältnisse gültiger Statuten dienen. Die Hauptpunkte sind: Vertheilung der Schulen; ihre Unterhaltung auf Gemeindekosten; Sicherung eines Einflusses der Gemeinde auf das Wohlgedeihen der Volksschule; der Lehrcursus; Anstellung der Lehrer; Herbeiziehung entsprechender Lehrkräfte durch Gewährung positiver Rechte und Vortheile; Verbreitung und Förderung des Volksunterrichtes; die Administration. Wie schon bemerkt, ist dieser neue Volksschulplan auf dieselben Principien basirt, wie das Reglement für die allgemeinen Bildungsanstalten.

Digitized by Google

Wir können daher die Einzelheiten der Ausführung, nach allem, was wir bei jenem bereits erörtert, füglich übergehen.

Nicht so weit gediehen, wie in den obigen zwei Entwürfen, erscheinen die Grundlagen der Reform in dem dritten, der das Universitätsreglement enthält. Indeß sowohl das geringere Maß als die weniger scharfen und bestimmten Züge der Neugestaltung erklären sich hier aus der Natur der Sache. Erst die veränderten Verhältnisse der allgemeinen Volksbildung können die Voraussetzungen geben, auf die sich eine wirklich neue Organisation der russischen Universitäten gründen läßt. Eine solche bleibt nicht allein wünschenswerth, sie ist unerläßlich; nicht blos das Interesse höherer Cultur wird sie gebieterisch verlangen, sie ist, wenn anders die vorgeschlagenen Reformen des gesammten Schulwesens zu den erwarteten Resultaten führen, eine unausweichliche Consequenz derselben. Aber diese Resultate müssen erst gewonnen, die allgemeine Volksbildung, die der Unterbau der Universitäten ist, erst eine Wahrheit geworden sein, bevor in Rußland jene akademische Freiheit, jene wissenschaftliche Entwickelung wahr werden kann, die nicht allein den schwärmerischen Träumen, sondern auch — wer fühlte das nicht mit! — den wohlberechtigten Wünschen der Jugend und dem idealen Streben erleuchteter Geister dort vorschwebt.

Eines der ersten Postulate nach dieser Richtung hin, sind im Bereich der Facultätsstudien die philosophischen Vorlesungen. Ihre Erweiterung ist in dem Entwurfe angedeutet. Aber gerade bei diesem Punkte hätte es uns größere Befriedigung gewährt, wenn er schärfer, wenn er deutlicher als durch ein bloßes Verzeichniß der betreffenden Gegenstände hervorgehoben wurde. Gerade hier hätten wir es gern gesehen, wenn auch dieser Entwurf, wie der erste, das Verderbliche des frühern Systems klar machte; gerade hier war jene beredte Motivirung am Platze, in der wir den raschen Pulsschlag der Zeit fühlten und als sicheres Symptom des Erstarkens, des Erwachens zu neuem Leben begrüßten. —

Daß wir es laut verkünden — zur Warnung vor den Uebergriffen des Realismus auch unter uns: nichts hat sich an der geistigen Entwickelung Rußlands so schwer gerächt, als die Vernachlässigung und vollends die Restriction philosophischer Studien auf den Hochschulen. Zwar daß die Philosophie nicht sowohl abstract getrieben, als in ihrer Anwendung erst wahrhaft fruchtbar wird, das hat man schließlich auch in dem philosophirenden Deutschland eingesehen; und hier ist es

Digitized by Google

ein Glück, daß man endlich dahin gekommen. Aber die Anwendung der Philosophie ist ohne ihr Studium nicht zu erzielen. Und was heißt denn eigentlich: die Philosophie anwenden? Den philosophischen Geist wirken lassen. Der Geist ist es überall, der allein lebendig macht, und daher bleibt ohne philosophischen Geist die Behandlung jeder Wissenschaft leblos. Auch bei den deutschen Hochschulen kann man sich überzeugen, daß in dem Maße als philosophische Studien an ihnen dominiren, sich in allen Facultäten der Geist echter Wissenschaftlichkeit regt. Wo sie zu sehr vor dem Fachwesen, vor den sogenannten Brodstudien zurücktreten, da mögen noch so glänzende und mächtige Pfeiler anderer Facultäten dastehen, das wissenschaftliche Leben fehlt. Namen sind gehässig; Beispiele liegen jedem Kundigen nahe.

Die Beschränkung der philosophischen Studien in Rußland, die einer förmlichen Verbannung glich, hat sich aber auch dadurch gerächt, daß sie den philosophirenden Dilettantismus hervorrief, den gefährlichsten Gegner nicht blos der wissenschaftlichen, sondern auch aller politischen und gesellschaftlichen Entwickelung, der jetzt schon eine Macht errungen, daß man einen Kampf auf Tod und Leben mit ihm wird durchzuführen haben. Bedenke man an entscheidender Stelle, woher die ecclesia pressa der auf eigene Faust hegelisirenden Radicalen sich gebildet hat; bedenke man, daß aus jener ecclesia pressa die heutigen Feld- und Gassenprediger in den Journalen hervorgegangen, die aller Geschichte und allem Wissen Hohn sprechen; daß es die Sendlinge jener ecclesia pressa sind, die mit ihren tollen Abstractionen die Welt durchrasen; bedenke man das und erziehe sich an den Hochschulen gegen all diese Gefahren die einzig siegreichen Kämpfer — die Kämpfer des Geistes! Gebe man den Jünglingen auf der Universität einen offenen, geweihten Umgang mit der Philosophie; so behütet man den jugendlichen Genius vor wilder Ehe mit ihr. Eine solche erzeugt immer Ausgeburten jener Art, der wir mit vollem Rechte zurufen:

„Du bist und bleibst ein Lügner, ein Sophiste."

Von den Studien (auf deren umfassende Feststellung in den andern Facultäten wir nicht aufmerksam zu machen brauchen) zu den Vortragenden übergehend, bemerken wir in dem Entwurf die für Rußland neue Function von Docenten (älteren und jüngeren) und Privatdocenten. So sehr sie an die deutsche Einrichtung erinnert, der sie offenbar entlehnt ist, scheint sie doch nicht aus demselben Gesichtspunkte genommen zu sein. Bis jetzt bestanden nächst den außerordentlichen Professoren noch Adjunktprofessoren; für die letztern treten, wie es scheint, die Docenten ein. Aber gleich den Privatdocenten,

Digitized by Google

werden sie nur auf drei Jahre angestellt. Ihr Weiterbleiben im Dienste hängt von erneuter Wahl und Bestätigung durch den Curator ab. Der Grund dieser Bestimmung wird nicht recht klar. Soll es mit dem ganzen Docententhum nur auf ein Probedociren abgesehen sein? Dazu ist dem Docenten doch ein viel zu großer Wirkungskreis eingeräumt. Er hat die Befugniß zu lehren, wie jeder Professor; wo ist die Grenze zwischen seinem geistigen Einfluß auf die Studirenden und dem des letztern? Uebt er ihn zum Nachtheil, so ist schon ein Jahr eine viel längere Zeit, als man ihn darf gewähren lassen; übt er ihn günstig, so reicht schon ein Jahr hin, seine Befähigung zu bleibendem Dienst der Hochschule darzuthun. Warum würde er denn nach drei Jahren entlassen? Ist er überflüssig geworden? Wenn er gut ist, kann er es nie werden; wenn untauglich, so wird er es nicht erst in drei Jahren. Lieber die venia legendi erschweren und sehr streng nehmen, als sie auf eine dreijährige Probezeit hin ertheilen. Etwas Anderes wäre es noch, wenn man in den Docenten eine akademische Lehrerklasse annehmen wollte, deren definitive Anstellung in gewissem Sinne von den Studirenden selbst, von ihrem indirecten Votum abhängig gemacht würde, da bei der Wahl aller Andern nach dem Urtheil der Studenten in keiner Weise gefragt wird. Wir möchten auch keineswegs, daß überall nach ihrem Urtheil gefragt würde. Die Art, wie in letzter Zeit Studenten nach ihren Sympathien und Antipathien über Professoren zu Gerichte saßen, gehört unstreitig zu den bedenklichsten Erscheinungen burschikoser Willkür, die an einzelnen Universitäten Rußlands auftauchte. Junge Bursche nahmen sich heraus, über das Bleiben und Gehen ihrer akademischen Lehrer und Vorgesetzten mit einer Anmaßung zu entscheiden, die kein Theaterdirector sich von seinem Publikum gefallen läßt. So wenig es uns beikommen kann, dieser Anmaßung irgend ein Zugeständniß zu machen, glauben wir doch, daß in dem Eindruck, welchen die jugendlichen Hörer von akademischen Vorlesungen erhalten, ein Urtheil liegt, auf das man achten darf, sogar achten muß. Ob ein Docent die Fähigkeit hat, seine Hörer zu gewinnen und für seinen Vortrag zu interessiren, oder ob er ihnen Abneigung einflößt, das ist in vielen, wenn auch nicht in allen Fällen, ein sehr wichtiges Kriterium seines Werthes; nicht immer, vielleicht sogar nur selten, seines gelehrten, aber meist seines Lehrerwerthes. Hätten also die Studirenden gegenüber den Docenten volle Hörfreiheit, so könnte immerhin eine dreijährige Probezeit angenommen werden, in der es sich herausstellte, wie weit ein Docent Zuhörer zu gewinnen und zu fesseln gewußt, und die dabei sich ergebenden, freilich mit großer Umsicht und Unparteilichkeit zu prüfenden Thatsachen möchten als Maßstab für dessen

Digitized by Google

fernere Anstellung gelten. Auf eine solche Annahme deutet jedoch nichts in dem Entwurfe.

Ueber die Verhältnisse der Studirenden finden wir so ziemlich dieselben Anordnungen, die nach und nach schon in letzter Zeit, und zwar mit vielfacher Berücksichtigung der inzwischen hervorgetretenen geistigen und socialen Ansprüche getroffen worden.

Im Allgemeinen als neu anzusehen, obgleich der Usus an einzelnen Orten, wie in Kiew, schon vorkam, ist die Bestimmung der Maturität durch ein Gymnasialexamen: bei den Gymnasiasten durch das gewöhnliche der Abiturienten, bei den Schülern anderer Anstalten durch eine besondere an einem Gymnasium zu bestehende Prüfung. Sonst entschied darüber erst das Aufnahmsexamen an der Universität. Ganz aufgehoben wird das letztere noch immer nicht. Auch nach glücklich bestandener Gymnasialprüfung hat der zu Immatriculirende in der Universität schriftliche Themen auszuarbeiten und sie mündlich zu erläutern. Neben den Studenten werden auch Privatpersonen zum Besuche der akademischen Vorlesungen zugelassen, gegen Erlegung eines Honorars, entweder in gleichem Betrage wie das von den Studenten zu entrichtende Collegiengeld, wenn sie an dem vollständigen Cursus theilnehmen, oder in entsprechendem und von den Universitäten zu normirendem Verhältniß, wenn sie nur einzelne Vorlesungen hören.

Das Collegiengeld der Studirenden ist für Petersburg und Moskau auf 50 Rubel, für die übrigen Universitäten auf 40 Rubel jährlich festgesetzt, und in halbjährlichen Raten pränumerando zu entrichten.

Seit den russischen Studenten ihre frühere Honorarfreiheit genommen wurde, hat in gewissen Kreisen gegen diese, wie sie behaupten, illiberale Maßregel eine grollende Widerrede und der empfindlichste Tadel nicht aufgehört. Einmal im Zuge der Opposition, achtete man weder darauf, daß auswärts die Honorarverpflichtung gerade unter den liberalsten Institutionen besteht, noch auf den Umstand, daß die Honorarfreiheit in Rußland von sehr zweideutigem liberalen Werthe sein mußte, weil sie in Zeiten sich forterhielt, wo jede andere Freiheit an den russischen Universitäten verpönt war. Wir meinen, dieser Umstand sollte die Widerredner im Sinne des Liberalismus ein wenig nachdenklich machen. Auch ist ja sonst self-government und self-government ihr drittes Wort. Wie soll es aber dahin kommen, wenn man nicht damit den Anfang macht, daß die Einzelnen direct an den Kosten der Gesammtheit mittragen? Je weiter die Auslagen des Staates reichen, desto weiter greift natürlicher Weise auch das Recht seiner Vormundschaft, und desto ferner

Digitized by Google

rücken die persönlichen Interessen dem Staatsinteresse. Nirgends geht man mit dem Besitzthum öffentlicher Anstalten so nachlässig, so verschwenderisch, so gewissenlos um, wie in Rußland, weil man sich gewöhnt hat, alles, was „Krongut" ist, was auf „Kronkosten" erhalten wird, für etwas anzusehen, das Niemandem weiter gehört, weshalb es für den Einzelnen nur ein Gegenstand der Ausbeutung, nicht der Sorge und Pflege ist. Es fehlt der wahrhaft bürgerliche Gemeinsinn, und wird so lange fehlen — mit ihm ein wahrer Bürgerstand — als man sich einer Staatsidee hingiebt, welche die unmittelbare, individuelle Mitthätigkeit der Einzelnen an allen öffentlichen Institutionen zurückdrängt.

Uns erscheint daher die Honorarverflichtung der Studenten vielmehr als ein Fortschritt in liberalem Geiste, als ein Fortschritt zur Selbstverwaltung. Mit diesem Steuerverhältniß der Studirenden beginnt eigentlich in Rußland das akademische Bürgerthum.

Steuerverhältniß? werden die Gegner ausrufen. Wo es noch zu colonisiren gebe, lege man keine Steuern auf. In Deutschland, wo auch die Wissenschaft an Uebervölkerung leide, könne man die Absicht vielleicht billigen, durch Honorarverpflichtung den Andrang zu den Studien abzuwehren — denn schließlich werde doch nur dies damit erzielt — in Rußland, wo man die Wissenschaft erst anzusiedeln habe, sei diese Absicht nichts als Feindseligkeit gegen alle Bildung.

Ja, wenn wir diese Absicht zugeben. Allein weder in Deutschland noch in Rußland können wir sie Jemand anders als der bornirtesten Reaction zutrauen, und Gott sei Dank, mit der haben wir es in diesem Augenblicke nicht zu thun. Die Anerkennung wissenschaftlichen Reichthums für Deutschland lassen wir uns gern gefallen. Doch ebenso sind wir überzeugt, daß auch bei uns die traurigste Verarmung eintreten muß, sobald man aufhört, ihn täglich neu zu erwerben. Die Geistesarbeit braucht bei uns so gut wie anderswo immer neue Kräfte, und nur ein kurzsichtiger staatsökonomischer Philister könnte sich einbilden, daß sie jemals überzählig würden. Auch in Deutschland wäre es eine barbarische Thorheit, wollte man Unbemittelten die Studien erschweren. Denn Geist und Fähigkeit waren nie ein Vorrecht der Reichen, und weit mehr große Männer sind aus der Dürftigkeit als aus dem Schoße des Wohlstandes hervorgegangen; das lehrt die deutsche Geschichte wie irgend eine. Auch haben die Collegiengelder niemals Unbemittelte an den Studien gehindert. Ein Armuthszeugniß bewirkt an allen deutschen Universitäten Gestundung oder gänzliche Erlassung des Honorars; Gleiches gilt für die russischen nach dem vorliegenden Entwurf. Berücksichtigt man die localen Verhältnisse, so sind in letzterem die Bestimmungen

Digitized by Google

über den Betrag und die Erhebung des Honorars sogar weit milder. Vierzig bis fünfzig Rubel in russischen Universitätsstädten, selbst der Provinz, sind kaum so viel wie dreißig Thaler in Berlin. Welcher honorarzahlende Student in Berlin aber wird, wenn er viel Vorlesungen hört, mit dreißig Thalern für das ganze Jahr reichen? Das Doppelte kann oft für ein Semester erforderlich sein. In unserm eignen Collegienbuch finden wir, daß wir in Leipzig, wo die Honorare meist um die Hälfte niedriger als in Berlin angesetzt waren, in einem Semester für sechs Collegia 28 Thaler zu erlegen hatten. — In Betreff der Einziehung des Honorars herrscht an manchen deutschen Hochschulen ein etwas harter Usus. Dem Studirenden, welcher den Vorlesungsbogen unterzeichnet und keine Gestundung erlangt hat (wegen mangelnden Armuthszeugnisses, oft nur in Folge besonderer Umstände), ist eine kurze Frist gestellt, nach welcher er bei Nichtzahlung Execution zu gewärtigen hat. Dagegen nach dem neuen russischen Reglement werden die honorarpflichtigen Studirenden, die zwei Monate im Rückstand bleiben, mit Anfang des neuen Semesters von der Universität entlassen, bis sie ihrer Verpflichtung nachkommen.

Uebrigens kann und soll das Armuthszeugniß nicht das Einzige sein, was dem Unbemittelten die Universitätsstudien zugänglich macht, wie ja auch der Honorarbetrag nur der kleinste Theil von dem sein kam, was er in seinem Universitätsleben zu bestreiten hat. Unterstützungen in jeder Form sind die Hauptsache. Sie haben selten gefehlt, aber auch selten so weit genügt, daß nicht fort und fort von allen Seiten ihre Herbeischaffung erstrebt werden müßte. Die Opposition gegen die Honorarverpflichtung hat unter Anderm in der russischen Presse auch den Ausdruck gefunden, daß zu Geldsammlungen aufgefordert wurde, um den Honorarbedarf armer Studenten zu decken. Damit sind wir vollkommen einverstanden. Wir finden eine solche Art, sie von ihrer Honorarlast zu befreien, unter Umständen weit angemessener, als durch ein Armuthszeugniß. Noch mehr, wir wünschen, daß die Geldsammlungen sich auch auf den sonstigen Bedarf der Studirenden erstrecken. Erleichterung, Erweiterung aller Bildungsmittel stellt ja auch das Comité, das diese neuen Schulentwürfe ausgearbeitet, als Nothwendigkeit hin. Zeitungscorrespondenten — sie sind bereits in deutschen Blättern laut geworden — meinen zwar, alle diese Entwürfe wären bloße Theorien, mit denen nichts gethan sei; und wir zweifeln nicht, in der russischen Gesellschaft werden viele sein, die das wiederholen. Wohlan denn, die Gesellschaft erwerbe sich ein Recht, über Theorien achselzuckend zu sprechen — sie führe das praktisch aus, was jene verlangen; sie mache das Wort zur That.

Digitized by Google

Wir unserseits glauben, daß es auch Worte giebt, welche die große Bedeutung von Thaten haben. Und solchen Werth messen wir diesen Entwürfen zur Reform des russischen Unterrichtswesens bei. Sie sollen von officieller Seite bald den pädagogischen Autoritäten Deutschlands zur Begutachtung vorgelegt werden*). Mögen diese theilnehmend sie als bedeutungsvolle Documente für den Geist der neuen Zeit erkennen, die in Rußland aufgegangen; mögen sie den rückhaltlosen Wahrheitseifer, das lautere Culturinteresse, die warme Menschenliebe würdigen, die aus diesen Documenten spricht, und aus der Fülle deutscher Kenntniß und Erfahrung ein Werk fördern, das der ganzen Menschheit zu Gute kommen wird!

W. W.

*) Mit dieser Sendung betraut ist Herr S. v. Tanejeff, der sich auch, wie Wenige, dazu eignet. Nachdem er frühe schon einen sehr scharfen Blick für die Mißstände der russischen Verwaltung gezeigt und darüber die freimüthigsten Gedanken ausgesprochen hatte, benutzte er einen jahrelangen Aufenthalt in Deutschland, das Volksschulwesen, insbesondere das in Preußen und Sachsen, gründlich zu studiren. Er behandelt diesen Gegenstand in einem ausführlichen Werke, von welchem wir nächstens in unserer literarischen Chronik berichten.

Digitized by Google

Faust.

Novelle in neun Briefen.

Von

Iwan Turgenew.

Deutsch von Fr. Bodenstedt.

„Entbehren sollst du! sollst entbehren!
Das ist der ewige Gesang,
Der jedem an die Ohren klingt,
Den, unser ganzes Leben lang,
Uns heiser jede Stunde singt."

Erster Brief.

(Paul Alexandritsch B.... an Simon Nikolaitsch W....)

Dorf M..., 6. Juni 1850.

Vor vier Tagen hier angekommen, liebster Freund, erfülle ich heute mein Versprechen, dir zu schreiben. Seit dem Morgen rieselt ein feiner Regen herab, der mich in's Zimmer bannt; und außerdem verlangt mich sehr danach, ein wenig mit dir zu plaudern. Da sitze ich nun wieder in meinem alten Neste, welches ich — ach, es ist traurig zu sagen — volle neun Jahre nicht gesehen. Was ist in diesen neun Jahren nicht alles vorgegangen! Ich selbst, wenn ich's so recht bedenke, komme mir wie ein ganz anderer Mensch vor. Ich bin in der That wie umgewandelt. Du erinnerst dich wohl des kleinen, dunkeln Spiegels in unserm Gastzimmer, der noch von meiner Urgroßmutter herstammt und an den Ecken mit so wunderlichen Schnörkeln verziert ist — pflegtest immer Betrachtungen anzustellen, was er vor und seit hundert Jahren gesehen haben müsse. Ich warf gleich nach meiner Ankunft einen Blick hinein, und erschrak über mich selbst. Noch nie war es mir so jäh und lebhaft vor Augen getreten, wie ich gealtert bin und mich in der letzten Zeit verändert habe. Uebrigens nicht ich allein bin älter geworden: mein schon lange baufälliges Häuschen droht vollends aus den Fugen zu gehen, und zeigt nach allen Seiten eine bedenkliche Neigung zur Erde. Meine wackere Wassilewna, die Haushälterin, (du hast sie gewiß nicht vergessen, da dir ihre eingemachten Früchte immer vortrefflich mundeten) ist ganz dürr und krumm geworden, ganz zusammengeschrumpft. Sie konnte vor Freude des Wiedersehens weder auf-

Digitized by Google

ſchreien noch weinen, ſondern keuchte und hüſtelte nur, ſank erſchöpft auf einen Stuhl nieder, und ſtreckte zitternd die welken Arme aus.

Der alte Terenti hält ſich zwar noch ſtramm und rüſtig aufrecht, wie früher, und ſetzt beim Gehen die Füße auswärts, trägt auch noch die gelben Nankinghoſen und die knarrenden bockledernen Schuhe mit hohem Beſatz und Schleifen, die er ſo oft mit Rührung anſah. Aber großer Gott, wie ſchlottern jetzt dieſe Hoſen um ſeine magern Beine! wie bleich iſt ſein Haar geworden und wie eingeſchrumpft iſt das Geſicht! Als er mit mir zu ſprechen anfing, als ich ihn im Nebenzimmer Befehle ertheilen hörte, war es mir ſo komiſch, und doch dauerte er mich. Er hat alle ſeine Zähne verloren und kann kein Wort ohne Pfeifen und Ziſchen hervorbringen.

Dahingegen hat ſich der Garten merkwürdig verſchönert. Du erinnerſt dich der Akazien, des Flieders, des Geisblatts, aller Bäumchen, die wir Beide hier pflanzten — ſie ſind zu prächtigen Bäumen herangewachſen. Die Birken und die Ahornbäume, alles iſt mächtig in die Höhe und Breite gegangen; beſonders die Lindenallee iſt wundervoll. Ich habe eine Vorliebe für dieſe Allee, für ihr ſanftes und friſches Grün, für den feinen Duft, welchen ſie verbreitet, für das Lichtgewebe, das ſich durch die buſchigten Zweige über den dunkeln Boden hinzieht — Sand, wie du weißt, giebt es hier nicht. Meine junge Lieblingseiche iſt ein Baum von bedeutendem Umfang geworden. Geſtern brachte ich ganze Stunden unter ihrem Schatten zu. Mir war ſo wohlig. Ringsum üppiger Raſen; über alles breitete ſich ein goldenes Licht, es drang ſogar in den Schatten; und was die Vögel ſangen! Du haſt hoffentlich nicht vergeſſen, daß die Vögel meine Leidenſchaft ſind. Die Tauben girrten, die Goldammer pfiff; der Finke ließ jeden Augenblick ſein luſtiges Lied wieder vernehmen, die eiferſüchtigen Grasmücken wollten auch nicht ſtumm bleiben; von fern ertönte noch die klagende Weiſe des Kuckuks und der ungeſtüme Schrei des Grünſpechts. Ich lauſchte, in ſüße Träumerei verſunken, dieſen harmoniſchen Tönen, und wurde nicht müde ſie zu hören. Auch iſt nicht blos im Garten alles emporgewachſen; auf jedem Schritt begegne ich rüſtigen Burſchen, in welchen ich die kleinen Jungen von ehedem nicht wieder erkenne. Aus deinem Liebling Hänschen iſt ein mächtiger Hans geworden. Du warſt damals beſorgt um ſeine Geſundheit und prophezeiteſt ihm die Schwindſucht; wenn du jetzt auf ſeine gewaltigen rothen Hände blickteſt, die aus den engen Aermeln ſeines Rockes hervorſtrotzen, wie würdeſt du erſtaunen über die kräftigen Muskeln! Er hat einen Nacken wie ein Stier, und ſein Kopf iſt bekränzt mit krauſem blondem Haar — kurz, ein wahrer Herkules Farneſe. Uebrigens fand ich ſein Geſicht weniger verändert, als die andern, nicht einmal viel voller iſt es geworden, und das heitere, wie du zu ſagen pflegteſt, gähnende Lächeln iſt noch ganz daſſelbe. Ich habe den Burſchen zu meinem Kammerdiener gemacht; den ich in Petersburg hatte, ließ ich in Moskau

Digitized by Google

zurück. Der hatte es zu sehr darauf abgesehen, mich zu beschämen und mir seine Ueberlegenheit in residenzlichen Manieren fühlbar zu machen. Von meinen Jagdhunden fand ich keinen einzigen wieder. Nefka allein hat die andern überlebt, doch erharrte auch er nicht meine Rückkehr, wie Argos die des Odysseus. Es war seinem erlöschenden Blicke nicht vergönnt, den einstigen Herrn und Jagdgenossen wiederzusehen. Schafka aber ist gesund, bellt noch immer heiser, hat noch immer ein zerrissenes Ohr und Kletten im Schweife, wie's in der Ordnung ist.

Ich habe mich in deinem ehemaligen Zimmer eingerichtet. Es ist allerdings sehr der Sonne ausgesetzt und wimmelt von Fliegen; aber man spürt hier weniger als in den andern Zimmern den Geruch des alten Hauses. Seltsam! dieser scharfe, säuerliche, moderige Geruch wirkt mächtig auf meine Phantasie: nicht gerade unangenehm, im Gegentheil — aber er stimmt mich trüb und endlich melancholisch. Eben so wie du, liebe auch ich die alten bauchigen Kommoden mit Messingplättchen, die weißen Sessel mit ovalen Lehnen und geschweiften Füßen, die fliegenbesetzten Kryställüstres, kurzum jedes altväterische Möbel; aber beständig dergleichen anzusehen vermag ich nicht; es versetzt mich in einen Zustand beunruhigender Langweile. Das Zimmer, welches ich bewohne, ist ganz einfach meublirt. Doch habe ich in der Ecke einen schmalen, langen Schrank stehen lassen, mit Fächern, worauf staubbedecktes grünes und blaues Glasgeschirr, und an die Wand ließ ich jenes weibliche Bildniß in schwarzem Rahmen hängen — weißt du noch? — welches du ein Portrait der Manon Lescaut nanntest. In den neun Jahren ist die Farbe dieser jungen Frau etwas trüb geworden, indeß ihren Augen der sanfte, sinnige Ausdruck, wie ihren Lippen das leise melancholische Lächeln geblieben ist, und ihrer zarten Hand entfällt noch die halb zerpflückte Rose. Sehr amüsiren mich die Rouleaux an meinen Fenstern; sie waren einst grün, jetzt sind sie von der Sonne vergilbt. Die schwarzen Zeichnungen, womit sie irgend ein erfindungsreicher Künstler ausgeschmückt hat, stellen einige Hauptscenen aus dem Einsiedler von d'Arlincourt vor: eine Entführungs- und Mordscene, alle mögliche Schrecken — und dabei ringsumher dieser tiefe, ununterbrochene Frieden, dieser sanfte Abglanz, der von den Rouleaux selbst auf die Decke fällt!

Seit meiner Ankunft hier erfreue ich mich einer vollständigen Seelenruhe. Ich habe keine Lust etwas zu machen, noch Jemand zu sehen; zu träumen habe ich von nichts, zum Denken bin ich zu träg, nur zum Sinnen nicht. Denken und Sinnen, wie du selbst recht gut weißt, sind zwei verschiedene Dinge.

Zuerst waren die Erinnerungen der Kindheit über mich gekommen. Bei jedem Schritt, den ich auf der heimathlichen Erde that, bei jedem Gegenstand, den ich erblickte, stiegen sie in vollkommener Klarheit bis auf die geringfügigsten Einzelheiten vor meiner Seele auf; dann wechselten diese

Digitized by Google

Erinnerungen mit andern, dann .... dann wandte ich mich leise ab von dem Vergangenen, und mir blieb nur eine Art angenehmer Abspannung, eine einschläfernde Schwere auf dem Herzen zurück. Denke dir, als ich so neulich auf dem Damm unter einem Baume saß, fing ich mit einem Mal zu weinen an und würde trotz meiner vorgerückten Jahre noch lange geweint haben, hätte ich nicht eine alte Bäuerin bemerkt, welche mich neugierig betrachtete und dann, ohne das Gesicht zu mir zu wenden, sich tief bückend vorbeiging. Mir ist dieser Gemüthszustand, die Thränen abgerechnet, sehr angenehm, und gern möchte ich ihn bis zum Zeitpunkt meiner Abreise d. h. bis zum September bewahren. Ich würde sehr übler Laune sein, wenn einer meiner Nachbarn mich aufsuchte; doch glaube ich, daß ich dies nicht zu befürchten habe, da meine nächsten Nachbarn immer noch weit genug von mir hausen. Du verstehst mich, davon bin ich überzeugt; du weißt aus eigner Erfahrung, wie wohlthätig oft die Einsamkeit ist .... Ich bedarf ihrer jetzt nur zu sehr nach all meinen Wanderungen.

Ueberdies kann ich mich nicht langweilen. Ich habe Bücher mitgebracht, und hier ist auch eine ansehnliche Bibliothek. Als ich gestern die staubigen Bücherschränke durchstöberte, fand ich mehrere interessante Werke, denen ich früher keine Aufmerksamkeit geschenkt; unter andern eine handschriftliche Uebersetzung von Voltaire's Candide aus den siebziger Jahren; dann Journale aus derselben Zeit: „Le caméléon triomphant (Mirabeau); le Paysan perverti etc.“ Es fielen mir Kinderschriften in die Hand: sie hatten theils mir selbst, theils meinem Vater, meiner Großmutter, und — denke nur — sogar meiner Urgroßmutter gehört. Auf einer ganz alten französischen Grammatik in buntem Einband steht mit großen Buchstaben: Ce livre appartient à Mlle. Eudoxie de Lavrine, und darunter die Jahreszahl 1741. Dann sah ich Bücher, die ich einst aus dem Auslande mitgebracht habe, darunter Goethe's Faust. Dir ist vielleicht unbekannt, daß es eine Zeit gab, wo ich den Faust (natürlich den ersten Theil) Wort für Wort auswendig wußte, und mich daran nicht satt lesen konnte. Doch andere Zeiten, anderer Geschmack. In den letzten neun Jahren habe ich Goethe kaum wieder zur Hand genommen. Mit welchem unaussprechlichen Gefühl erblickte ich gestern das kleine, mir nur zu wohlbekannte Büchlein (die schlechte Ausgabe von 1828)! Ich steckte es zu mir, legte mich in's Bett und fing zu lesen an. Wie ergriffen war ich von der prächtigen ersten Scene! Die Erscheinung des Erdgeistes, seine Worte, die dir wohl erinnerlich sind:

„In Lebensfluthen, im Thatensturm
Wall' ich auf und ab,“

erregten in mir einen längst nicht mehr empfundenen Schauer der Begeisterung. Diese Lectüre erinnerte mich auf einmal an Berlin und mein Studentenleben, an Fräulein Clara Stich, das allerliebste Gretchen, an Seydelmann als Mephistopheles und an die Musik von Radziwill, und

Digitized by Google

an was alles noch! ..... Ich konnte lange nicht einschlafen. Meine Jugend stieg vor mir auf, wie eine magische Erscheinung, ein neues Feuer durchglühte meine Adern, erweiterte mein Herz; etwas griff in dessen Saiten, und Wünsche brausten auf .....

Da hast du die Träumereien, welchen sich dein alter, bald vierzigjähriger Freund in seiner Einsamkeit hingegeben. Wie, wenn Jemand mich in dieser Gemüthsverfassung belauscht hätte! Doch warum soll ich mich ihrer schämen? Nein, diese Art verschämter Furcht ist nur der Jugend eigen, und ich merke, daß ich alt werde. Weißt du, woran ich es merke? Ich suche jetzt vor mir selber die angenehmen Empfindungen zu vergrößern, und die traurigen zu unterdrücken. In meiner Jugend verfuhr ich umgekehrt. Da gefiel ich mir in meiner Trauer, bewahrte sie wie einen Schatz und machte mir aus einer frohen Wallung fast ein Gewissen.

Indeß trotz all meiner Lebenserfahrung scheint mir doch, Freund Horatio, es gebe noch etwas in der Welt, was ich nicht erfahren, und dieses Etwas möchte leicht das Wichtigste sein.

Doch wo bin ich hingerathen! Lebe wohl. Ein ander Mal mehr. Was treibst du in Petersburg? A propos, mein Koch Sawéli läßt dich grüßen. Er ist auch gealtert und ein wenig dick und schwerfällig geworden, was ihn übrigens nicht hindert, mir noch gute Hühnersuppen mit Zwiebeln zu bereiten, wie auch Käsekuchen mit zierlichen Rändern und saure Suppen mit Gurken, das beliebte Steppengericht, wovon du einmal einen Pelz auf die Zunge bekamst, den du vierundzwanzig Stunden nicht los wurdest. Nur seine Braten sind stets wie trockener Pappendeckel. Jetzt aber lebe wohl.

Dein P. B.

Zweiter Brief.

(Derselbe an denselben.)

M ...., 12. Juni 1850.

Ich habe Dir, theurer Freund, eine wichtige Neuigkeit mitzutheilen. Hör' an. Gestern vor Tisch bekam ich Lust spazieren zu gehen, und zwar nicht im Garten, sondern auf der Straße, die nach der Stadt führt. Ich wandere gern mit raschen Schritten, planlos auf einem Wege, der sich weit vor mir ausdehnt. Es ist Einem dabei, als habe man ein Geschäft und eile irgend wohin. — Plötzlich sehe ich eine Kalesche mir entgegenfahren. Doch nicht zu mir? denke ich mit geheimem Schrecken .... Aber nein: in der Kalesche saß ein mir unbekannter, schnurrbärtiger Herr. Ich beruhigte mich. Allein wie der Unbekannte mir nahe kommt, heißt er auf einmal seinen Kutscher halten, nimmt höflich seine Mütze ab, und fragt mich noch höflicher, ob er nicht die Ehre habe mit Herrn P. B. zu sprechen.

Digitized by Google

Ich erwiedere mit dem Muth eines Angeklagten auf der Verbrecherbank: „Der bin ich.“ Dabei glotz' ich den Herrn mit dem Schnurrbart an und denke: Gott, den muß ich wo geſehen haben.

— Sie erkennen mich nicht? — ruft er, inzwiſchen aus dem Wagen ſteigend.

— Nein, mein Herr.

— Und ich habe Sie gleich erkannt.

Nun kam's heraus: es war Priemkoff, weißt du, unſer alter Studiengenoſſe. Ei! denkſt du in dieſem Augenblick — was iſt denn das für eine wichtige Nachricht! Priemkoff war, ſo viel ich mich erinnere, ein ziemlich hohler Burſch, weder bösartig noch dumm. Zugegeben, theurer Freund, aber höre weiter.

— Ich war ſehr erfreut zu hören, ſagte er, daß Sie Ihr Gut wieder bezogen haben; denn ich wohne in Ihrer Nachbarſchaft. Und ich bin es nicht allein, der ſich darüber freut.

— Erlauben Sie mir die Frage, wer noch die Liebenswürdigkeit hat ſich zu ....

— Meine Frau!

— Ihre Frau?

— Ja, ſie iſt eine alte Bekannte von Ihnen.

— Darf ich Sie bitten, mir zu erklären ...

— Ich habe Fräulein Wera Elzoff geheirathet.

— Wera Elzoff? rief ich unwillkürlich aus.

Das, lieber Freund, das eben iſt die wichtige Neuigkeit, die ich gemeint habe. Aber damit du auch begreifſt, warum, muß ich dir eine Epiſode aus meiner Vergangenheit, aus früher Vergangenheit, mittheilen.

Als ich im Jahre 1836 mit dir die Univerſität verließ, war ich drei und zwanzig Jahre alt.... Du trateſt in den Staatsdienſt, ich entſchloß mich, wie du weißt, nach Berlin zu reiſen. Allein da ich vor dem Oktober in Berlin nichts zu thun hatte, ſo wollte ich den Sommer in Rußland auf dem Lande zubringen, zum letzten Mal die Freude eines ſüßen Müßiggangs auskoſten, um dann ernſtlich an die Arbeit zu gehen. Wie weit dieſes letztere Vorhaben zur Ausführung kam, davon reden wir jetzt nicht. Aber wo den Sommer zubringen? fragte ich mich. Auf meine Güter mich zu begeben, hatte ich keine Luſt. Mein Vater war kürzlich geſtorben, an nahen Verwandten fehlte es mir; ich fürchtete die Einſamkeit, die Langeweile. In dieſer Verlegenheit nahm ich mit Freuden die Einladung eines Vetters auf ſein im Gouvernement Twer befindliches Gut an. Er war ein vermögender, braver Mann, lebte als großer Herr und bewohnte ein prächtiges Haus. Ich zog zu ihm. Er hatte eine zahlreiche Familie, zwei Söhne und fünf Töchter; außerdem war ſeine gaſtfreie Wohnung ſtets von Fremden überfüllt. Gäſte kamen unaufhörlich — und doch hatte man kein

Digitized by Google

Vergnügen. Die Tage gingen geräuschvoll hin; es war unmöglich einen Augenblick allein zu sein. Alles wurde gemeinschaftlich vorgenommen, Alle sannen auf irgend ein Mittel sich zu zerstreuen, und Alle waren des Abends schrecklich übermüdet. Diese Art von Leben hatte etwas Abgeschmacktes. Ich nahm mir vor fortzugehen, und wollte nur noch den Namenstag meines Vetters abwarten. Allein just an diesem Namensfeste sah ich Wera Elzoff und — ich blieb.

Wera war damals sechzehn Jahre alt. Sie lebte allein mit ihrer Mutter auf einem kleinen Besitzthum, fünf Werste entfernt von meines Vetters Gute. Ihr Vater war, wie man sagte, ein ausgezeichneter Mann gewesen. Rasch zu dem Rang eines Obersten avancirt, würde er es ohne Zweifel noch weiter gebracht haben, wäre er nicht als noch junger Mann durch einen unglücklichen Zufall auf der Jagd von seinem Kameraden erschossen worden. Er hinterließ Wera als Kind. Ihre Mutter war ebenfalls eine bedeutende Persönlichkeit, sehr belesen, sehr unterrichtet und mehrerer Sprachen mächtig. Mit ihrem Manne, obgleich sieben oder acht Jahre älter als er, verband sie die innigste Liebe. Er hatte sie aus dem väterlichen Hause entführt. Sie konnte sich niemals über seinen Verlust trösten, ging bis zu ihrem letzten Tag schwarz gekleidet und starb einige Zeit, nachdem sie ihre Tochter verheirathet hatte. Ich sehe sie noch vor mir mit ihrem ausdrucksvollen, schwermüthigen Gesicht, ihrem dichten ergrauenden Haar, ihren großen Augen mit dem strengen, etwas erloschenen Blick und ihrer geraden, feinen Nase. Ihr Vater hieß Ladanoff, war fünfzehn Jahre in Italien gewesen und hatte dort ein einfaches albanesisches Landmädchen geheirathet, welche sich indeß ihres Glückes nicht lange erfreute. Nachdem sie ihre einzige Tochter, Wera's Mutter, zur Welt gebracht, wurde sie von einem jungen Trasteveriner, ihrem ersten Bräutigam, dem sie Ladanoff entführt hatte, getödtet. Diese Geschichte machte zu ihrer Zeit viel Aufsehen. Nach Rußland zurückgekehrt, schloß er sich in sein Arbeitszimmer ein, um nicht wieder herauszugehen. Er beschäftigte sich mit Chemie, Anatomie und kabbalistischen Studien, forschte dem Geheimniß nach, das menschliche Leben zu verlängern, bildete sich ein, daß man mit Geistern verkehren und die Todten citiren könne. .... Genug, seine Nachbarn betrachteten ihn als Hexenmeister. Er liebte seine Tochter außerordentlich, und unterrichtete sie selbst in Allem; aber daß sie sich von Elzoff hatte entführen lassen, vergab er ihr nicht. Weder sie noch ihr Mann durfte ihm jemals unter die Augen kommen. Er prophezeite ihnen beiden ein unglückliches Leben und starb einsam.

Frau von Elzoff widmete nach ihres Mannes Tode ihre ganze Zeit der Erziehung ihrer Tochter und sah fast keinen Menschen bei sich. Als ich die Bekanntschaft Wera's machte, denke dir, war sie noch in keiner Stadt, nicht einmal in der benachbarten Kreisstadt gewesen.

Digitized by Google

Wera unterschied sich von den gewöhnlichen russischen Fräulein, sie hatte ein ganz eigenthümliches Gepräge. Gleich auf den ersten Blick überraschte mich die wunderbare Ruhe in allen ihren Bewegungen und Reden. Sie schien sich um nichts zu bekümmern, noch zu beunruhigen, antwortete einfach und klug, hörte aufmerksam zu — und damit genug. Der Ausdruck ihres Gesichtes hatte die Offenheit und Reinheit eines Kindes; er war etwas kalt und einförmig, ohne gerade nachdenklich zu sein. Lustig erschien sie selten und nicht wie andere Mädchen. Die Klarheit der unschuldsvollen Seele, die liebenswürdiger ist als Lustigkeit, schimmerte in ihrem ganzen Wesen. Von mittlerem Wuchs, zart und anmuthig, hatte sie feine, regelmäßige Züge, eine schöne, glatte Stirn, goldig blondes Haar, eine gerade Nase, wie ihre Mutter, ziemlich volle Lippen und dichte, nach oben gebogene Augenwimpern, unter denen hervor zwei schwarzgraue Augen fast zu sehr geradaus blickten. Ihre Hände, obgleich klein, waren nicht eben schön; talentvolle Menschen haben keine solchen Hände. In der That besaß Wera auch kein besonderes Talent. Ihre Stimme klang wie die eines Kindes. Ich wurde beim Namensfeste meines Vetters ihrer Mutter vorgestellt, und einige Tage darauf machte ich meinen ersten Besuch bei ihnen.

Frau von Elzoff war, wie ich dir schon gesagt, eine ausgezeichnete Persönlichkeit, aber von ganz eigenthümlichem Wesen, charaktervoll, beharrlich und concentrirt. Sie flößte mir Achtung, ja selbst eine gewisse Furcht ein. All ihr Thun war systematisch geordnet, und sie erzog ihre Tochter diesem Grundsatz gemäß, ohne übrigens deren Freiheit zu beschränken. Die Tochter liebte sie und hatte ein blindes Vertrauen zu ihr. Uebergab ihr die Mutter ein Buch mit den Worten: „Die und die Seite lies nicht", so hätte Wera lieber schon das vorhergehende Blatt übersprungen, und vollends auf die verbotene Seite warf sie keinen Blick mehr.

Allein Frau von Elzoff hatte auch, wie die Franzosen sagen, ihre idées fixes, oder wie die Deutschen sagen, ihr Steckenpferd. So erfüllte sie z. B. eine tödtliche Furcht vor allem, was die Phantasie aufregen konnte, und in Folge dessen hatte ihre Tochter mit sechzehn Jahren noch keinen Roman, kein poetisches Werk gelesen. Hingegen konnte diese mit ihrer Kenntniß der Geschichte, Geographie und sogar der Naturgeschichte mich selbst, den Candidaten, der, wie du dich erinnern wirst, keiner der Letzten war, ganz verblüffen. Eines Tages suchte ich das Gespräch mit Frau von Elzoff auf ihr Erziehungssystem zu lenken, was nicht leicht war, da sie sich im Allgemeinen sehr zurückhaltend zeigte. Sie schüttelte den Kopf und sagte:

— Sie behaupten, daß das Lesen der Poeten eine nützliche und angenehme Beschäftigung sei; mir scheint, daß man sich früh im Leben entweder für das Angenehme oder für das Nützliche entscheiden, und daß man an der einmal getroffenen Wahl für immer festhalten muß. Auch

Digitized by Google

ich wollte einst beides vereinigen ..... Doch das ist unmöglich und führt entweder zum Verderben oder zur Albernheit.

Ja, Wera's Mutter war ein seltenes Wesen, rechtschaffen und stolz, aber nicht ohne Fanatismus und eine Art Aberglauben.

Das Leben macht mir bange, sagte sie einmal zu mir, und in der That hatte sie eine Bangigkeit vor dem Leben, vor dessen tiefinnern, geheimnißvollen Kräften, die bisweilen plötzlich hervorbrechen. Wehe dem, über den sie sich entladen! Und hatte die arme Frau nicht das Grausamste von ihnen erfahren? Bedenke man den Tod ihrer Mutter, ihres Vaters, ihres Mannes. Welche Kette schrecklicher Ereignisse!

Ich sah sie auch niemals lächeln. Man kann sagen, sie hatte ihr Herz verschanzt, und den Schlüssel zur Festung im Wasser versenkt. Nie mochte sie ihre Schmerzen in den Busen eines Andern ergossen haben; alles barg sie tief in sich. So sehr hatte sie sich gewöhnt, ihre Empfindungen zu beherrschen, daß sie selbst gegen ihre heißgeliebte Tochter Aeußerungen der Zärtlichkeit vermied. Sie küßte sie niemals in meiner Gegenwart, nannte sie niemals Werchen, sondern immer Wera. Ich erinnere mich, daß ich ihr einmal sagte, wir modernen Leute wären alle etwas anbrüchig, worauf sie erwiederte: Das hat keinen Sinn, man muß entweder ganz zerbrechen oder sich ganz unangetastet halten.

Es kamen wenig Leute zu Frau von Elzoff; ich aber besuchte sie recht häufig, da ich bemerkte, daß sie mir Wohlwollen schenkte, und Wera mir sehr gefiel. Mit der unterhielt ich mich, ging mit ihr spazieren. Die Gegenwart der Mutter störte uns nicht im Mindesten. Das junge Mädchen selbst entfernte sich nicht gern von ihr, und ich meinerseits hatte keinen Grund, mit ihr allein sein zu wollen. Diese offenherzige Wera hatte die eigenthümliche Gewohnheit laut zu denken, und Nachts im Schlafe plauderte sie zuweilen von dem, was sie im Lauf des Tages beschäftigt hatte. Einmal sagte sie zu mir, indem sie mich dabei scharf ansah, und ihrer Gewohnheit nach das Kinn leicht auf die Hand stützte: Ich glaube, Herr B. ist ein recht guter Mann, aber verlassen kann man sich nicht auf ihn.

Unsere Beziehungen zu einander waren rein freundschaftlich und harmlos. Nur einmal schien es mir, als bemerkte ich in der tiefsten Tiefe ihrer hellen Augen einen seltsamen Ausdruck von Zärtlichkeit; doch vielleicht täuschte ich mich.

Inzwischen vergingen Wochen, Monate; es war Zeit an meine Abreise zu denken, und ich konnte zu keinem Entschlusse kommen. Ich erschrak bei dem Gedanken, dieses sanfte junge Wesen zu verlassen, und Berlin hatte für mich keine Anziehungskraft mehr. Ich wagte mir selbst nicht zu bekennen, was in mir vorging; ja, ich verstand mich selbst nicht. Es war, als ob ein Nebel meine Seele verhülle. Endlich wurde mir eines Morgens alles klar .... „Warum weiter suchen? fragte ich mich; welchem Ziele

Digitized by Google

soll ich nachjagen? Das Richtige ist doch schwer zu finden. Wäre es nicht besser, hier zu bleiben, zu heirathen?"

Sieh, so wenig erschreckte mich damals der Gedanke ans Heirathen — im Gegentheil ich erfaßte ihn mit Freuden. An demselben Tage entdeckte ich meine Gefühle — nicht Wera, wie man glauben sollte, sondern ihrer Mutter. Die Alte sah mich an.

— Nein, mein Freund, sagte sie: gehen Sie nach Berlin. Sie sind recht brav, aber der Mann für meine Tochter sind Sie nicht.

Ich blickte erröthend zu Boden, und — worüber du noch mehr erstaunen wirst — ich gab im Grunde meines Herzens der Mutter sofort Recht. In der folgenden Woche reiste ich ab, und sah weder Frau v. Elzoff noch ihre Tochter wieder.

Da hast du, theurer Freund, die Erzählung meiner Abenteuer in aller Kürze — denn ich weiß, daß du keinerlei Weitschweifigkeit magst ..... In Berlin vergaß ich sehr bald die hübsche Wera.

Doch will ich es nur bekennen, die plötzliche Nachricht von ihr hat mich in eine gewisse Aufregung versetzt. Sie hier zu wissen, in meiner Nähe, als meine Nachbarin, sie in einigen Tagen wiederzusehen, das war mir so überraschend. Das Vergangene stand mit einem Mal, wie aus dem Boden emporgestiegen, vor mir, und drang so an mich heran ....

Priemkoff sagte mir bei unserm Begegnen, daß er mit seinem Besuch nur unsere ehemalige Bekanntschaft erneuern wollte, und daß er hoffe, mich bald bei sich zu sehen. Er theilte mir mit, daß er in der Cavalerie gestanden und mit Lieutenantsrang aus dem Dienst getreten sei. Er habe ein Landgut, acht Werst von dem meinigen entfernt, gekauft, und seine Absicht sei sich der Landwirthschaft zu widmen. Von drei Kindern, die er gehabt, sind zwei gestorben, ein kleines fünfjähriges Mädchen ist ihm geblieben.

— Und Ihre Frau Gemahlin erinnert sich meiner noch? fragte ich ihn.

— Ja, erwiederte er mit einem gewissen Zögern. — Sie war freilich noch sehr jung, als Sie sie kannten; indeß ihre Mutter lobte Sie stets, und Sie wissen, wie theuer ihr jedes Wort der Verstorbenen ist.

Hier fielen mir die Worte ein, die Frau v. Elzoff an mich gerichtet: „Sie sind der Mann nicht für meine Tochter", und einen Seitenblick auf Priemkoff werfend, dachte ich: „Also Du warst der Mann für sie!"

Er blieb mehrere Stunden bei mir. Er ist ein angenehmer, netter Mann, der in bescheidenem Tone spricht und dabei so gutmüthig darein sieht. Man kann nicht anders, als ihn gern haben. Doch seine Geistesfähigkeiten sind seit der Zeit, wo wir ihn kennen gelernt, nicht vorgeschritten. Besuchen werde ich ihn ganz bestimmt, vielleicht morgen schon. Ich bin außerordentlich begierig zu sehen, was aus Wera geworden ist.

Digitized by Google

Aber du böser Mensch spottest meiner auf deinem Directionsbureau. Trotzdem will ich dir berichten, welchen Eindruck sie auf mich hervorbringen wird. Lebe wohl.

Dein P. B.

Dritter Brief.

(Derselbe an denselben.)

M...., 16. Juni 1850.

Nun, mein Freund, ich bin bei ihr gewesen, ich habe sie gesehen! Vor allem muß ich dir einen merkwürdigen Umstand mittheilen. Du magst mirs glauben oder nicht, Wera hat sich fast gar nicht verändert, in ihrem Aussehen wie in ihrer Gestalt. Als sie mir entgegen kam, konnte ich nur mit Mühe mein Erstaunen zurückhalten; ich sah vor mir das junge siebenzehnjährige Mädchen, gerade wie ehemals. Nur den Augen fehlte der kindliche Ausdruck, den sie aber auch nie gehabt; sie waren in ihrer Jugend schon zu feurig für Kinderaugen. Sonst ist sie noch ganz wie damals: dieselbe Ruhe in Gang und Haltung, dieselbe Stimme, dieselbe glatte Stirn. Als hätte sie diese ganze Reihe von Jahren irgendwo unter einer Schneedecke zugebracht! ..... Und sie ist jetzt acht und zwanzig Jahre alt, und hat drei Kinder gehabt .... Unbegreiflich! Denke nicht etwa, daß ich aus Voreingenommenheit übertreibe. Im Gegentheil, diese „Wandellosigkeit" gefällt mir an ihr ganz und gar nicht.

Mit acht und zwanzig Jahren soll eine Frau und Mutter nicht mehr wie ein junges Mädchen aussehen; sie hat ja doch nicht umsonst gelebt.

Wera empfing mich sehr freundlich, und vollends ihr Mann war hocherfreut über meinen Besuch. Der gute Kerl scheint sich wirklich nur danach umzusehen, wo er sich an Jemand attachiren kann. Sie haben ein recht bequemes und sauberes Wohnhaus. Auch die Toilette Wera's war ganz mädchenhaft. Sie trug ein weißes Kleid mit einem blauen Gürtel, und eine feine goldene Kette um den Hals. Ihr Töchterchen ist allerliebst, sieht ihr aber nicht ähnlich, und erinnert mehr an die Großmutter. Ein wohlgetroffenes Bild dieser seltsamen Frau hängt im Salon über dem Sopha. Es fiel mir gleich in die Augen, als ich eintrat; es schien streng und aufmerksam auf mich zu blicken.

Wera nahm ihren Lieblingsplatz auf dem Sopha unter dem Bild ein, ich setzte mich ihr gegenüber, und indem wir von der Vergangenheit redeten, konnte ich nicht umhin, oft die Augen zu der düstern Gestalt ihrer Mutter zu erheben. Du kannst dir mein Erstaunen denken, wenn ich dir sage, daß eingedenk der Lehren ihrer Mutter, Wera bis jetzt keinen einzigen Roman, kein einziges poetisches oder, wie sie sich ausdrückt, erdich-

Digitized by Google

tetes Werk geleſen hat. Eine ſolche Gleichgültigkeit gegen die edelſten Geiſtesgenüſſe ärgert mich. Bei einer geſcheiten und, ſo weit ich ſie beurtheilen kann, feinfühlenden Frau iſt das geradezu unverzeihlich.

— Alſo, fragte ich ſie, haben Sie es ſich zur Pflicht gemacht, niemals derartige Bücher zu leſen?

— Nein, erwiederte ſie; aber ich kam nicht dazu, hatte keine Zeit.

— Keine Zeit? Ich ſtaune. Aber Sie — wandte ich mich an Priemkoff — warum haben Sie Ihrer Frau nicht Geſchmack für Literatur beigebracht?

— Ich würde es ſehr gern gethan haben, verſetzte er; indeß ....

Wera fiel ihm ins Wort.

— Stelle dich doch nicht ſo. Du biſt ſelbſt kein großer Liebhaber von Verſen.

— Von Verſen, das iſt richtig, erwiederte Priemkoff; aber Romane z. B. ....

— Wie verbringen Sie denn Ihre Abende, fragte ich Wera — ſpielen Sie Karten?

— Zuweilen. Aber an Beſchäftigung fehlt es uns ja nicht. Wir leſen auch. Es giebt außer Poeſie noch eine gute Anzahl vortrefflicher Bücher.

— Was haben Sie denn nur gegen poetiſche Werke?

— Ich habe nichts gegen ſie; allein von kleinauf ließ ich dieſe erdichteten Werke ungeleſen. Meine Mutter wollte es ſo, und je älter ich werde, deſto mehr überzeuge ich mich, daß alles, was meine Mutter that und ſprach, heilige Wahrheit war.

— Sehr wohl; aber ich kann Ihnen doch nicht beiſtimmen. Ich glaube, daß Sie gar keinen Grund haben, ſich eines ſo reinen und berechtigten Genuſſes zu berauben. Sie verwerfen doch auch nicht die Muſik, die Malerei: warum denn nur die Dichtkunſt?

— Ich verwerfe ſie gar nicht, ich habe ſie bis jetzt nur nicht kennen gelernt — das iſt alles.

— Dann laſſen Sie das meine Sache ſein. Ihre Frau Mutter hat Ihnen doch wohl nicht für alle Zeit verboten, mit der ſchönen Literatur bekannt zu werden?

— Durchaus nicht. Bei meiner Verheirathung nahm ſie jedes Verbot zurück. Aber mir ſelbſt kam es nicht in den Sinn, dieſe — wie nannten Sie's doch gleich? — nun ja, Romane zu leſen.

Ich hörte ihr mit Befremden zu: das hatte ich nicht erwartet. Sie ſah mich dabei ruhig an, ſo wie die Vögel blicken, wenn ſie furchtlos ſind.

— Ich will Ihnen ein Buch bringen, rief ich. (Mir fiel gerade der Fauſt ein.)

Digitized by Google

Wera stieß einen leisen Seufzer aus, und sagte mit einer gewissen Aengstlichkeit:

— Ein Buch .... Doch nicht etwa von George Sand?

Ah, Sie haben also doch von diesem Dichter gehört? Nun, und wenn es ein Buch von ihm wäre, was würde das schaden! Doch nein, ich bringe Ihnen einen andern Autor. Sie haben doch Ihr Deutsch nicht vergessen?

— Nein.

— Sie spricht es wie eine Deutsche, fiel Priemkoff ein.

Vortrefflich. Nun, Sie sollen sehen, was ich Ihnen für ein wunderbares Ding mitbringe.

— Schön, wir wollen sehen. Aber jetzt kommen Sie in den Garten, meine kleine Natalie hält es nicht länger aus.

Sie setzte einen runden Strohhut auf, einen rechten Kinderhut, ganz wie der ihres Töchterchens, nur etwas größer. Ich ging neben ihr. In der frischen Luft, im Schatten der hohen Linden, kam mir ihr Gesicht noch lieblicher vor, besonders wenn sie das Köpfchen leicht zurückbog, um unter den Hutrand hervor zu mir aufzublicken. Ging Priemkoff nicht hinter uns her und hüpfte nicht das kleine Mädchen voraus, ich hätte mir einbilden können, ich sei noch der zweiundzwanzigjährige junge Mann, im Begriff nach Berlin zu reisen. So lebhaft fühlte ich mich in jene Zeit zurückversetzt, und das um so mehr, als auch der Garten, in dem wir uns jetzt befanden, dem der Frau v. Elzoff sehr ähnlich sah. Ich konnte mich nicht enthalten, Wera diesen meinen Eindruck mitzutheilen.

— Alle sagen mir, erwiederte sie, daß ich mich äußerlich wenig verändert hätte. Ich bin übrigens auch in meinem Innern dieselbe geblieben.

Wir näherten uns einem chinesischen Pavillon.

— Ein solches Häuschen, bemerkte Wera, hatten wir in Ossinowka nicht. Achten Sie nicht darauf, daß es so verwittert und baufällig aussieht; drinnen ist es recht hübsch und kühl.

Wir traten hinein; ich sah mich um.

— Wissen Sie was, sagte ich zu Wera — hierher lassen Sie, wenn ich wiederkomme, einen Tisch und einige Stühle bringen. Hier ist's wirklich prächtig. Hier lese ich Ihnen Goethe's Faust vor — nichts Geringeres will ich Ihnen vorlesen.

— Ja wohl, hier sind keine Fliegen, bemerkte sie naiv. — Und wann kommen Sie wieder?

— Uebermorgen.

Plötzlich sprang die kleine Natalie, die zugleich mit uns eingetreten war, bleich und mit einem Schrei des Entsetzens zurück.

— Was hast du, fragte Wera?

Digitized by Google

— Ach, Mama! sieh, sieh nur das schreckliche Thier! rief das Kind, und zeigte auf eine ungeheure Spinne, die an der Wand heraufkroch.

— Warum fürchtest du dich? fragte Wera. Sie thut dir nichts.

Und ehe ich sie hindern konnte, nahm sie das widerwärtige Insect, ließ es einen Augenblick auf ihrer Hand kriechen, und warf es dann hinaus.

— Ei, rief ich, was Sie tapfer sind!

— Wie so tapfer? Das war keine von den giftigen Spinnen.

— Ich sehe, die Naturgeschichte ist noch immer Ihre Stärke. Aber wahrlich, ich hätte das abscheuliche Insect nicht angegriffen.

— Man hat sich nicht davor zu fürchten, wiederholte Wera. Natalie sah uns beide an und lachte.

— Wie ähnlich dies Kind Ihrer Mutter sieht! sagte ich.

— Ja wohl, entgegnete Wera mit einem Lächeln der Befriedigung: das freut mich sehr. Gott gebe, daß sie ihr nicht allein von Gesicht ähnlich sei.

Wir wurden zu Tisch gerufen und nach dem Essen ging ich fort. Beiläufig bemerke ich für dich, du Feinschmecker, das Essen war sehr gut und schmackhaft. Morgen bringe ich ihnen den Faust. Wenn ich mit dem alten Goethe nur nicht durchfalle. Werde dir alles ausführlich beschreiben.

Nun, was denkst du von all diesen „Begebenheiten"? Gelt, daß sie auf mich einen zu lebhaften Eindruck gemacht, daß ich mich in sie verlieben könnte? Possen, Freundchen! Es ist Zeit vernünftig zu werden. Habe genug Thorheiten begangen. Und ich bin nicht mehr in den Jahren, wo man das Leben wieder von vorn anfängt. Uebrigens sind mir auch solche Frauen nie gefährlich gewesen. Welche Frauen waren mir überhaupt gefährlich?

„Mein zitternd Herz beginnt voll Grämen
Seiner Idole sich zu schämen."

In jedem Falle freue ich mich über diese Nachbarschaft, freue mich der Gelegenheit, dieses gute, sanfte, kindliche Weib oft zu sehen. Was weiter kommt, erfährst du seiner Zeit.

Dein P. B.

Vierter Brief.

(Derselbe an denselben.)

M...., den 20. Juni 1850.

Theurer Freund! Die Vorlesung, von welcher ich dir berichtet, hat gestern stattgefunden, und wie es dabei zugegangen, will ich der Reihe nach erzählen. Vor Allem drängt es mich dir zu sagen: der Erfolg übertraf alle Erwartung. Erfolg — das ist nicht einmal das rechte Wort. Doch höre.

Digitized by Google

Ich erschien zur Stunde des Diners. Wir saßen zu sechs am Tisch: Wera, ihr Gemahl, ihre Tochter, deren bleich und unbedeutend aussehende Gouvernante und ein alter Deutscher, in kurzschössigem, zimmtfarbenem Frack, sauber rasirt, bescheidenen, rechtschaffenen Aussehens, mit treuherzigem Lächeln und zahnlosem Munde. Dieser wackere Deutsche verbreitete einen starken Cichoriengeruch um sich — der unvermeidliche Geruch aller alten Deutschen. Man stellte mir ihn vor: er heißt Schimmel, und ist einige Werst von hier, im Haus des Fürsten Ch. Sprachlehrer. Wera, die ihn sehr gern zu haben scheint, hatte ihn aufgefordert unserer Lectüre beizuwohnen. Wir gingen ziemlich spät zu Tisch und blieben lange sitzen. Nachher machten wir einen Spaziergang. Das Wetter war wundervoll. Der Morgen war etwas windig und regnerisch gewesen, am Abend jedoch klärte sich der Himmel wieder auf, und wir schlenderten gemeinschaftlich ins freie Feld hinaus. Ueber uns schwebte licht und hoch eine große rosige Wolke, umflattert von grauen Streifen. Hinter ihrem äußersten Rande zitterte, bald auftauchend, bald verschwindend, ein Sternlein hervor; ein wenig weiter davon zeichnete sich scharf die weiße Mondsichel auf dem leicht gerötheten Blau des Himmels ab. Ich machte Wera auf diese Wolke aufmerksam.

— Ja, sagte sie, das ist sehr hübsch; aber sehen Sie hierher.

Ich sah mich um. Die untergehende Sonne verhüllend, erhob sich ein mächtiges dunkelblaues Gewölk. Es sah aus wie ein feuerspeiender Berg: der Gipfel eine breite Flammengarbe, rings herum ein heller Saum von Unheil kündendem Purpur, der an einer Stelle, gerade in der Mitte, die schwere Masse durchbrach, wie hervorgeschleudert aus dem glühenden Schlund ....

— Das wird ein Unwetter geben, sagte Priemkoff.

Doch ich komme ab von der Hauptsache. Ich vergaß dir in meinem letzten Brief zu sagen, daß ich es bereute, zu meiner Vorlesung Faust gewählt zu haben. Schiller hätte sich weit mehr geeignet, wenn einmal mit deutscher Literatur der Anfang gemacht werden sollte. Vor Allem hatte ich meine Bedenken wegen der ersten Scenen bis zur Bekanntschaft mit Gretchen, und auch in Bezug auf Mephistopheles war ich nicht ganz ruhig. Allein ich stand einmal unter dem Einflusse Faust's, und keine andere Lectüre wäre mir so nach dem Herzen gewesen.

Als es vollends dunkel wurde, versammelten wir uns in dem chinesischen Pavillon, der Abends zuvor dazu hergerichtet worden war. Gerade der Thür gegenüber vor dem Sopha stand ein runder Tisch mit einer Decke; rings umher Stühle und Lehnsessel. Auf dem Tische brannte eine Lampe. Ich setzte mich auf's Sopha und nahm das Buch zur Hand. Wera ließ sich nahe bei der Thüre in einem Sessel nieder. Beim Schein der Lampe konnte man die vor dem Eingang des Pavillons sich leicht schaukelnden

Digitized by Google

Zweige der Akazien erkennen, und von Zeit zu Zeit blies der Nachtwind frisch durch die geöffnete Thür. Priemkoff saß mir zunächst am Tische, neben ihm der alte Deutsche. Die Gouvernante war mit Natalien im Hause geblieben. Vor dem Beginn meiner Vorlesung sprach ich einige erklärende Worte über die Faustlegende, über die Bedeutung des Mephistopheles, über den Dichtergenius Goethe's, und bat, mich zu unterbrechen, wenn irgend eine Stelle des Gedichtes unklar erscheinen sollte. Dann räusperte ich mich ....

Priemkoff fragte, ob ich nicht ein Glas Zuckerwasser wünschte, und war, wie sich an Allem merken ließ, sehr zufrieden mit sich selbst, daß er diese Frage an mich gerichtet. Ich dankte. Tiefe Stille trat ein. Ich fing an zu lesen, ohne das Auge aufzuschlagen; mir war ängstlich zu Muthe, mein Herz schlug heftig, meine Stimme zitterte. Der erste Ausruf des Beifalls entrang sich dem Deutschen; der war im Verlaufe der Lectüre der Einzige, welcher die Stille unterbrach .... „Wunderbar! Erhaben!" wiederholte er, und fügte manchmal hinzu: „Aber das ist ein wenig stark."

Priemkoff langweilte sich, wie mir schien, da er Deutsch nur oberflächlich versteht, und selbst bekennt, daß er keine Verse mag .... Wer hieß ihn auch zuhören? Schon bei Tisch wollte ich ihm einen Wink geben, daß er bei der Vorlesung nicht zugegen zu sein brauche, aber ich fürchtete ihn zu beleidigen.

Wera rührte sich nicht. Ein paar Mal warf ich einen verstohlenen Blick auf sie: ihre Augen waren aufmerksam und fest auf mich gerichtet; sie sah bleich aus. Nach der ersten Begegnung Faust's mit Gretchen, bog sie sich aus der Stuhllehne vor, faltete die Hände auf dem Schooß und blieb bis zum Ende des Stückes in dieser Stellung. Anfangs störte mich die Gleichgültigkeit Priemkoffs, bald aber vergaß ich ihn, wurde immer ernster und las mit Wärme und Hingerissenheit .... Ich las nur für Wera allein. Eine innere Stimme sagte mir, daß Faust einen lebhaften Eindruck auf sie machte. Als ich geendet (das Walpurgisnachtintermezzo sowie Einiges aus der Hexenküchenscene übersprang ich), als das letzte „Heinrich!" erscholl, rief der Deutsche voll Rührung: Gott, wie herrlich! Priemkoff sprang erfreut auf; der arme Mann dankte mir seufzend für das Vergnügen, welches ich ihm bereitet! .... Ich erwiederte nichts darauf und sah Wera an; ich war nur begierig zu hören, was sie sagen würde. Sie erhob sich, ohne ein Wort zu reden, wankte der Thüre zu, stand eine Weile auf der Schwelle, und ging dann langsamen Schrittes hinaus in den Garten. Ich eilte ihr nach. Sie war mir einige Schritte voraus, und ich konnte in der Dunkelheit kaum ihr weißes Kleid unterscheiden.

— Nun, rief ich ihr zu: hat's Ihnen nicht gefallen?

Sie blieb stehen.

— Können Sie mir dieses Buch leihen? entgegnete sie.

Digitized by Google

— Ich ſchenke es Ihnen, wenn Sie es haben wollen.

— Ich danke Ihnen, ſagte ſie und verſchwand.

Priemkoff und der Deutſche näherten ſich mir.

— Es iſt doch merkwürdig warm, hub Priemkoff an — ſogar ſchwül. Aber wo iſt denn meine Frau?

— Ich glaube, ſie iſt in's Haus gegangen, erwiederte ich.

— Ich dächte, wir könnten bald ſoupiren, verſetzte er. Sie leſen vortrefflich, fügte er nach einer Weile hinzu.

— Ihrer Frau Gemahlin ſcheint der „Fauſt" ſehr gefallen zu haben, bemerkte ich.

— Ohne Zweifel, rief Priemkoff.

— O, ganz gewiß, fiel Herr Schimmel ein.

Wir traten in's Haus.

— Wo iſt meine Frau, fragte Priemkoff das uns entgegenkommende Stubenmädchen.

— Gnädige Frau haben ſich in ihr Schlafzimmer begeben.

Priemkoff ging in's Schlafzimmer.

Ich blieb mit Herrn Schimmel auf der Terraſſe. Der Alte hob ſeine Augen zum Himmel.

— Wie viel Sterne! murmelte er, eine Priſe nehmend. — Und alle dieſe Sterne ſind Welten für ſich! fügte er hinzu, indem er eine zweite Priſe nahm.

Ich hielt es nicht für nöthig zu antworten, und ſah blos ſchweigend zum Himmel auf. Ein geheimer Zweifel quälte mich .... Es ſchien mir, als blickten die Sterne ſo ernſt auf uns hernieder.

Nach einigen Minuten kam Priemkoff zurück und bat uns in den Speiſeſaal.

Bald darauf erſchien auch Wera. Wir ſetzten uns.

— Sehen Sie doch meine Frau an, ſagte mir Priemkoff.

Ich richtete meine Blicke auf ſie.

— Wie, bemerken Sie nichts?

Ich bemerkte allerdings eine Veränderung in ihrem Geſichte, gab jedoch — ich weiß nicht, warum — zur Antwort: Nein, ich ſehe nichts.

— Hat ſie nicht rothe Augen? fuhr Priemkoff fort.

Ich ſchwieg ſtill.

— Denken Sie ſich, wie ich in ihr Zimmer trat, fand ich ſie in Thränen. Das iſt ihr lange nicht widerfahren. Wiſſen Sie, wann ſie zuletzt geweint hat? Als wir unſere kleine Saſcha verloren. Das haben Sie mit Ihrem „Fauſt" angerichtet, fügte er mit einem Lächeln hinzu.

— Alſo ſehen Sie jetzt ein — wandte ich mich zu Wera — daß ich Recht hatte, als ....

Digitized by Google

— Das hatte ich nicht erwartet, unterbrach ſie mich. Aber Gott weiß, ob Sie recht gethan. Vielleicht erlaubte mir meine Mutter nur darum nicht, ſolche Bücher zu leſen, weil ſie wußte, daß ....

Wera hielt inne.

— Was wußte ſie? wiederholte ich. Sprechen Sie es aus.

— Wozu! Ich ſchäme mich ſo ſchon. Wie konnte ich nur weinen? Wollen übrigens noch darüber reden; ich habe Einiges nicht recht verſtanden.

Warum haben Sie mich nicht gleich gefragt?

— Die Worte habe ich alle verſtanden und auch ihren Sinn, aber ...

Sie ſchwieg von Neuem und wurde nachdenklich. In dieſem Augenblick hörte man den Wind plötzlich durch das Laub der Bäume im Garten brauſen. Wera fuhr zuſammen und wandte ſich nach dem offenen Fenſter.

— Ich habe Ihnen geſagt, daß wir Gewitter bekommen, rief Priemkoff. Aber liebe Wera, was fährſt du ſo zuſammen?

Sie ſah ihn ſtillſchweigend an. Der Wiederſchein eines matten, fernen Blitzes zuckte geheimnißvoll auf ihrem unbeweglichen Geſicht.

— Das macht alles der „Fauſt“, verſetzte Priemkoff. Nach dem Eſſen thun wir am beſten, uns gleich aufs Ohr zu legen. Nicht wahr, Herr Schimmel?

— Nach einem geiſtigen Genuß iſt phyſiſche Erholung eben ſo wohlthätig, als nützlich, erwiederte der gute Deutſche und leerte ein Gläschen Liqueur.

Als das Soupe beendet war, trennten wir uns. Beim Abſchied drückte ich Wera die Hand, ſie war kalt. Ich ging auf mein Zimmer und blieb lange am Fenſter ſtehen, ehe ich mich auskleidete und zu Bett legte. Priemkoffs Vorherſagung traf ein: das Gewitter zog herauf und entlud ſich. Ich hörte, wie der Wind brauſte, wie der Regen an die Bäume praſſelte, ſah, wie bei jedem Aufflackern des Blitzes die am See gelegene nahe Dorfkirche bald ſchwarz auf weißem Grunde, bald hell auf dunklem Grund ſich zeigte, bald wieder in der Finſterniß verſchwand ..... Doch weitab davon ſchweiften meine Gedanken. Ich dachte an Wera, an das, was ſie ſagen würde, wenn ſie ſelbſt den „Fauſt“ geleſen, dachte an ihre Thränen, erinnerte mich der Aufmerkſamkeit, mit welcher ſie mir zugehört .....

Das Gewitter war längſt vorüber; die Sterne erglänzten, alles ward ſtill. Ein mir unbekannter Vogel pfiff in verſchiedenen Tonarten ein und daſſelbe Lied. Sein einſamer, heller Geſang ertönte eigenthümlich in der Stille der Nacht; ich ging noch immer nicht zu Bette.

Am andern Morgen fand ich mich früher als Alle im Salon ein. Vor dem Portrait der Frau von Elzoff ſtehen bleibend, ſagte ich mit einem geheimen Triumph: Nun, habe ich doch noch deiner Tochter eines der von dir verbotenen Bücher vorgeleſen! Plötzlich war es mir ..... Du haſt gewiß bemerkt, daß die Portraits en face den Beſchauer gleichmäßig anzu-

Digitized by Google

blicken ſcheinen. Diesmal aber kam es mir vor, als richtete Frau von Elzoff ihre Blicke vorwurfsvoll auf mich. Ich wandte mich ab, trat an's Fenſter und erblickte Wera.

Sie ging, einen Sonnenſchirm in der Hand, ein weißes Tuch um den Kopf, im Garten ſpazieren. Ich eilte zu ihr und wir begrüßten uns.

— Die ganze Nacht habe ich nicht ſchlafen können, ſagte ſie mir. Ich habe Kopfweh. Wollte friſche Luft ſchöpfen, vielleicht wird es beſſer.

— Das wird doch nicht von der geſtrigen Vorleſung ſein? — fragte ich.

— Doch, doch. Ich bin an ſo etwas nicht gewöhnt. In Ihrem Buche ſind Dinge, die ich nicht los werden kann. Davon, glaube ich, brennt mir ſo der Kopf, fügte ſie, die Hand an die Stirn legend, hinzu.

— Das iſt ja herrlich! rief ich. Nur fürchte ich faſt, daß dieſe ſchlafloſe Nacht und das Kopfweh Ihnen die Luſt benimmt, mit dieſer Art Lectüre fortzufahren.

— Meinen Sie? entgegnete Wera und pflückte im Vorbeigehen einen Zweig von wildem Jasmin ab. Gott weiß! Mir ſcheint, daß wer dieſen Weg einmal eingeſchlagen, nicht mehr zurück kann.

Dabei warf ſie die abgepflückte Blume wieder fort.

— Kommen Sie, ſprach ſie weiter: ſetzen wir uns ein wenig in dieſe Laube, und bitte, ehe ich nicht ſelbſt davon zu reden anfange, bringen Sie mich nicht wieder auf .... dieſes Buch.

Sie ſagte „dieſes Buch“, als ſcheute ſie ſich den Namen Fauſt auszuſprechen.

Wir traten in die Laube und ſetzten uns.

— Meinetwegen, ſagte ich: ich will nicht mehr von „Fauſt“ mit Ihnen reden, aber erlauben Sie mir, Ihnen Glück zu wünſchen und Ihnen zu ſagen, daß ich Sie beneide.

— Sie mich beneiden?

— Ja, weil ich weiß, wie ich Sie jetzt kenne, was Ihnen, bei Ihrem Gemüth, noch für Genüſſe bevorſtehen. Es giebt außer Goethe noch große Dichter: einen Shakeſpeare, Schiller; und auch unſern Puſchkin darf ich nennen .... Mit dem müſſen Sie auch bekannt werden.

Sie ſchwieg und zeichnete mit der Spitze ihres Sonnenſchirms in den Sand.

O, mein theurer Freund, wenn du ſie hätteſt ſehen können, wie holdſelig ſie in dieſem Augenblick war! Faſt durchſichtig bleich, ſanft vorgebeugt, ein wenig ermüdet, innerlich erſchüttert und doch ſo klar, wie der Himmel! Ich ſprach lange, dann verſtummte ich — und ſaß ſo ſchweigend da und blickte ſie an. Sie ſah nicht auf, fuhr fort mit dem Schirm im Sande zu zeichnen und das Gezeichnete wieder zu verwiſchen.

Digitized by Google

Plötzlich vernahmen wir den raschen Schritt eines Kindes, und die kleine Natalie sprang in die Laube herein. Ihre Mutter erhob sich hastig, und ich war erstaunt über die lebhafte Zärtlichkeit, mit welcher sie ihre Tochter umarmte. Das ist sonst gar nicht ihre Art. Nun kam auch Priemkoff. Herr Schimmel, das gewissenhafte Kind mit grauen Haaren, war schon vor Tagesanbruch abgereist, um keine Lection zu versäumen.

Wir gingen zum Thee.

Doch ich habe mich müde geschrieben; es ist Zeit meinen Brief zu schließen. Er muß dir recht wirr vorkommen. Ich komme mir selbst wirr vor. Mir ist so eigen. Weiß nicht, was ich habe. In Einem fort schwebt mir das kleine Gartenzimmer vor mit den nackten Wänden, die brennende Lampe, die offene Thür, durch welche die frische Nachtluft eindringt, und dort an der Thür das lauschende jugendliche Gesicht, das leichte, weiße Gewand .... Jetzt begreife ich, warum ich sie heirathen wollte. Damals, vor meiner Reise nach Berlin, war ich doch nicht so dumm, wie ich bis jetzt geglaubt hatte.

Ja, mein theurer Simon, dein Freund ist in einer seltsamen Geistesverfassung. Ich denke, das geht vorüber, und wenn es nicht vorübergeht.... nun, so mag's sein! Ich bin darum doch sehr zufrieden. Erstens habe ich einen wundervollen Abend verlebt, und dann, wenn diese Seele erweckt wurde durch mich, wer kann mir darüber einen Vorwurf machen? Die alte Elzoff hängt an der Wand und kann nicht reden. Die wunderliche Alte! Mir sind nicht alle ihre Lebensumstände bekannt; aber das Eine weiß ich, daß sie aus ihrem väterlichen Hause entfloh. Hatte nicht umsonst eine Italienerin zur Mutter. Ei, sie wollte ihre Tochter assecuriren. Laß sehen ....

Ich lege die Feder aus der Hand. Unbarmherziger Spötter, denke was du willst, aber spotte nicht in deinen Briefen. Wir sind alte Freunde und müssen gegenseitig Nachsicht haben. Lebe wohl!

Dein P. B.

Fünfter Brief.

(Derselbe an denselben.)

M....., den 26. Juli 1850.

Es ist lange her, daß ich dir nicht geschrieben habe, mein lieber Simon: über einen Monat schon, wenn ich nicht irre. Ich hätte dir so viel zu sagen gehabt, aber ich war träge und muß dir gestehen, daß ich während der ganzen Zeit nur wenig an dich gedacht habe.

Ich sah aus deinem letzten Brief, daß du, in Bezug auf mich, ungegründete — wenigstens nicht ganz gegründete Vermuthungen hast. Du

Digitized by Google

glaubst, ich schwärme für Wera; da bist du im Irrthum. Ich besuche sie oft, das ist wahr, und sie gefällt mir außerordentlich . . . . Wem würde sie auch nicht gefallen? Ich möchte dich einmal an meiner Stelle sehen. Welch ein wunderbares Geschöpf! Eine blitzschnelle Fassungsgabe bei kindlicher Unerfahrenheit; ein klares, gesundes Urtheil und ein angeborner Schönheitssinn; ein unausgesetztes Streben nach Wahrheit, nach allem Hohen, und das vollkommenste Verständniß, sogar der lasterhaften wie der lächerlichen Dinge, und über alles das gebreitet, wie weiße Engelsfittige, weibliche Anmuth und Reinheit. Was soll ich dir noch sagen! Ich habe diesen ganzen Monat viel mit ihr gelesen und geplaudert. Das Zusammenlesen mit ihr verschafft mir einen noch nie empfundenen Genuß; es thut mir gleichsam unbekannte Regionen auf. In lauten Enthusiasmus geräth sie nicht; alles Geräuschvolle ist ihr fremd. Wenn ihr etwas gefiel, so leuchtet sanft ihr ganzes Wesen und ihr Gesicht nimmt einen so edlen Ausdruck an, einen Ausdruck von Güte — ja wohl, von inniger Güte. Lüge hat Wera nie gekannt; sie ist von kleinauf an Wahrheit gewöhnt, athmet nur Wahrheit. Daher kommt es, daß auch in der Poesie nur das Wahre ihr natürlich erscheint; das findet sie gleich und ohne Mühe heraus, wie ein wohlbekanntes Gesicht . . . . Ein großer Vorzug, ein seltenes Glück! Und man muß es der Mutter zum Lobe nachsagen, das hat sie ihr zu danken. Wie oft dachte ich beim Anblick Wera's, Göthe spricht doch wahr:

„Ein guter Mensch in seinem dunkeln Drange
Ist sich des rechten Weges wohl bewußt."

Das Eine nur ärgert mich, daß Priemkoff immer um uns beschäftigt ist. (Ich bitte dich, mache keine dummen Späße über dieses Geständniß, entweihe mit keinem unwürdigen Gedanken unsere reine Freundschaft). Dieser Mensch ist ebenso wenig im Stande Poesie zu verstehen, wie ich die Flöte zu blasen, und trotzdem will er immer dabei sein und thut, als wolle er gleich seiner Frau sich unterrichten lassen. Zuweilen stellt auch Wera meine Geduld auf eine harte Probe. Mit einem Mal will sie nichts von Poesie wissen, will nichts lesen, von nichts sprechen; setzt sich hin und stickt, oder schäkert mit der kleinen Natalie, macht sich mit der Haushälterin zu schaffen, läuft in die Küche, oder sieht, die Arme aufstemmend, unverwandt zum Fenster hinaus, oder es fällt ihr gar ein, mit der Wärterin Karten zu spielen.

Ich habe die Beobachtung gemacht, daß man in solchem Falle sie gewähren lassen muß, bis sie selbst kommt, ein Gespräch anfängt oder ein Buch in die Hand nimmt. Sie hat viel Selbstständigkeit, was mich sehr freut. In unserer Jugend — weißt du noch? — begegnete es uns oft, irgend ein junges Mädchen unsere eignen Worte nachsprechen zu hören, und dieses Echo begeisterte uns, riß uns gar zu Huldigungen hin, bis wir auf einmal bemerkten, was dahinter war. Aber die hier — nein! Die hat ihr Köpfchen für sich, die nimmt nichts auf Treu und Glauben an und läßt sich durch

Digitized by Google

keine Autorität einschüchtern. Sie wird gerade nicht streiten, aber auch nicht nachgeben. Wir haben uns öfter über Faust unterhalten; aber merkwürdiger Weise, von Gretchen spricht sie selbst nie ein Wort, sondern hört nur, was ich darüber sage. Mephistopheles erschreckt sie nicht als Teufel, sondern mehr durch Etwas, „was in der Natur jedes Menschen liegen könne."

Das sind ihre eigenen Worte.

Ich hatte ihr klar machen wollen, daß dieses „Etwas" von uns Reflexion genannt würde; aber sie verstand das Wort Reflexion nicht in dem Sinne, wie es die Deutschen gebrauchen, sie kennt nur die französische „réflexion" und ist gewohnt, diese als etwas sehr Nützliches zu betrachten. Wunderbares Verhältniß zwischen uns! In gewisser Hinsicht kann ich sagen, daß ich einen großen Einfluß auf sie übe und sie gleichsam erziehe; aber auch sie ändert mich, ohne es selbst zu merken, in Vielem zu meinem Vortheil. So verdank' ich es ihr zum Beispiel, daß ich neulich entdeckt habe, welch eine Masse von conventionellem und rhetorischem Beiwerk sich in vielen berühmten poetischen Schöpfungen findet. Was sie kalt läßt, das ist in meinen Augen schon verdächtig. Ja, ich habe ein besseres, geläutertes Urtheil durch sie gewonnen. Ihr nahe zu stehen, mit ihr zu verkehren, und nicht ein Anderer zu werden, ist unmöglich.

Wohin soll dies alles nun aber führen? wirst du fragen. Wahrhaftig, ich denke, zu weiter nichts. Ich verbringe die Zeit bis zum September aufs angenehmste, dann reise ich ab . . . Die ersten Monate darauf wird mir das Leben höchst trübe und langweilig vorkommen, dann aber wird die Gewohnheit das Ihrige thun.

Ich weiß, wie gefährlich jedes Verhältniß zwischen einem Manne und einer jungen Frau ist, wie unmerklich da ein Gefühl in das andere übergeht, und ich würde mich mit aller Kraft losreißen, wenn ich nicht inne geworden, daß wir Beide, Wera und ich, vollkommen ruhig sind.

Einmal allerdings fiel etwas Seltsames zwischen uns vor. Ich weiß nicht, wie es kam — ich erinnere mich nur, daß wir Puschkins „Onägin" zusammen lasen. Da küßte ich ihr die Hand. Sie rückte leise weg und heftete einen Blick auf mich (einen Blick, wie den ihrigen, habe ich noch bei Niemandem gesehen: darin lag Nachdenken und Aufmerksamkeit und eine gewisse Strenge) . . . . Plötzlich erröthete sie, stand auf und ging davon. An dem Tage glückte es mir nicht mehr, mit ihr allein zu sein. Sie wich mir aus. Und vier volle Stunden spielte sie Karten mit ihrem Manne, der Gouvernante und der Wärterin. Am andern Morgen forderte sie mich auf, mit ihr in den Garten zu gehen. Wir spazierten bis an den See. Plötzlich flüsterte sie, ohne sich zu mir umzuwenden: Ich bitte, thun Sie das nie wieder! Und gleich darauf fing sie an, mir von etwas zu erzählen . . . . Ich war sehr beschämt.

Digitized by Google

Ich will es nur geſtehen, daß ihr Bild mir nicht mehr aus dem Sinne kommt, und faſt ſchreibe ich dir dieſen Brief nur, um von ihr reden zu können.

Doch ich höre Pferdegetrappel; mein Wagen fährt vor. Ich eile zu ihr. Mein Kutſcher fragt nicht mehr, wohin er fahren ſoll; ſobald ich mich in den Wagen ſetze, fährt er geradeswegs zu Priemkoffs. Zwei Werſt vom Dorfe, da, wo der Weg ſich plötzlich wendet, blickt hinter dem Birkenwäldchen ihr Haus hervor .... Es wird mir jedes Mal freudig ums Herz, wenn ich nur ihre Fenſter aus der Ferne ſchimmern ſehe. Der alte harmloſe Herr Schimmel, der von Zeit zu Zeit hinkommt, ſagt nicht ohne Grund in ſeiner ſittig feierlichen Ausdrucksweiſe, indem er auf Wera's Wohnung deutet: „Das iſt die Stätte des Friedens“. Wirklich hat ſich in dieſem Hauſe der Engel des Friedens niedergelaſſen. — Tiutſchew ſingt:

Deck' mich mit deinem Flügel zu,
Beſänftige die wilde Pein —
Es zieht durch deinen Schatten Ruh
In die entzückte Seele ein ...

Doch genug; ſonſt denkſt du Gott weiß was davon. Nächſtens ſchreibe ich wieder .... Was aber werde ich dir das nächſte Mal zu ſchreiben haben? — Adieu. — À propos: ſie ſagt niemals einfach Adieu, ſondern immer: „Nun, Adieu.“ Das gefällt mir außerordentlich.

Dein P. B.

P. S. Ich erinnere mich nicht, ob ich es dir geſagt habe: ſie weiß, daß ich einmal um ſie angehalten.

Sechſter Brief.

(Derſelbe an denſelben.)

M...., den 10. Auguſt.

Geſtehe nur, du erwarteſt heute von mir einen Brief, voller Verzweiflung oder voll Entzücken. Weit gefehlt! Dieſer Brief wird ſein wie alle. Es iſt nichts Neues vorgefallen, und wie mir ſcheint, kann auch nichts vorfallen. Vor einigen Tagen machten wir eine Spazierfahrt auf dem See. Ich will ſie dir beſchreiben. Wir waren unſer Drei: ſie, ich und Schimmel. Ich begreife nicht, welches Vergnügen ſie daran haben kann, dieſen alten Deutſchen ſo oft einzuladen. Man ſagt, daß die Fürſtin Ch. mit ihm unzufrieden ſei, weil er anfange ſeine Stunden zu vernachläſſigen. Uebrigens war er diesmal ſehr unterhaltend. Priemkoff konnte uns nicht begleiten, da er an Kopfweh litt. Das Wetter war herrlich, luſtig: große, phantaſtiſch zerriſſene weiße Wolken am blauen Himmel, überall Glanz,

Digitized by Google

heiterer Lärm im Gehölz; am Ufer das Anschlagen und Plätschern des Wassers; auf den schlängelnden, goldglitzernden Wellen Frische und Sonnenschein!

Anfangs ruderten wir, Schimmel und ich, dann zogen wir das Segel auf und so ging's im Fluge davon. Der Schnabel unseres Bootes durchschnitt die Fluth und hinterher zog sich mit Zischen eine schäumende Furche. Wera führte mit sicherer Hand das Steuer und lachte jedes Mal, wenn das Wasser ihr in's Gesicht spritzte. Ihre Locken quollen unter einem Tuch, das um ihren Kopf geschlungen war, hervor und flatterten leicht im Winde. Ich lag hingekauert auf dem Boden des Schiffes, beinah zu ihren Füßen. Schimmel zündete seine Pfeife an, rauchte und begann mit angenehmer Baßstimme zu singen.

Zuerst sang er das alte Lied:

„Freut euch des Lebens",

dann eine Arie aus der Zauberflöte, dann eine Romanze „Das A B C der Liebe". In dieser Romanze wird das ganze Alphabet — natürlich mit angemessenen Sprüchlein — durchgegangen: von „A B C D — Wenn ich Dich seh" bis „U V W X — Mach einen Knix". Schimmel sang alle Verse mit gefühlvollem Ausdruck, und du hättest nur sehen sollen, wie schelmisch drollig er bei dem Worte „Knix" mit dem linken Auge blinzte. Wera konnte sich nicht enthalten ihm lächelnd mit dem Finger zu drohen .... Ich bemerkte: wie mir schiene, müsse Herr Schimmel in seinen jungen Jahren ein lustiges Bürschchen gewesen sein.

— O ja, ich konnte schon meinen Mann stehen, erwiederte er mit würdigem Selbstgefühl, indem er die Asche aus seiner Pfeife klopfte. — Als ich Student war, o ho ho!

Weiter sprach er nichts, aber in diesem „O ho ho!" lag eine vielsagende Beredtsamkeit. Wera bat ihn, irgend ein Studentenlied zu singen, und sogleich stimmte er an:

„Knaster den gelben
Hat uns Apoll präparirt ꝛc."

wobei er jedoch im Refrain etwas detonirte. Er war sehr in Zug gekommen. Inzwischen hatte der Wind sich recht erhoben, die Wellen gingen hoch, das Boot kam in's Schaukeln; die Schwalben streiften dicht neben uns über das Wasser hin. Wir zogen das Segel ein und begannen zu laviren. Plötzlich schlug der Wind heftig um, es gelang uns nicht den jähen Stoß zu pariren — eine Woge schlug über Bord und wir hatten viel Wasser im Boot. Bei dieser Gelegenheit entwickelte der alte Deutsche eine wahrhaft jugendliche Kraft und Gewandtheit. Er riß den Strick aus meiner Hand und stellte das Segel kunstgerecht, mit den Worten: „So macht man's in Cuxhaven."

Wera mochte erschrocken sein, denn sie wurde bleich; doch, ihrer Gewohnheit treu, sagte sie kein Wort. Sie hob ihr Kleid etwas auf und setzte

Digitized by Google

die Füße auf einen Querbalken. Mir fielen plötzlich die Verse Goethe's ein (seit einiger Zeit bin ich ganz voll von ihm):

Auf der Welle blinken
Tausend schwebende Sterne —

und ich declamirte laut das ganze Lied. Als ich an den Vers kam:

Aug', mein Aug', was sinkst du nieder?

erhob Wera sanft ihre Augen (ich saß tiefer als sie, so daß ihr Blick auf mich herabfiel) und sah lange in die Weite, beim Wehen des Windes unwillkürlich blinzelnd.

Ein feiner Regen begann zu tropfen und warf Bläschen auf dem See. Ich bot ihr meinen Paletot an, sie hing ihn um ihre Schultern. Wir gelangten an's Ufer, und ich reichte ihr den Arm, um sie nach Hause zu geleiten. Ich hatte das Bedürfniß mich über so Manches gegen sie auszusprechen, doch ich schwieg. Ich erinnere mich nur, sie gefragt zu haben, warum sie in ihrem Salon stets unter dem Portrait der Frau von Elzoff sitze, wie ein Vogel unter den Flügeln seiner Mutter.

— Ihr Vergleich ist sehr richtig, erwiederte sie: ich möchte nie ohne diese schützenden Flügel sein.

— Warum wollen Sie Ihre Freiheit nicht genießen? fragte ich wieder.

Sie antwortete nicht.

Ich weiß eigentlich nicht, weshalb ich dir von dieser Spazierfahrt erzählt habe. Vielleicht darum, weil sie für mich eines der wonnigsten Ereignisse in den letztverflossenen Tagen war, obgleich es, genau betrachtet, doch gar kein Ereigniß zu nennen ist. Aber mir war so selig, so still vergnügt und leicht um's Herz, daß Thränen, milde, süße Thränen mir unaufhaltsam in's Auge drangen.

Und denke dir: als ich am andern Morgen dem Bosket zuschritt, höre ich eine angenehme wohlklingende Frauenstimme das Lied „Freut euch des Lebens!" singen. Ich näherte mich: es war Wera. — Bravo! rief ich; habe gar nicht gewußt, daß Sie eine so herrliche Stimme haben.

Sie erröthete und schwieg. Sie besitzt wirklich eine wunderhübsche Sopranstimme. Aber ich bin überzeugt, daß sie keine Ahnung davon hatte. Welche Schätze mögen noch unbewußt in ihr schlummern! Sie kennt sich selbst nicht. Aber ist eine solche Frau in unserer Zeit nicht ein wahres Wunder?

12. August.

Wir hatten gestern eine seltsame Unterredung, indem wir auf Geistererscheinungen zu sprechen kamen. Wera glaubt daran und behauptet gute Gründe dafür zu haben. Priemkoff, der auch zugegen war, senkte die Augen und nickte mit dem Kopfe, wie zur Bestätigung ihrer Worte.

Digitized by Google

Ich richtete einige Fragen an ſie, bemerkte aber bald, daß der Gegenſtand ihr unangenehm war. Wir fingen an, über die Einbildung und die Macht, welche ſie über uns ausübt, zu reden. Ich erzählte, daß ich in meiner Jugend viel von Glück träumte (wie die Meiſten, die im Leben keines gehabt oder keines haben). Unter andern Träumen war einer, der mich beſonders entzückte: mit einer geliebten Frau einige Wochen in Venedig zu verleben. Ich dachte mir das ſo oft und ſo lebhaft, beſonders Nachts, daß ich ein vollſtändiges Bild davon gewann, welches ich nach Belieben vor mir hinzaubern konnte — ich brauchte nur die Augen zu ſchließen. Folgendes malte ich mir aus. Eine linde, mondhelle Nacht voll Duft .... du meinſt vielleicht, von Orangen? nein, von Vanille und Cactus; dazu einen weiten Waſſerſpiegel, eine große von Olivenbäumen überwachſene Inſel; auf der Inſel, hart am Ufer, ein gemüthliches Marmorhaus mit offenen Fenſtern. Muſik ertönt, Gott weiß woher; das Licht einer halbverhängten Lampe drinnen wirft einen ſanften Schein auf die Zweige der dunkeln Bäume. Von der Brüſtung eines der Fenſter wallt eine Sammetdecke mit Goldfranſen hernieder bis zum Waſſerſpiegel. Auf dieſe Decke gelehnt ſitzen nebeneinander Er und Sie und ſchauen hinaus nach dem fern auftauchenden Venedig. Und alles das ſchwebte mir ſo deutlich vor, als ob ich es mit eigenen Augen geſehen hätte.

Wera hörte meinen Phantaſien zu und ſagte: auch ſie habe oft Träumereien, doch ganz anderer Art. So träume ſie ſich in die Wüſten Afrika's neben irgend einem kühnen Reiſenden, oder ſie folge den Spuren Franklins auf dem Eismeer und ſtelle ſich lebhaft alle Entbehrungen, alle Strapazen vor, mit denen ſie zu kämpfen habe ....

— Du haſt zu viel Reiſebeſchreibungen geleſen, ſagte ihr Mann.

— Kann ſein, erwiederte ſie. Aber wenn man einmal träumen will, was hat man nur davon, Unmögliches zu träumen?

— Und warum nicht? rief ich. Warum das arme Unmögliche verdammen?

— Ich habe mich falſch ausgedrückt, erwiederte ſie. Ich wollte ſagen: was hat man nur davon, Träumereien von unſerm perſönlichen Glück nachzuhängen? Damit erreichen wir's doch nicht — alſo wozu ihm nachjagen? Es iſt mit der menſchlichen Glückſeligkeit wie mit der Geſundheit: wir beſitzen ſie, ſo lange wir nicht daran denken.

Dieſe Worte ſetzten mich in Erſtaunen. Dieſe Frau hat eine große Seele, glaub' es mir ....

Von Venedig kamen wir auf Italien und die Italiener zu ſprechen.

Priemkoff ging hinaus und ich blieb mit Wera allein.

— Auch in Ihren Adern fließt italieniſches Blut, bemerkte ich.

— Ja, erwiederte ſie. Soll ich Ihnen das Portrait meiner Großmutter zeigen?

Digitized by Google

— Sie werden mich sehr verbinden.

Sie ging in ihr Cabinet und brachte ein großes goldenes Medaillon mit heraus.

Sie öffnete es, und ich erblickte darin zwei ausgezeichnete Miniaturbilder: von ihrem Großvater und ihrer Großmutter, jenem albanesischen Landmädchen. Beim Großvater Wera's fiel mir die Aehnlichkeit mit Frau v. Elzoff, seiner Tochter, auf; nur kamen mir in der weißen Wolke von Puder seine Züge noch strenger und schärfer vor, und aus seinen kleinen gelblichen Augen zuckte finsterer Trotz. Aber welch ein Antlitz hatte die Italienerin! Ueppig, offen wie eine vollblühende Rose, mit großen, feuchten Augen und selbstzufrieden lächelnden, frisch rothen Lippen; die feinen, beweglichen Nasenflügel schienen noch wie nach feurigen Küssen zu zittern, die bräunlichen Wangen glühten nur so von Jugend, Gesundheit und weiblicher Kraft. Diese Stirne war, Gott sei Dank, von des Gedankens Blässe nicht angekränkelt! .... Sie war dargestellt in ihrer albanesischen Tracht; der Künstler (ein Meister) hatte in ihr pechschwarzes, bläulich schimmerndes Haar einen Rebenzweig geschlungen. Dieser bacchische Schmuck paßt ganz vortrefflich zu dem Ausdruck ihres Gesichtes. Und weißt du, an wen dieses Gesicht mich erinnert? An unsere Manon Lescaut in dem schwarzen Rahmen. Was aber das Merkwürdigste ist: es schien mir bei längerer Betrachtung des Portraits, daß auch Wera's Gesicht trotz der Grundverschiedenheit der Umrisse eine gewisse Aehnlichkeit damit im Lächeln und im Blicke habe ....

Ja, ich wiederhole es: weder sie selbst, noch irgend Jemand auf der Welt kennt Alles, was in ihr schlummert ....

Noch etwas! Frau v. Elzoff hat einige Tage vor Wera's Vermählung ihre ganze Lebensgeschichte, den Tod ihrer Mutter u. s. w. — wahrscheinlich zu didactischem Zwecke — ihr erzählt. Auf Wera machte einen ganz besondern Eindruck das, was sie von ihrem Großvater, jenem geheimnißvollen Herrn Ladanow, erfuhr. Ob etwa daher ihr Glaube an Geistererscheinungen rührt? Es ist seltsam, daß gerade diese so reine und lichte Seele die finstere, unterirdische Welt fürchtet und daran glaubt ....

Doch wozu schreibe ich dir alles das? Uebrigens, da ich es einmal auf's Papier geworfen, mag's auch an dich abgehen.

Dein P. B.

Digitized by Google

Siebenter Brief.

(Derselbe an denselben.)

M...., den 22. August.

Es sind zehn Tage, daß ich dir nicht geschrieben habe .... Ach, mein Freund, ich kann es nicht mehr bergen, ich muß dir sagen, wie schwer mir zu Muthe ist, wie ich sie liebe! .... Du kannst dir denken, mit welchem schmerzlichen Beben ich dieses verhängnißvolle Wort niederschreibe. Ich bin kein Knabe mehr und auch kein Jüngling; ich bin nicht mehr in dem Alter, wo es fast unmöglich ist, Andere, und so leicht ist, sich selbst zu täuschen. Ich weiß und sehe alles klar. Ich weiß, daß ich bald ein Vierziger bin, daß Wera eines Andern Frau ist und ihren Mann liebt; ich weiß sehr wohl, daß ich von dem unseligen Gefühl, welches mich ergriffen hat, nichts als heimliche Qualen und ein schließliches Aufzehren meiner Lebenskräfte zu erwarten habe. — Das alles weiß ich und hoffe und verlange nichts; und doch schafft mir diese Ergebung keine Erleichterung.

Schon seit einem Monat bemerkte ich, daß meine Neigung für Wera immer mehr und mehr zunahm, ich war beunruhigt und erfreut zugleich darüber .... Allein konnte ich mir denken, daß ich abermals von einer der Leidenschaften beherrscht sein würde, die gleich der Jugend verschwinden, ohne wiederzukehren? Doch was sage ich! So habe ich nie geliebt, nein, nie! Manon Lescaut, Frétillon waren einst meine Idole. Solche Idole sind leicht zerbrochen. Erst jetzt weiß ich, was es heißt: ein Weib lieben. Ich schäme mich fast so zu sprechen, aber es ist einmal so. Ich schäme mich .... Die Liebe ist nur Egoismus, und in meinem Alter ist der Egoismus nicht mehr verzeihlich. Mit siebenunddreißig Jahren ist es nicht mehr erlaubt, für sich allein zu leben; da muß man sich nützlich machen, einen Zweck haben, sich einem Beruf widmen, eine Pflicht erfüllen.

Auch ich hatte begonnen mich ernstlich zu beschäftigen .... Doch meine guten Vorsätze sind verweht, wie Spreu im Winde! Jetzt fällt mir ein, was ich dir in meinem ersten Briefe sagte: ich sprach davon, daß mir ein gewisses Etwas fehlte, was ich noch nicht empfunden — und wie jählings ist die Versuchung nun über mich gekommen!

Da stehe ich, gedankenlos in die Zukunft starrend: ein dichter Schleier verhüllt sie meinem Auge; mein Herz ist schwer und traurig. Aeußerlich suche ich vor Anderen und vor mir selbst Ruhe zu bewahren — ich weiß mich wohl zu halten, ich betrage mich nicht wie ein Kind; aber an meiner innersten Seele nagt der Wurm bei Tag und Nacht.

Wie soll das enden?

Bisher war ich nur, fern von ihr, betrübt und unruhig; ihre Nähe genügte, mich zu besänftigen .... Jetzt bin ich auch in ihrer Gegenwart nicht ruhig — und das erschreckt mich.

Digitized by Google

O, mein Freund, wie hart ist es, sich seiner Thränen schämen und sie verbergen zu müssen! Der Jugend allein ist es erlaubt zu weinen, ihr allein geziemen die Thränen ....

Ich vermag diesen Brief nicht durchzulesen; er hat sich meinem Herzen wie ein Seufzer entrungen, und ich kann nichts hinzufügen, nichts erzählen .... Laß mir nur Zeit. Ich werde mich fassen, wieder zu mir kommen und wie ein Mann zu dir reden; jetzt aber möchte ich mein Haupt an deine Brust lehnen und ....

O Mephistopheles! auch du kannst mir nicht helfen. Ich habe absichtlich innegehalten, absichtlich die ironische Ader in mir gereizt, mich selbst daran gemahnt, wie lächerlich und fad mir alle diese Liebesklagen und Herzensergießungen in einem Jahre oder wohl gar schon in einem halben Jahre erscheinen würden .... Doch Mephistopheles ist ohnmächtig und der Stachel seines Witzes ist stumpf geworden. Leb wohl.

Dein P. B.

Achter Brief.

(Derselbe an denselben.)

M...., 8. September 1850.

Mein theurer Freund!

Du hast dir meinen letzten Brief zu sehr zu Herzen genommen. Du weißt, wie ich immer geneigt war, meine Empfindungen zu übertreiben. Es macht sich das unwillkürlich bei mir: ich habe etwas Weibliches in meiner Natur. Mit den Jahren wird das gewiß schon vergehen. Doch ich bekenne mit Seufzen, bis zur Stunde habe ich diese Schwäche noch nicht überwinden können. Indeß beruhige dich. Ich will den Eindruck nicht verleugnen, den Wera auf mich gemacht hat; allein ich wiederhole dir, in alledem liegt durchaus nichts Ungewöhnliches. Du willst hierher kommen, schreibst du — das sollst du ja nicht. Eine Reise von tausend Werst zu machen, Gott weiß weshalb — das wäre unsinnig. Aber ich bin dir von Herzen dankbar für diesen neuen Beweis deiner Freundschaft und, glaube mir, ich werde dir das nie vergessen. Deine Reise hierher ist auch schon deshalb unstatthaft, da ich selbst beabsichtige, demnächst nach Petersburg zu gehen. Wenn ich neben dir auf dem Sopha sitzen werde, will ich dir vieles erzählen; jetzt mag ich wahrlich nicht. Wäre im Stande, wieder allerlei wirres Zeug zu schwatzen. Vor meiner Abreise schreibe ich dir noch einmal. Also auf baldiges Wiedersehen! Bleibe gesund und munter und beunruhige dich nicht allzu sehr über das Schicksal

deines treu ergebenen P. B.

Digitized by Google

Neunter Brief.

(Derſelbe an denſelben.)

P.... wo, 10. März 1853.

Ich habe deinen Brief lange unbeantwortet gelaſſen, dieſe letzten Tage aber immerfort an ihn gedacht. Ich fühlte, daß keine müßige Neugier ihn dictirt habe, ſondern aufrichtige freundſchaftliche Theilnahme; dennoch ſchwankte ich, ob ich deinem Rathe folgen, deinen Wunſch erfüllen ſollte. Endlich habe ich mich dazu entſchloſſen und will dir alles erzählen. Ob meine Beichte mir das Herz erleichtern wird, wie du meinſt, weiß ich nicht; aber es ſcheint mir, daß ich kein Recht habe, dir etwas zu verhehlen, was mein Leben auf immer völlig umgewandelt hat; daß dies eine Unterlaſſungsſünde gegen dich ſein würde .... Ach! eine noch größere Sünde gegen die unvergeßliche liebe Seele, wenn ich unſer trauriges Geheimniß nicht dem einzigen Herzen anvertraute, welches mir noch theuer iſt. Du allein auf der Welt außer mir erinnerſt dich vielleicht noch Wera's, und du beurtheilſt ſie leichtfertig und falſch: das kann ich nicht ertragen. Darum ſollſt du Alles wiſſen. Ach! dies Alles ließe ſich in zwei Worten ſagen. Was zwiſchen uns vorgefallen, kam jählings über uns wie ein Blitz, und wie der Blitz brachte es Tod und Verderben ....

Seit jener Zeit, wo ich ſie verloren, ſeit jener Zeit, wo ich mich in dieſe Einöde geflüchtet, die ich bis an mein Lebensende nicht mehr verlaſſen werde, ſind mehr als zwei Jahre hingegangen, und Alles iſt noch ſo klar in meinem Gedächtniß, meine Wunden ſind noch ſo friſch, mein Gram noch ſo bitter .... Doch ich will nicht klagen. Bei Andern mag das Klagen, das den Schmerz aufregt, ihn zugleich lindern; bei mir nicht. Ich will nur erzählen.

Erinnerſt du dich meines letzten Briefes — jenes Briefes, in welchem ich deine Befürchtungen zu zerſtreuen ſuchte — und deine beabſichtigte Reiſe zu mir widerrieth? Du trauteſt nicht der gezwungenen Ungenirtheit ſeines Tones, glaubteſt nicht an unſer baldiges Wiederſehen — du hatteſt Recht. Am Vorabend deſſelben Tages, wo ich dir ſchrieb, hatte ich erfahren, daß ich geliebt war.

Indem ich dieſe Worte niederſchreibe, fühle ich tief, wie ſchwer es mir ſein wird, meine Erzählung zu vollenden. Der unabläſſige Gedanke an ihren Tod wird mit doppelter Gewalt mich martern; dieſe Erinnerungen werden mir das Herz verbrennen .... Doch ich will mich zu bemeiſtern ſuchen und lieber aufhören zu ſchreiben, als ein Wort zu viel ſagen.

Nun höre zunächſt, wie ich erfuhr, daß mich Wera liebte. Vor Allem muß ich dir verſichern (und du wirſt es mir glauben), daß ich bis zu dem erwähnten Tage nicht die leiſeſte Ahnung davon hatte. Allerdings fand ich ſie gegen ihre frühere Gewohnheit zuweilen nachdenklich, zerſtreut,

Digitized by Google

begriff aber nicht, woher das kam. Da endlich eines Tages, es war der ſiebente September — ein denkwürdiger Tag für mich! — begab ſich Folgendes. Du weißt, wie ich ſie liebte, und wie es mir das Herz abdrückte. Ich ging um wie ein Schatten, und es litt mich nirgends. Ich wollte zu Hauſe bleiben, hielt es aber nicht aus und eilte zu ihr. Ich fand ſie allein in ihrem Cabinet. Priemkoff war nicht zu Hauſe, er war auf die Jagd gegangen. Als ich mich Wera näherte, ſah ſie mich ſtarr an, ohne meinen Gruß zu erwiedern. Sie ſaß beim Fenſter, auf ihrem Schooße lag ein Buch, welches ich ſogleich erkannte: es war mein Fauſt. Ihr Geſicht hatte einen Ausdruck von Ermüdung. Ich ſetzte mich ihr gegenüber. Sie bat mich, ihr die Scene vorzuleſen, wo Gretchen die Frage an Fauſt richtet, ob er an Gott glaube. Ich nahm das Buch und fing an zu leſen. Als ich geendet hatte, ſah ich ſie an. Sie hatte den Kopf auf die Lehne des Seſſels zurückgebeugt und, die Hände auf der Bruſt gekreuzt, blickte ſie unverwandt auf mich.

Mir begann — ich weiß nicht, warum — das Herz mächtig zu ſchlagen.

— Was haben Sie aus mir gemacht! ſprach ſie langſamen Tones.

— Wie ſo? fragte ich beſtürzt.

— Was haben Sie aus mir gemacht! wiederholte ſie.

— Sie wollen ſagen, entgegnete ich, warum ich Sie veranlaßt habe, ſolche Bücher zu leſen?

Sie erhob ſich ſchweigend und verließ das Zimmer. Mein Auge folgte ihr.

In der Thüre blieb ſie ſtehen und wandte ſich wieder um zu mir.

— Ich liebe Sie — ſagte ſie. Nun wiſſen Sie, was Sie aus mir gemacht haben.

Das Blut ſtieg mir zu Kopfe ....

— Ich liebe Sie, ich bin in Sie verliebt, wiederholte Wera.

Sie ging und ſchloß die Thür hinter ſich.

Ich werde dir nicht zu ſchildern verſuchen, was damals in mir vorging. Ich erinnere mich nur, daß ich in den Garten ſtürzte, mich in's Dickicht verlor, an einen Baum lehnte, und ſo ſtehen blieb — wie lange weiß ich nicht mehr. Ich war wie erſtarrt, aber zugleich ergoß ſich ein unbeſchreibliches Wonnegefühl über mein Herz .... Nein, dergleichen läßt ſich nicht beſchreiben. Die Stimme Priemkoffs weckte mich plötzlich aus meiner Betäubung. Man hatte ihm meine Ankunft melden laſſen, er war von der Jagd umgekehrt, und ſuchte mich. Er war erſtaunt, mich ohne Hut im Garten zu finden, und führte mich in's Haus zurück.

— Meine Frau iſt im Salon, ſagte er: gehen wir zu ihr.

Du kannſt dir vorſtellen, mit welchen Gefühlen ich die Schwelle des Salons betrat.

Digitized by Google

Wera saß in einer Ecke mit einer Stickerei beschäftigt. Ich sah ein paar Mal verstohlen nach ihr hin: zu meiner Verwunderung schien sie ruhig. In dem, was sie sprach, im Tone ihrer Stimme war keine Aufregung bemerkbar. Endlich faßte ich sie offen in's Auge. Unsere Blicke begegneten sich .... Sie erröthete ein wenig, und beugte sich über ihren Stickrahmen. Ich beobachtete sie aufmerksam. Sie war wie mit sich uneins, ein unfrohes Lächeln zuckte hin und wieder um ihre Lippen. Priemkoff entfernte sich. Plötzlich erhob sie das Haupt, und fragte mich laut: Was gedenken Sie nun zu thun?

Diese Frage verwirrte mich, doch rasch erwiederte ich mit gepreßter Stimme:

— Ich gedenke zu handeln als ein rechtschaffener Mann und Sie zu verlassen, weil .... weil ich Sie liebe, Wera Nikolajewna, wie Sie sicher schon lange bemerkt haben werden.

Sie beugte sich wieder über ihren Stickrahmen und versank in Nachdenken.

— Ich muß mit Ihnen reden, sagte sie. — Kommen Sie heute Abend nach dem Thee in den Pavillon, wo Sie den Faust gelesen haben.

Sie sagte das so vernehmlich, daß ich jetzt noch nicht begreife, wie Priemkoff, der in demselben Augenblick in's Zimmer trat, nichts davon hörte.

Langsam, ermüdend langsam schlich dieser Tag dahin. Wera blickte zuweilen um sich mit einem Ausdruck, als ob sie fragen wollte: Träum' ich oder wach ich? Aber zu gleicher Zeit offenbarte ihr Gesicht feste Entschlossenheit.

Ich konnte gar nicht wieder zu mir selbst kommen. Wera liebt mich! Diese Worte durchkreisten unaufhörlich mein armes Gehirn; aber ich verstand sie nicht — ich verstand mich selbst nicht, noch die geliebte Frau. Ich wagte einem so unerwarteten, einem so bewältigenden Glücke nicht zu trauen. Mit Anstrengung rief ich mir das Vergangene in's Gedächtniß zurück und sah aus und sprach ebenfalls wie ein Träumender ....

Nach dem Thee, als ich mir schon den Kopf zerbrach, wie ich mich am besten aus dem Hause wegstehlen könne, erklärte sie selbst plötzlich, daß sie spazieren gehen wolle, und forderte mich auf, sie zu begleiten. Ich erhob mich, nahm meinen Hut und folgte ihr. Ich wagte nicht zu reden, ja, ich athmete kaum. Ich wartete auf das erste Wort von ihr, wartete auf eine Erklärung; aber sie schwieg. Schweigend kamen wir nach dem chinesischen Pavillon, schweigend traten wir ein, und dort — bis diesen Augenblick weiß ich nicht, noch kann ich begreifen, wie es zuging — dort fanden wir uns, plötzlich Eins in den Armen des Andern. Irgend eine geheimnißvolle, unsichtbare Macht hatte mich zu ihr gedrängt — sie zu mir.

Digitized by Google

Ihr Geſicht, mit den zurückfallenden Locken, beſchien der letzte Schimmer des Tages; es leuchtete auf von einem Lächeln ſeliger Selbſtvergeſſenheit — und unſre Lippen preßten ſich in einem Kuſſe zuſammen ....

Dieſer Kuß war der erſte und letzte.

Wera riß ſich plötzlich aus meinen Armen los, und mit einem Ausdruck des Entſetzens in den weitgeöffneten Augen, ſchwankte ſie zurück.

— Sehen Sie doch! ſagte ſie mit bebender Stimme. — Sehen Sie denn nichts?

Ich wandte mich raſch um.

— Ich ſehe nichts. Sehen Sie denn etwas?

— Jetzt nicht mehr, aber ich ſah ....

Sie athmete tief und langſam auf.

— Wen denn, was denn?

— Meine Mutter! hauchte ſie zitternd.

Auch ich erbebte, wie von Froſt durchrieſelt. Es wurde mir bange um's Herz, wie einem Verbrecher. Und war ich nicht ein Verbrecher in dieſem Augenblick?

— Hören Sie auf! verſetzte ich — was ſoll das? Sagen Sie mir lieber ....

— Nein, um Gottes willen, nein! unterbrach ſie mich, mit beiden Händen ſich an den Kopf greifend. Das iſt Wahnſinn .... Ich verliere den Verſtand .... Damit iſt nicht zu ſcherzen .... Das iſt der Tod .... Leben ſie wohl!

Ich ergriff ihre Hand.

Um des Himmels willen, bleiben ſie noch einen Augenblick! rief ich in unwillkürlicher Aufregung. Ich wußte nicht, was ich ſprach und hielt mich kaum noch aufrecht. Um des Himmels willen .... das iſt zu grauſam ....

Sie heftete die Augen auf mich; dann ſprach ſie haſtig:

— Morgen, morgen Abend, heute nicht. Ich bitte Sie .... heute fahren Sie nach Hauſe .... morgen Abend kommen Sie zum Gartenpförtchen dort beim See. Ich werde dort ſein, ich werde kommen .... Ich ſchwöre dir, daß ich kommen werde! wiederholte ſie mit einem Ausdruck von Hingeriſſenheit, und ihre Augen glänzten .... Niemand ſoll mich abhalten, ich ſchwör' es! Dann werde ich dir alles ſagen, nur heute laß mich ....

Und ehe ich noch ein Wort erwiedern konnte, war ſie verſchwunden.

In tiefinnerſter Erſchütterung blieb ich zurück. Mein Kopf wirbelte. Durch die raſende Wonne, von der mein ganzes Weſen erfüllt war, ſtahl ſich ein Gefühl der Bangigkeit.

Ich blickte um mich. Es kam mir unheimlich vor in dem dumpfen, feuchten Zimmer mit der niedrigen Wölbung und den dunkeln Wänden. Ich verließ den Pavillon und ging mit ſchweren Schritten dem Hauſe zu.

Digitized by Google

Wera erwartete mich auf der Terraſſe; doch wie ich mich näherte, verſchwand ſie in's Haus, und zog ſich ſofort in ihr Schlafgemach zurück. Ich fuhr nach Hauſe. Wie ich die Nacht und den folgenden Tag bis zum Abend verbrachte, läßt ſich unmöglich ſchildern. Ich weiß nur, daß ich auf dem Geſichte dalag, es in beide Hände bergend, Wera's ſeliges Lächeln vor dem Kuſſe mir zurückrief und flüſterte: Da iſt ſie endlich!

Es fielen mir auch die Worte ein, die Wera mir von ihrer Mutter mitgetheilt. Dieſe hatte einmal zu ihr geſagt: „Du biſt wie Eis: ſo lange das nicht ſchmilzt, iſt es feſt wie Stein; aber einmal geſchmolzen, bleibt keine Spur davon."

Noch etwas kam mir ins Gedächtniß: wie ich mich eines Tages mit Wera unterhielt über das, was tieferes Verſtändniß, was Talent heißt. „Ich habe", ſagte ſie, „nur ein Talent: zu ſchweigen bis zum letzten Augenblick." Damals verſtand ich nichts davon.

Aber was bedeutete ihr Schrecken? fragte ich mich ſelbſt .... Kann ſie denn wirklich ihre Mutter geſehen haben? Das war ein Spiel der Phantaſie, nichts weiter, dachte ich, und auf's neue überließ ich mich dem beklemmenden Gefühl der Erwartung.

Am ſelben Tage ſchrieb ich dir — es iſt mir eine peinliche Erinnerung! — jenen ſchlau durchdachten Brief.

Abends, noch vor Sonnenuntergang, ſtand ich ſchon fünfzig Schritte weit von dem Gartenpförtchen, in dem hohen und dichten Gebüſch am Ufer des Sees. Ich hatte den ganzen Weg zu Fuß gemacht. Und zu meiner Schande muß ich dir geſtehen, daß Furcht, eine wahrhaft kindiſche Furcht meine Bruſt durchſchauerte, mich förmlich zittern machte; aber Reue empfand ich nicht. Verſteckt in dem Gebüſch, ſpähte ich unaufhörlich nach dem Pförtchen: es war und blieb geſchloſſen.

Schon ging die Sonne unter, es ward ſpät. Schon ſtiegen die Sterne am Himmel auf und Dunkelheit trat ein. Niemand zeigte ſich. Ich wurde wie von Fieber geſchüttelt. Schon war die Nacht völlig hereingebrochen. Länger konnte ich es nicht aushalten. Vorſichtig verließ ich mein Verſteck und näherte mich dem Pförtchen. Alles war ſtill im Garten. Ich rief mit leiſer Stimme Wera, rief zum zweiten, zum dritten Mal .... Keine Antwort. Eine halbe Stunde verfloß, eine ganze Stunde; inzwiſchen war es ganz finſter geworden. Das Warten erſchöpfte mich. Da zog ich das Pförtchen an, öffnete es, und auf den Zehen, leiſe, wie ein Dieb, näherte ich mich dem Hauſe. Ich blieb im Schatten der Linden ſtehen. Im Hauſe waren faſt alle Fenſter erleuchtet; in den Zimmern ſah ich Leute auf- und abgehen. Dies verwunderte mich. Meine Uhr, ſo weit ich beim trüben Schimmer der Sterne unterſcheiden konnte, zeigte halb zwölf. Plötzlich höre ich ein Geräuſch hinter dem Hauſe, ein Wagen raſſelt aus dem Hofe.

Digitized by Google

Da ist ohne Zweifel Besuch gewesen, dachte ich. Hiernach jede Hoffnung aufgebend, Wera noch zu sehen, verließ ich den Garten und kehrte eiligen Schrittes nach Hause zurück. Es war eine dunkle Septembernacht, aber warm und still. Das Gefühl, welches mich beherrschte — es war nicht sowohl Verdruß als Kummer — legte sich nach und nach. Und ich kam in meiner Wohnung an, etwas ermüdet vom raschen Gang, aber beruhigt durch die Stille der Nacht, in glücklicher und fast heiterer Stimmung. Ich ging in mein Schlafzimmer, entließ meinen Kammerdiener Timotheus, warf mich unausgekleidet auf's Bett und versank in Nachdenken.

Anfangs waren es freudige Träumereien, denen ich mich hingab; bald aber trat eine seltsame Veränderung ein. Unwillkürlich kam eine unbeschreibliche Bangigkeit, eine tiefe, nagende Unruhe über mich. Ich konnte den Grund davon nicht begreifen; aber es wurde mir immer peinlicher und drückender, als ob irgend ein nahes Unheil mich bedrohte, als ob irgend ein liebes Wesen in diesem Augenblicke litte und mich zu Hilfe riefe.

Auf dem Tische brannte die Wachskerze mit schwacher, unbeweglicher Flamme; die Uhr tickte gemessen und einförmig. Ich stützte den Kopf auf die Hand und ließ die Blicke im Halbdunkel meines einsamen Zimmers umherschweifen. Ich dachte an die Geliebte, und ein tiefes Weh ging mir durch die Seele. Alles, worüber ich mich so gefreut hatte, erschien mir jetzt in seinem wahren Lichte: als ein Unglück, als unentrinnbares Verderben. Mit jedem Augenblick wuchs meine Angst; ich konnte nicht länger liegen bleiben, und plötzlich war es mir wieder, als ob Jemand mit flehender Stimme mich rief .... Zitternd hob ich den Kopf in die Höhe .... Richtig, ich hatte mich nicht getäuscht! Von fern her erscholl ein klagender Ruf und wiederhallte leise dröhnend an den dunkeln Fensterscheiben. Es wurde mir unheimlich; ich sprang aus dem Bette und öffnete das Fenster. Ein deutlicher Weheruf drang in's Zimmer und schwirrte gleichsam über mir. Schauernd vor Entsetzen vernahm ich seine letzten, ausklingenden Schwingungen.

Es klang, wie wenn Jemand in der Ferne unter dem Messer seines Mörders um Schonung flehte. War es der Schrei einer Eule im Wald, oder das Stöhnen irgend eines andern Geschöpfes? — Ich gab mir damals keine Rechenschaft darüber, und unwillkürlich stieß ich die Worte aus:

— Wera! Wera! bist du es, die mich ruft?

Meine Stimme erweckte Timotheus. Verwundert und schlaftrunken erschien er vor mir.

Ich sammelte mich wieder, trank ein Glas kaltes Wasser, und ging in ein anderes Zimmer; aber Schlaf kam nicht in meine Augen. Mein Herz pochte krankhaft, wenn auch nicht schnell. Ich konnte mich nicht mehr Träumen von Glück überlassen; ich wagte nicht mehr daran zu glauben.

Digitized by Google

Am folgenden Morgen begab ich mich zu Priemkoff. Er trat mir mit besorgtem Gesicht entgegen.

— Meine Frau ist krank, hub er an: sie liegt im Bette. Ich habe einen Arzt holen lassen.

— Was ist denn mit ihr? ....

— Ich begreife es nicht. Gestern Abend war sie in den Garten gegangen, und plötzlich kehrte sie um, ganz außer sich vor Entsetzen. Ihre Kammerfrau eilte nach mir. Ich komme, frage mein Frau: was hast du denn? Sie antwortete nichts, und von dem Augenblicke liegt sie danieder. In der Nacht fing sie an zu phantasiren. Gott weiß, was sie alles da vorgebracht hat. Auch von Ihnen sprach sie. Die Kammerfrau erzählte mir eine wunderbare Geschichte. Meiner Wera sei im Garten ihre verstorbene Mutter erschienen; es sei ihr vorgekommen, als ginge diese mit ausgebreiteten Armen ihr entgegen.

Du kannst dir vorstellen, was ich bei diesen Worten empfand.

— Das ist freilich dummes Zeug, fuhr Priemkoff fort — indeß muß ich bekennen, daß meine Frau in ähnlicher Art schon merkwürdige Dinge erlebt hat.

— Aber sagen Sie, ist Ihre Frau ernsthaft krank?

— Ja wohl, sehr krank; sie hatte eine böse Nacht. Jetzt schlummert sie ein wenig.

— Und was sagt denn der Arzt?

— Der Arzt sagt, die Krankheit habe noch keinen bestimmten Charakter angenommen .....

12. März.

Ich kann nicht so fortfahren, wie ich angefangen habe, theurer Freund. Das greift mich zu sehr an, und reißt meine Wunden zu schmerzhaft auf. Die Krankheit — um mich der Worte des Arztes zu bedienen — nahm einen bestimmten Charakter an, und Wera starb an dieser Krankheit. Zwei Wochen nach dem verhängnißvollen Tage unsers kurzen Stelldichein war sie nicht mehr unter den Lebenden. Ich habe sie noch einmal vor ihrem Ende gesehen. Das ist die grausamste meiner Erinnerungen. Ich hatte schon von dem Arzte gehört, daß keine Hoffnung war. Spät Abends, da im Hause schon alles sich hingelegt, stahl ich mich an die Thür ihres Schlafzimmers, um einen letzten Blick auf sie zu werfen. Da lag sie im Bette mit geschlossenen Augen, ganz abgemagert, die Wangen fieberhaft geröthet. Wie versteinert stand ich vor ihr. Auf einmal öffnete sie die Augen, heftete sie auf mich, sah mich starr an, und zu meinem Schrecken richtete sie sich plötzlich empor, streckte ihre abgemagerte Hand aus, und sprach die Worte Gretchens:

Digitized by Google

Was will der an dem heiligen Ort?
Er will mich! .....

Sie sprach das mit einer so grauenvoll klingenden Stimme, daß ich entsetzt davon lief. Fast während der ganzen Zeit ihrer Krankheit phantasirte sie von Faust und von ihrer Mutter, welche sie bald Martha, bald Gretchens Mutter nannte.

Wera starb. — Ich war bei ihrer Beerdigung zugegen. Seit der Zeit habe ich alles aufgegeben, und mich auf immer hier niedergelassen.

Bedenke nun alles, was ich dir erzählt habe, denke an sie, an dieses so schnell untergegangene herrliche Wesen. Wie dies geschah, wie dieses wunderbare Eingreifen eines Todten in die Geschicke der Lebenden zu erklären ist, weiß ich nicht und werde ich nie wissen. Aber du mußt zugeben, daß es keine bloße hypochondrische Grille war — wie du dich ausdrücktest — was mich bewog, mich aus der Gesellschaft zurückzuziehen. Ich bin nicht mehr, wie du mich früher gekannt hast. Ich glaube jetzt an vieles, woran ich früher nicht geglaubt. Ich dachte diese ganze Zeit so viel nach über dieses unglückliche Weib (beinahe hätte ich gesagt Mädchen), über ihren Ursprung und über das geheimnißvolle Spiel des Schicksals, welches wir in unserer Blindheit den blinden Zufall nennen. Wer weiß, wie viel Aussaat auf Erden jeder Mensch hinterläßt, die bestimmt ist, erst nach seinem Tode aufzugehen? Wer kann sagen, welche geheime Kette das Schicksal eines Menschen mit dem seiner Kinder, seiner Enkel, verknüpft, und wie seine Leidenschaften in ihnen wieder auftauchen, und sie für seine Verirrungen büßen? Wir sollen uns Alle demüthigen und unser Haupt beugen vor der unbekannten Macht, die über uns waltet.

Ja, Wera ist zu Grunde gegangen, und ich habe mich erhalten.

Ich erinnere mich noch aus meiner Kindheit, daß wir in unserm Hause eine schöne Vase aus durchsichtigem Alabaster hatten. Kein Fleckchen schändete ihre jungfräuliche Reinheit. Eines Tages, da ich allein war, fing ich an, den Sockel zu schütteln, auf dem sie stand .... Plötzlich fiel die Vase herunter und zerbrach in Scherben. Ich erstarrte vor Schrecken, und stand regungslos vor den Trümmern.

Mein Vater trat herein, erblickte mich und sagte: Siehe, was du gethan hast! Unsere herrliche Vase haben wir nicht mehr, die ist durch nichts mehr herzustellen. Ich schluchzte. Ich glaubte ein Verbrechen begangen zu haben.

Zum Manne erwachsen — habe ich leichtsinnig ein Gefäß zerschlagen, tausend Mal werthvoller als jenes!

Vergebens rede ich mir vor, daß ich eine solche Lösung nicht erwarten konnte, daß sie in ihrer Plötzlichkeit mich selbst überraschte, daß ich keine Ahnung gehabt, was Wera für ein Wesen war. Sie hatte wirklich zu schweigen verstanden bis zum letzten Augenblick. An mir war's, sie zu

Digitized by Google

fliehen, sobald ich inne ward, daß ich sie liebte, daß ich eine verheirathete Frau liebte .....

Aber ich blieb, und nun liegt das herrliche Geschöpf zerbrochen in Scherben, und ich blicke in stummer Verzweiflung auf das Werk meiner Hände.

Ja, Frau von Elzoff hat eifersüchtig ihre Tochter bewacht, sie behütet bis ans Ende, und beim ersten unvorsichtigen Schritte sie zu sich in's Grab gezogen.

Es ist Zeit zu schließen .... Ich habe dir nicht den hundertsten Theil von dem gesagt, was ich dir zu sagen hatte; doch auch das war für mich genug. Mögen nun alle meine Erinnerungen zurücksinken auf den Grund meiner Seele, von wo sie aufgestiegen!

Laß mich zum Schlusse dir noch sagen: eine Ueberzeugung habe ich aus den Erfahrungen und Prüfungen meiner letzten Jahre gewonnen. Das Leben ist kein Scherz und kein Spiel, das Leben ist auch kein Genuß .... Das Leben ist eine schwere Arbeit. Entsagung, beständige Entsagung — das ist sein geheimer Sinn, das ist sein Räthselwort. Nicht auf Verwirklichung seiner Lieblingsgedanken und Ideale, und wären sie noch so erhaben, sondern nur auf Erfüllung seiner Pflicht soll der Mensch bedacht sein. Wer sich die eisernen Fesseln der Pflicht nicht anlegt, wird nimmer ohne Straucheln das Ende seiner Laufbahn erreichen. In der Jugend denken wir: Je freier je besser, je weiter gelangt man. Der Jugend mag es erlaubt sein so zu denken. Aber wem einmal das rauhe Antlitz der Wahrheit in's Auge geblickt, der schäme sich, an Täuschungen sich zu ergötzen.

Leb wohl. Ehedem würde ich hinzugefügt haben: sei glücklich; jetzt sag' ich dir: Bestrebe dich zu leben, es ist nicht so leicht wie man glaubt. Gedenke meiner, nicht in Stunden der Trauer, aber in Stunden des Zweifels, und bewahre in deinem Herzen das Bild Wera's in seiner ganzen makellosen Reinheit .... Noch einmal leb wohl.

Dein P. B.

Digitized by Google

Russische Städte.

Astrachan.

Es giebt überall in der Welt Orte, die, vom Gang des Völkerlebens mächtig berührt, sich zu einer hohen, aber nur in den Zeitverhältnissen gegründeten Bedeutung erhoben. Sobald der Zug des Völkerlebens neue Wege nahm, blieben solche Städte oft verlassen, und es ist begreiflich, daß mit den veränderten Zeitverhältnissen die Bedingungen ihrer Existenz aufhörten. Bei anderen haben sie noch nicht angefangen, obgleich sie die Keime einer glänzenden Zukunft in sich tragen. Denn sie haben auch nur historische Beziehungen: bei ihnen knüpfen sie sich an künftige Zustände, wie bei jenen an vergangene. Auch das ist begreiflich, daß solchen Städten trotz aller Zukunftsaussichten noch der gegenwärtige Aufschwung fehlt.

Ganz anders aber verhält es sich mit Orten, deren Bedeutung nicht sowohl eine historische, als eine natürliche ist, deren Beziehungen zum Weltverkehr die Bürgschaft einer gewissen unwandelbaren Nothwendigkeit haben. Wenn die gegenwärtige Existenz *solcher* Städte, sei es auch nur verhältnißmäßig, hinter ihrer denkwürdigen Vergangenheit oder vor ihrer unausbleiblichen Zukunft trostlos zurücksteht, so ist das ein Räthsel — wir wissen nicht, ob mehr in culturgeschichtlicher oder in nationalökonomischer Hinsicht.

Ein Räthsel der Art bietet die Hafenstadt an der äußersten Südostgrenze des europäischen Rußlands: das vielgenannte, historisch berühmte und für den Weltverkehr allezeit beziehungsreiche *Astrachan*.

Wenigen anderen Städten ist für den Handel im größten Maßstab ein solcher Spielraum eröffnet und eine so natürliche Anziehungskraft schon durch ihre Lage verliehen, als Mittelpunkt des großen Wolgagebietes, an der Schwelle der gesammten kaspischen Gestade. Dazu steht die Wolgabahn in Aussicht; auf dem großen hyrkanischen Binnenmeere zeigen sich schon die Anfänge der Dampfschifffahrt, als Fortsetzung jener auf der Wolga. Alle naturgemäßen Bedingungen eines großartigen Aufschwunges sind gegeben; aber bis heute mangelt den Bewohnern der Trieb, die Stetigkeit, der scharfe Blick, die, man sollte glauben, unter solchen Verhältnissen leicht zu weckende Spürkraft für so handgreifliche Vortheile. Ein mäßiger Unternehmungsgeist genügte, diese Vortheile auszunutzen und für das russische Reich fruchtbar zu machen. Wie weit man aber noch davon entfernt ist, wie groß noch die Indolenz der Bewohner, wie wenig von diesen geschieht, eine

Bayerische Staatsbibliothek München
Digitized by Google

bessere Beschaffenheit der Stadt herbeizuführen, wie selbst die einfachsten Dinge vernachlässigt werden, womit der Aufenthalt hier nur einigermaßen erträglich, um nicht zu sagen einladend für Fremde werden könnte, auf die eine solche Handelsstadt doch ganz besondere Rücksicht zu nehmen hätte, das erfährt man aus den nachstehenden Schildetungen, die wir dem Januar- wie dem Märzheft des Marinejournals (Morskoj Sbornik) von d. J. entlehnen.

— Astrachan ist wirklich eine große und reiche Stadt; aber ihrem Aussehen nach ist es unmöglich, sie dafür zu halten. An der Wolga sieht man nirgends so schmutzige und häßliche Häuser wie hier, und auf den ersten Blick überrascht die hier herrschende Liederlichkeit und Verkommenheit jeden Fremden. Die Hafengebäude selbst, meist hölzern und sehr baufällig, unterscheiden sich in nichts von den anderen. — — — Und doch ist es der Hafen allein, welcher der Stadt noch ein gewisses Leben giebt, wir meinen jenes Leben, das noch einigermaßen hier die gesellschaftlichen Interessen in Bewegung bringt. Etwas Gemeinsames ist hier freilich schwer zu erfassen. Die Gesellschaft besteht aus zu verschiedenartigen Elementen. Ein großer Theil der Bevölkerung gehört asiatischen Stämmen an, die jeder Weiterentwickelung fremd bleiben. Auf diese, obgleich hier ansässig, scheint das europäische Leben gar keine Wirkung zu üben. Sie beharren in ihrer Welt, bei ihrem Stillstand und ihren Gewohnheiten.

Wie unüberwindlich die Apathie der Bewohner Astrachans ist, zeigt am besten das hiesige Theater. Das Haus ist schlecht, aber die Truppe gar nicht übel; und doch kann sich das Unternehmen nicht halten. Man sage, was man will — in einer Stadt von so bedeutender Einwohnerzahl (46,000) und solchem Wohlstand wäre jedenfalls zu erwarten gewesen, daß das Theater immer voll sein würde, daß man über Mangel an Platz würde zu klagen haben. Hier im Gegentheil ist das Theater immer ganz leer; die einzige Ausnahme machen bisweilen Festtage, und auch das nur, wenn ein rechtes Sonntagsstück gegeben wird. Unwillkürlich drängt sich die Frage auf: Was treiben denn die Bewohner und wie bringen sie ihre Zeit hin? Haben sie denn gar kein Bedürfniß nach lebendigem Wort und anschaulicher Selbstprüfung? Ist denn wirklich das ganze Vegetiren und Leben hierorts einzig und allein ein Proceß thierischer Verrichtungen? Leider muß man mit Ja darauf antworten und kann diese Allem entfremdende, herzbeklemmende Lethargie nur beklagen. Was haben die hiesigen Theaterunternehmer nicht schon Alles ersonnen und wen haben sie nicht schon herbeigezogen, um dem Geschmack des Publikums zu begegnen! Taschenspieler, Seiltänzer — umsonst; nichts zieht. Das Theater bleibt leer und die armen Unternehmer mühen sich vergeblich ab. — —

Digitized by Google

— Die Bauart der Häuser in Astrachan entspricht weder dem Klima, noch irgendwie dem Lebenscomfort. Was sonst die Bauherren für einen Zweck dabei haben, weiß der Himmel. Fast alle diese Häuser, oder richtiger gesagt, Häuschen sind aus Barkenholz leicht zusammen gezimmert. Billig genug, allerdings: aber von Dauerhaftigkeit kann da nicht die Rede sein. Kein einziges Haus genügt den Anforderungen der neuern Baukunst. Trotzdem daß der Miethzins schrecklich hoch ist, denkt kein Hauswirth daran, das Nothwendige herzustellen. Er überläßt Alles dem Abmiether, und den Unerfahrenen übervortheilt er jedesmal so geschickt, daß man ihm nichts anhaben kann. Richtet z. B. der Abmiether seine Wohnung hübsch ein und versäumt es, sich dabei sicher zu stellen, so kommt ihm das bald theuer zu stehen; denn der schlaue Wirth macht sich den Luxus seines Miethsmannes zu Nutze und steigert die Miethe. Für Fremde, für Beamte, die hierher versetzt werden, ist das um so drückender, weil in dieser durch Unbequemlichkeiten aller Art sich auszeichnenden Stadt kaum ein Unterkommen zu finden ist. Ein ordentlicher Gasthof existirt nicht. Auf die Frage, wo man absteigen kann, ist die naive Antwort fast zur Gewohnheit geworden: man kann hier nirgends absteigen. Eine Art Einkehrhaus für Beamte ist nur unter Bedingungen zugänglich, deren Erfüllung oft geradezu außer dem Bereich der Möglichkeit. Der „Russische Hof" hat in Allem drei Fremdenzimmer, äußerst unwohnlich, schmutzig und dabei zu einem höheren Preise, als in den besten Hotels von Petersburg und Moskau. In einer Zeit, wie die unsere, wo man überall mit Verbesserung der Straßen, Vervollkommnung der Dampfschifffahrt u. s. w. beschäftigt ist, wo alle Welt auf Comfort bedacht ist, erscheint es undenkbar, daß sich in einer reichen Handelsstadt, an einem großen Hafenplatz der Wolga kein halbweg leidlicher, geschweige denn ein bequemer Einkehrort finden sollte. Wir hatten Gelegenheit, diese seltsame Erscheinung zu erörtern und nach dem Grund eines so empfindlichen Uebelstandes zu fragen; immer dieselbe Antwort: es lohne der Mühe nicht, sich damit zu befassen, die Frequenz der Anreisenden sei zu gering. Und doch kommen eine Menge Dampfschiffe hier an (im vorigen Sommer sogar dreimal wöchentlich). Wo bleiben denn die Passagiere, die mit diesen eintreffen? Wie mag ihnen zu Muthe sein, wenn sie in Geschäften oder auch nur als Touristen nach Astrachan kommen? In dem neuen, am Wasser gelegenen Stadttheil existirt zwar eine Art Asyle — anders möchte man hier die Fremdenzimmer nicht nennen, da in der That etwas wie Mitleid und Barmherzigkeit aus diesen Herbergen hervorblickt; allein daraus, daß dieselben sich aller Aufsicht der Polizei entziehen und allerlei Gesindel hier eine Zufluchtsstätte finden kann, erwächst ein sehr zu beachtender Schaden.

Die Abwesenheit alles Gemeingeistes in Astrachan muß Jedem auffallen, der hierher kommt. Man begreift nicht, warum wir die Nähe eines

Digitized by Google

so großen und wohlthätigen Stromes nicht in einer Weise zu benutzen wissen, die nach allen Seiten hin Vortheil und Gewinn bringen müßte. Was ist da noch von den ungepflasterten Gassen und dem bodenlosen Schmutz in ihnen zu sagen!

Mit den Communicationswegen zu Lande und zu Wasser, mit der Schifffahrt auf der Wolga und auf dem Meere steht es bei uns — wir dürfen das ohne Uebertreibung behaupten — um nichts besser. Alles öffentliche Leben erscheint hier wie abgebrochen, ohne Gemeingefühl, egoistisch und ohne Fortschritt. Es ist hier überhaupt schwer, mit einer neuen Idee hervorzutreten oder irgend ein neues Princip zur Geltung zu bringen. Jedermann denkt: wenn ich für meine Person es nur gut habe. Alles Andere kümmert ihn nicht.

Mit Eintritt des Winters nimmt Astrachan einen rein asiatischen Charakter an. Aus der Steppe kommen Schaaren von Kirgisen mit ihren Kameelen, die der Stadt ein vollständig orientalisches Ansehen geben. Ganze Karawanen füllen die Straßen. Die Reiter, mit ihren charakteristischen Mützen, ziehen auf den hochbeladenen Thieren gravitätisch durch die Stadt, wodurch diese ein eigenthümliches Gepräge erhält. Neben den Kameelen treiben sie Hammelheerden, die sie aus der Steppe zum Verkauf mitbringen oder auch Pferde, die hier gar nicht theuer sind und einem Theil der Bewohner, namentlich den Armeniern und Tataren, einen Gegenstand gewerblicher Thätigkeit und Gelegenheit zur Entfaltung ihres Wuchertalentes bieten.

Von überall her vernimmt man, daß neue Ideen auftauchen, neue Fragen zur Sprache kommen und so oder so gelöst werden. Aber bei uns in Astrachan wird tiefes Schweigen beobachtet; man hat sich bei uns entweder noch auf nichts besonnen, oder ist so großer Gedanken voll, daß sie sich nicht aussprechen lassen.

Der Winter ist in Astrachan so streng, wie anderwärts. Die Kälte, mit schneidendem Wind, dauert bis Ende Januar. Das klingt wunderlich von einem warmen Landstrich, von der Heimath so kostbarer Weintrauben. Doch es ist so. Zu Weihnachten hatten wir Frost, zu Neujahr Frost; Schnee fiel allerdings wenig, aber die Wolga war mit dickem Eis bedeckt. Die Kälte ist hier schon bis 20° gestiegen, namentlich bei heftigem Wind. Schlitten sind nicht in allgemeinem Gebrauch. Einmal schneit es nicht zu oft und dann hält sich auch der Schnee nicht auf dem hiesigen Salzmoorboden. Sowie nur etwas Thauwetter eintritt, löst er sich gänzlich in Schmutz auf.

Als ein Zeichen beginnender Volksbildung könnte allenfalls unsere Sonntagsschule gelten, die meist von den Kindern der Matrosen und der Maschinenarbeiter besucht wird. An Frequenz fehlt es ihr nicht, aber an Lehrern und einem allgemeinen Interesse für die Aufklärung. Die Leute scheinen zu denken: Wozu dies Alles? Man hat auch so bestanden.

Digitized by Google

Endlich haben wir seit dem 6. Januar sogar eine in Astrachan erscheinende Zeitung „Die Wolga". Vergleiche mit anderen, wohlredigirten Journalen wollen wir unterlassen; sie würden, wenigstens für die ersten Nummern unserer „Wolga", nicht günstig ausfallen, die nicht nur schwächlich, sondern seltsamer Weise auch gallig sind. Die Hauptsache ist, daß endlich auch Astrachan irgend ein Organ, irgend einen Ausdruck für seine geistige Existenz gewinnt. Freilich wird die Aufgabe dieses Localblattes eine andere sein müssen, als das leere Gerede in dem Feuilleton der ersten Nummern, welches über Theater und die armen Schauspieler, noch dazu ohne alle Sachkenntniß, splitterrichtet. Astrachan braucht ein Blatt, das die praktischen Interessen und Bedürfnisse der Provinz vertritt, auf ihre Mängel und die Mittel zu deren Beseitigung hinweist, das namentlich auch dem Marinewesen dient und die außerordentliche Bedeutung des kaspischen Meeres klar macht, die es noch nicht erlangt hat, aber um jeden Preis erlangen muß.

Die Handelswelt in Astrachan ist sehr eigenartig und hat ganz andere Principien, als sonstwo. Die entfernte Lage und der Mangel aller öffentlichen Kundgebung machen Astrachan zu einer terra incognita für den größten Theil Rußlands. Man hört im täglichen Leben von Astrachan'schen Trauben, Astrachan'schen Melonen, Astrachan'schen Fischen und Astrachan'schen Caviar: das hat der Stadt den Ruf jener großen Handelsplätze verschafft, die von solchen Erzeugnissen sich bereichern. Allein anders sieht das in der Wirklichkeit aus; und wie manche Frage wird hier anders zu entscheiden sein, als es den Anschein hat! Von Vielen hier wird Astrachan für einen Zusammenfluß alles moralischen Unraths gehalten. Haben sie Recht mit dieser Annahme? Und wenn dem so wäre, woher diese Erscheinung? Was ist die Ursache dieser moralischen Unsauberkeit? Wir wiederholen es: die entfernte Lage und das vollständige Schweigen über Alles, was hier geschieht.

Die ursprüngliche Bevölkerung — Tataren, Kalmücken, Armenier und andere Asiaten — treibt vornehmlich Viehzucht und nomadisirt. Von denen ist für die Bildung wenig zu erwarten; sie scheuen jeden Fortschritt. Die eingebürgerten Russen, meist aus dem Norden, können entweder die hiesige Lebensart nicht aushalten und kehren nach ihrer Heimath zurück — das ist die Minorität — oder sie gehen, so zu sagen, in der ursprünglichen Bevölkerung auf und akklimatisiren sich vollkommen. Aus den Letzteren wird etwas Halbwildes, das nicht einmal den Namen menschlicher Bildung verdient. Das tritt in jenen unheimlichen Formen zu Tage, die bisweilen das Gesetz zu offenem Protest und zu strenger Verfolgung wach rufen. Auf alles dies hätte eine Zeitung, wie die „Wolga", unablässige Aufmerksamkeit zu richten; von allem dem hätte sie, der Gesellschaft Heilmittel vorschlagend, Kenntniß zu nehmen und, wenn auch in sehr gemäßigter Weise, das übrige Rußland zu benachrichtigen. Das würde allenthalben Anklang finden und zu Maßnahmen herausfordern, die unserer Provinz aufhelfen.

Digitized by Google

Einstweilen haben wir dieser Zeitung schon dafür zu danken, daß ihr Erscheinen die Gründung einer neuen Druckerei hier veranlaßt hat. Der Druck der „Wolga" ist so hübsch, daß man ihn nicht besser wünschen kann. Die Pressen und aller Zubehör der Druckerei sollen vortrefflich sein. Für die Stadt und die ganze Provinz ist das von nicht geringem Werth und wird hoffentlich viel zur Förderung unserer Cultur beitragen.

Zum künftigen Sommer ist unserm Astrachan ein Telegraph versprochen. Das eröffnet uns für die Zukunft wieder eine neue Aussicht auf vorschreitende Entwickelung und einen engern Zusammenhang mit dem übrigen Rußland. H. S.

Odessa.

Vor allen Touristenmittheilungen über Südrußland, die uns aus den letzten Jahren bekannt geworden, zeichnen sich die des Herrn Dr. Wilhelm Hamm in seinem Buche: „Südöstliche Steppen und Städte". (Frankfurt a. M., J. D. Sauerländer, 1862) durch Frische, Lebendigkeit, Treue der Beobachtung und Wahrheit der Thatsachen aus. Es sind allerdings nur ganz leichte Skizzen, ohne tiefere historische, ethnographische oder naturwissenschaftliche Behandlung; doch haben sie den Vorzug, daß sie auch keine Wissenschaftlichkeit affectiren und keine Prätension auf Studien machen; die, nur beiläufig und fragmentarisch getrieben — wie das wohl am öftersten der Fall ist — mehr schaden, als nützen. Für mangelnde Gründlichkeit entschädigen sie damit, daß sie auch von aller Leichtfertigkeit sich durchaus fern halten. Dr. Hamm geberdet sich hier nicht als Forscher; er theilt kurz und frischweg mit, was er beobachtet hat, erzählt, was er selbst gesehen und erfahren, worüber er mit sicherer Unterscheidung sich hat unterrichten lassen. Und in der That, wir haben selten einen Reisenden, einen Fremden in Rußland so wohlunterrichtet gefunden. Das ist ein Fremder, der mit offenen Augen und mit gutem Verständniß rechts und links geschaut, der mit gesunden Organen, ohne Voreingenommenheit die wechselnden Eindrücke empfangen und treu bewahrt hat. Er vermeidet viel anekdotisches Gerede, und was er davon einfließen läßt, charakterisirt er auch gleich als solches. Er ist äußerst vorsichtig im Nacherzählen, sehr discret im Urtheil. Es kann nicht fehlen, daß er mitunter irrthümlich und oft zu allgemeinhin urtheilt, aber nirgends ist er ungerecht, nirgends einseitig. Manche Aeußerung von ihm kann verletzen, doch sieht man, daß sie eben nur flüchtig hingeworfen, daß weder Leidenschaftlichkeit noch Vorurtheil sie dictirt hat

Digitized by Google

und überzeugt sich bald, daß sie im Grunde harmlos ist. In den Details seiner Schilderungen ist Vieles ungleichmäßig, Manches verzeichnet; aber die Umrisse zeigen doch immer die Richtigkeit der Auffassung und im Ganzen erhält man ein klares, anschauliches Bild. So z. B. von Odessa. Wir brauchen aus der Skizze des Herrn Dr. Hamm nur Einzelnes zusammenzustellen, um unsern Lesern von dieser hochinteressanten Stadt eine Charakteristik zu geben, deren Wahrheit wir verbürgen können.

Dr. Hamm kam zu Schiffe nach Odessa, und erblickte somit die Steppenresidenz von ihrer schönsten Seite, die am meisten imponirt, aber auch den anmuthendsten südlichen Reiz hat: von der Seeseite.

„Die Fahrt war gut und mit der ersten Frühe des kommenden Tags stieg das langersehnte Ziel der Reise, die Stadt Odessa, stolz und prächtig vor uns auf. Ihr Anblick vom Meer aus gehört zu den großartigsten, die ich kenne. Auf hoher, steil abfallender Küste reiht sich in langer Zeile Palast an Palast; bis in unabsehbare Ferne ist das Meer bekränzt mit stattlichen Villen und Ansiedlungen, goldene Kuppeln leuchten im Morgenlicht, zahllose Schiffe jeder Art liegen in den beiden Hafenbassins und ihre schwarzen Masten bilden gewissermaßen einen Rahmen für das Stadtbild; dazwischen überall Leben und Bewegung; oben ein wolkenloser blauer Himmel, unten das durchsichtig dunkelgrüne Wasser — man sieht sich nicht so leicht satt an einem solchen Gemälde. Vielfach hat man die Lage von Odessa mit derjenigen von Neapel verglichen; da der gleiche Versuch zwischen dem letzteren und der Mark Brandenburg mit vielem Glücke schon gemacht worden ist, so darf man einem enthusiastischen Pfahlbürger gern die Freude gönnen, zumal Odessa's wirklich reizende Lage von Niemand abgestritten werden kann. — —

Auch von innen macht Odessa sofort den Eindruck einer großen Stadt; überall prächtige, prunkende Gebäude, breite Straßen mit Trottoirs — aber die Straßen sind ungepflastert, im Sommer ein Staubbad, im Winter und nach Regenwetter überhaupt ein Brei, in welchem thatsächlich schon Menschen und Thiere verunglückt sind, so unergründlich tief ist er. Der Dichter Puschkin hat nicht ungeschickt die Stadt mit einem Schreibzeug verglichen: Tinte oder Sand.

Odessa's Hauptader ist die Richelieustraße. Hier finden sich die prächtigsten Gewölbe, unter welchen dasjenige der Gebrüder Stiffel mit einer so großartigen Pracht aufgeführt ist, wie ich kein ähnliches in den größten Städten der Welt gesehen habe. Andere kleinere Läden zeichnen sich nicht minder durch kostbaren Inhalt, geschmackvolle Ausstattung, aber auch so fabelhafte Preise aus, daß einem ehrlichen Deutschen davor die Haut schaudert. Nach dem Meere zu ist die Richelieustraße geschlossen durch das Theatergebäude mit der Stadtuhr; die Ecke gegenüber bildet das französische Café

Digitized by Google

Richelieu, fast nur von Franzosen und Italienern besucht; vor ihm auf der freien Straße findet wöchentlich dreimal um die Mittagszeit eine Art freier, aber lebhaft besuchter Börse statt. Hier stand vor fünfzig Jahren eine einstöckige, schlechte strohgedeckte Hütte, die Wohnung des Herzogs von Richelieu, des Mannes, dem die Stadt Odessa ihre Hebung und ihren jetzigen Flor verdankt. An das Theatergebäude schließt sich das Palais Royal, eine sehr verkleinerte und verkümmerte Nachahmung des berühmten Pariser Platzes, rings umgeben mit fashionablen Verkaufsmagazinen. Mit der Richelieustraße kreuzt sich die Ribasstraße, so genannt zum Andenken an den eigentlichen Begründer der Stadt, den Admiral de Ribas, von italienischer Abkunft. Der Grundstein zu dem jetzigen regelmäßigen Straßennetz ward gelegt im Jahre 1800; alljährlich feiert die Stadt diesen Jahrestag am 22. August neuen Styls durch eine großartige Procession. Außer den genannten sind noch folgende Hauptstraßen anzuführen: Parallel mit der Richelieustraße: die Katharinenstraße, die italienische Straße, die Preobraschenskistraße und die polnische Straße; im Winkel auf sie, oder parallel mit der Ribasstraße: die Langeronstraße, die griechische Straße, die Polizeistraße, die Poststraße, die Judenstraße. Es ist hier nur der innerste und bevölkertste Theil der Stadt berücksichtigt.

Schöner als alle Straßen, einzig in seiner Art ist der Boulevard von Odessa (die Russen schreiben nach löblicher Sitte genau wie sie sprechen, also: Bulwar). Es ist eine breite Straße auf der erhöhten Meeresküste des Hafens, nur die eine Seite mit Häusern, oder vielmehr mit lauter Palästen bebaut; unter diesen zeichnet sich besonders aus das Palais Narischkin mit seinen Mahagonyfensterrahmen und vergoldeten Beschlägen. Es gehörte früher der Fürstin Narischkin, jetzt ist der Palast nicht mehr in fürstlichen Händen. Die Flotte der Alliirten hatte sich den unschuldigen Scherz erlaubt, eine Bombe hineinzuwerfen; sofort wurde er über Hals und Kopf mit dem ganzen Inventar für 100,000 Rubel verkauft, obgleich er mehr als sechsmal so viel gekostet haben soll. Das südliche Ende des Boulevards schließt die Börse, ein Gebäude, dessen corrumpirter griechischer Styl mit den Fabelthieren vor dem Eingang, und dem aus Waarenballen bestehenden Fries einen um so sonderbareren Eindruck macht, als es heillos vernachlässigt aussieht und fast gar nicht besucht wird. Zur Rechten, am Eingang der italienischen Straße, befindet sich das historisch-antiquarische Museum, ein einstöckiges Gebäude mit einer nicht reichen, ziemlich planlos zusammengewürfelten Sammlung, worunter die griechischen Denkmale wohl die werthvollsten sind. Das Museum in Kertsch ist viel reicher und war es noch mehr, ehe die Herren Matrosen der englischen Flotte sich den Spaß gemacht hatten, ihren Uebermuth an den kostbarsten Antiquitäten auf eine wahrhaft unverzeihliche Weise auszulassen. Am Nordende des Boulevards liegt das Palais Woronzoff, erbaut von dem früheren, berühmten Gouverneur Neu-

Digitized by Google

rußlands, dessen Namen immer noch ein hoch gefeierter ist. Nicht weit davon in der Reihe wohnt der gegenwärtige Gouverneur, Graf Stroganoff. Aber nicht die Häuserseite leiht dem Boulevard seinen Reiz, sondern die freie, mit der wunderbaren Aussicht auf das Meer. Dieses bildet hier den runden Busen von Odessa, nach Süden hin offen, im Norden und Osten geschlossen von dem weißen Bogen der Contraküste. Der Wasserspiegel liegt 200 Fuß tief unterhalb des Boulevards, dessen freier Rand mit Akazien und Gebüsch bewachsen, einen reizenden Spaziergang bildet. Zur Linken zieht sich die Stadt noch stundenlang längs des Ufers hin bis zur Chersoner Tamoschna (Zollhaus); ein breiter, in's Meer hinaus gebauter Damm bildet den russischen Hafen, worin die nur mit dem Inland verkehrenden Schiffe anlegen, zur Rechten ist der Hafen für die ausländischen Fahrzeuge, deren hier immer viele Hunderte vor Anker liegen. Der Verkehr ist äußerst lebhaft: plumpe Lichterschiffe zum Aus- und Einladen gehen und kommen, zahlreiche Dampfboote lassen doppelte Straßen hinter sich, eine dunkle am Himmel, eine silberne in der Fluth; Fischerboote sind über die ganze Bucht zerstreut; Tausende von Wagen und Karren, von Menschen und Thieren in ununterbrochener Bewegung längs des Ufers zwischen den Häfen. In der Mitte des Boulevards bilden das Gouvernementsgebäude und das Hotel St. Petersburg einen halbrunden Platz, in dessen Centrum das Monument des Herzogs von Richelieu steht. — —

Eine prächtige Freitreppe von nahe zu 200 Stufen führt hier von dem Boulevard hinab an das Ufer. Sie hat ein riesiges Geld gekostet, denn kurz nach der ersten Vollendung wich der Grund und sie rollte zusammen. So schön und imposant sie auch ist, so bildet sie doch einen höchst beschwerlichen Auf- und Niedergang, namentlich in der heißen Jahreszeit. Ihrem Fuß gegenüber, dicht am Meeresrand, steht eine bunte, russisch-byzantinische Kapelle, die zur jährlichen Wasserweihe benutzt wird. — —

An den Abenden des Sonntags, Dienstags und Donnerstags spielt die Militärmusik auf dem Boulevard und dann ist derselbe das Rendezvous der ganzen schönen Welt von Odessa. Der Toilettenaufwand, welchen die hiesigen Damen machen, ist größer, wie er mir irgendwo begegnet ist, namentlich gilt dies auch von den Crinolinen. Unter den Damen höherer Stände findet man auffallend viele Schönheiten; ein gewisser orientalischer Typus ist übrigens vorwaltend. Vor dem Erfrischungszelt neben der Treppe kann man, ein Glas Thee oder Eis schlürfend, sehr interessante Costümstudien machen. Dort auffallend bunt gekleidete, breite Kosakenammen im Sonntagsaufputz, mit welchen die Familie Prunk treibt, hier Tscherkessenprinzen mit ihren furchtbaren Schafpelzmützen und Patronenröcken; Knaben in der allgemein beliebten Kosakentracht; Modeherren à quatre epingles; Gymnasiasten in der Uniform; Militärs in grauseidnen Blousen und Commodemützen; dazwischen alle möglichen Nationalitäten. Die Straße

Digitized by Google

längs den Häusern bildet einen Corso, auf welchem sich die Equipagen und ihre Besitzer zur Schau stellen; reitende Gensdarmen sorgen für die Ordnung. Hinter dem glänzenden Wiener Phaëton und einem Paar prachtvoller Vollblutpferde davor, schwankt der alterthümliche Kasten eines Gutsbesitzers mit seiner Tschetwernia (Viergespann) von struppigen Steppenmähren; ihm folgt eine Stadtdroschke, in welcher jedenfalls Ausländer sitzen, sonst würde sie nicht wagen, sich hier einzudrängen; zwischen den beiden Kutschenreihen lassen junge Löwen ihre Orlofftraber vor einer niedrigen Wurst, auf der sie rittlings sitzen, ausgreifen, zum Erstaunen des Fremdlings, welcher diese wunderbaren Rosse noch nicht gesehen hat. Reiter sieht man nur sehr wenige; überhaupt ist in Rußland das Reiten nicht so gentil, wie das Fahren. Um den maßlosen Staub zu dämpfen, wird während des Sommers der Boulevard Tag für Tag mit der Feuerspritze begossen.

Odessa ist eine Stadt der Paläste, aber auch der Gegensätze. Neben dem prachtvollen Gebäude steht eine schindelbedeckte Hütte, oder selbst eine Ruine. Letztere fallen besonders auf, manchmal trifft man in einer ganz belebten Straße auf ein nur halb fertiges, schon wieder zerfallendes Haus, oder auch einen seit Jahren unbenutzten Prachtbau mit zertrümmerten Fenstern, geborstenen Thüren, zerbröckelnden Schwellen. Man glaubt die Hast vor sich zu sehen, mit welcher so viele Unternehmungen angefangen werden, ohne die Kräfte, sie zu Ende zu führen. Außerdem verleiht das eigenthümliche Baumaterial den Häusern nach einigen Jahren schon das Aussehen grauen Alterthums. Es ist der Muschelkalkstein, der fast überall in Neurußland die zweite Bodenschichte bildet. Die Steine werden in großen Quadern daraus mit der Säge geschnitten und darauf mit dem Beil in alle beliebigen Formen leicht behauen. So rasch und bequem sich damit bauen läßt, so geschwind verwittert die Masse an der Luft, so daß ohne besondere Vorsichtsmaßregeln ein Haus selten länger dauert als fünf und zwanzig Jahre. Auch haben die Steine den großen Uebelstand, daß sie bei Bränden verbrennen. Sie gelten trotz des Vorraths und der leichten Gewinnung stets einen hohen Preis wegen der theuren Menschenarbeit und der großen Baulust. Daß die Menschen überall dieselben sind, mußte ich häufig eingestehen, wenn ich den hiesigen Maurern bei ihrem Tagewerk zusah; sie sind eben so fleißig, wie ihre Kameraden in Deutschland. Dagegen fallen hier die unbequemen Leitern der Baugerüste, aber auch die Winden und Aufzüge weg; bei Neubauten wird eine breite, schräge Bahn bis zur obersten Etage errichtet und Alles blos mit Menschenkraft hinaufgeschafft. Oft sah ich einen schweren Balken auf solche Weise von achtzig und mehr Leuten mit unsäglicher Mühe und Zeitverlust emporschleppen.

Odessa ist sehr reich an Kirchen aller Glaubensbekenntnisse; die prachtvollste ist der Sobor oder die Kathedrale auf dem nach ihr benannten Platz an der Preobraschenskischen Straße. Auch die katholische Kirche ist

Digitized by Google

ein sehr stattlicher Bau, nicht minder die neue Synagoge. Das Untergeschoß vieler Gebäude ist ganz zu Getreidemagazinen eingerichtet, vornehmlich in den Stadttheilen, die dem Hafen näher liegen. Die Straße davor wird im Sommer ohne Weiteres ebenfalls benutzt; auf Tüchern werden große Getreidehaufen hier aufgeschüttet und an der Sonne gewendet. Unaufhörlich ziehen lange Reihen von Ochsenwagen, beladen oder leer, einer dicht hinter dem andern, durch die Stadt. Um Leute zu sparen, regiert ein Bauer oft mehrere Gespanne, dann wird das hintere mit einem Strick an den vorderen Wagen gehängt. Man kann sich das Vergnügen denken, an einem Straßenübergang im Staub oder Schmutz warten zu müssen, bis vielleicht sechzig der trägen Gefährte defilirt sind; die Bauern haben aber in Wahrheit ihre Herzensfreude daran, wenn sie einen Städter in dieser Weise ärgern können. Machmal bekommt es ihnen aber auch schlecht; ich habe gesehen, wie ein Offizier kaltblütig seinen Säbel zog, mit einem Hieb den Strick trennte, zwischen den Wagen durchging und den Bauer furchtbar abfuchtelte.

Die ganze Stadt ist vollkommen regelmäßig in Quadrate eingetheilt; einem jeden Viertel steht der Quartalnik oder Viertelsmeister vor, welcher die Polizei und Verwaltung seiner Abtheilung über sich hat. An den Kreuzungspunkten der Straßen sind kleine Wachhäuser für die dienstthuenden Polizeisoldaten errichtet, früher standen sie fast mitten in der Straße, sind aber im vergangenen Jahr bei Seite geschoben worden. Man merkt nicht viel von der Thätigkeit der Polizei; höchstens, daß sie hier und da einmal einen stier Betrunkenen von der Straße, die er für sein Bett hält, aufhebt und in Gewahrsam bringt. ——

Die Einwohnerzahl Odessa's mag gegenwärtig ungefähr 120,000 Seelen betragen. Darunter sind alle Nationalitäten vertreten, so daß die Russen nicht das Uebergewicht bilden; Griechen, Italiener, Deutsche, Franzosen, Juden, Armenier, Perser, Türken, Engländer, Skandinavier, Holländer, alle sind hier vorhanden. In bedeutendem Ansehen stehen die Franzosen, wohingegen die Engländer wenig beliebt sind. Die Griechen haben auch hier den Haupttheil des Großhandels in Händen. Dieser erstreckt sich hauptsächlich auf Getreide, Wolle, Talg, Häute, Leinsamen; doch hat in neuester Zeit derselbe, wie man allgemein klagen hört, bedeutend in Export abgenommen. Der Import ist sehr groß, er erstreckt sich vorzugsweise auf Manufacturwaaren, Luxusgegenstände, Maschinen, Weine u. s. w. Für diese Gegenstände bildet Odessa den Hauptstapelplatz des südlichen Rußlands. Im Getreidehandel scheinen ihm andere Häfen nach und nach beikommen zu wollen, so z. B. Berdiansk. Die Gilde ist hier sehr theuer, die erste hat jährlich 1200, die zweite 600, die dritte 100 Rubel zu zahlen. Die Sprache des Handels ist die italienische; auch die Namen der Straßen stehen nur russisch und italienisch angeschrieben.

Digitized by Google

Trotz dem Ueberfluß an Lebensmitteln ist das Leben in Odessa sehr theuer. Das Brod ist gut, das Fleisch aber schlecht; zu Zeiten ist das letztere sehr billig, da Tausende von Ochsen hauptsächlich blos des Talgs und der Häute wegen geschlachtet werden. Auch gutes Gemüse ist selten und kostbar, dagegen bietet der Bazar zur gelegenen Periode eine reiche Auswahl an Obst, besonders Kirschen, Aprikosen, Birnen und Aepfel, Weintrauben, die alle nach dem Pfund verkauft werden, Melonen, Arbusen u. s. w. Der inländische Wein, besonders der Arkermanski und der bessarabische ist sehr billig; man kann für 10 Kopeken aus den Kellern eine Flasche recht trinkbaren Stoffs kaufen. Dem Ausländer wird es zum Bedürfniß, um damit das Trinkwasser annehmbarer zu machen. Dies besteht fast durchgängig aus Regenwasser, welches in ausgemauerten Cisternen aufgefangen wird; bei großer Dürre, wie im Jahr 1859, versiegen viele davon und es herrscht dann häufig Mangel. Es giebt zwar auch Brunnen genug, dieselben sind aber bis 180 Fuß tief und das Heraufholen ist deshalb schwierig, auch ist ihr Wasser so hart und kalkreich, daß es zu gewöhnlichem Gebrauch nicht benutzt wird. Ein industrieller Ehrenbürger der Stadt hat dieselbe mit einer Wasserleitung versehen, die der geschickte preußische Ingenieur Rothmann eingerichtet hat; mittelst einer mächtigen Dampfmaschine treibt sie das Wasser mehrerer Quellen bei Lustdorf in unterirdischen eisernen Röhren über eine deutsche Meile weit in die Stadt, wo es von einem Reservoir aufgenommen und daraus an die einzelnen Verkaufsstellen vertheilt wird. Dasselbe dient vorzugsweise zur Tränke der Tausende von Gespannen, welche täglich herein kommen, vermag aber nicht immer dem Bedürfniß zu genügen. Bier wird wenig getrunken, ausländisches, ausgenommen Ale und Porter, fast gar nicht, da wegen des Otkups (der Getränkeverpachtung) eine zu hohe Steuer darauf ruht. Das russische Bier ist mit Zucker versetzt, dick und widerlich süß für den Ausländer.

Die Lebensweise des Volks ist sehr einfach: Thee, Brod, gedörrte Fische, Gurken, Melonen, Arbusen, Zwiebeln sind die Hauptnahrungsmittel des gemeinen Mannes. Branntwein wird furchtbar viel getrunken; zur Abkühlung Quaß, der an allen Straßenecken zu haben ist, wo die Flaschen in Eiskästen, die zugleich den Schenktisch bilden, in gehöriger Frische erhalten werden. Der Thee ist das allgemeinste Bedürfniß, selbst der ärmsten Haushaltung, er wird in zahllosen Schenken verabreicht. Der Russe fordert kein Trinkgeld anders als wie: „na tschai“ — etwas zum Thee. Eine eigenthümliche Liebhaberei ist das Naschen von Sonnenblumenkernen, welche überall verkauft werden, Jung und Alt kauen den ganzen Tag darüber und umgeben sich mit einem grauen Teppich der ausgespuckten Schalen. Das Rauchen ist allgemein und nicht blos unter den Männern, oft habe ich gesehen, wie ganz hübsche Mädchen einem alten schmierigen Soldaten die halbgeraucht Papyros aus dem Munde nahmen und sie mit Genuß zu Ende

Digitized by Google

rauchten. Der Tabak kommt vorzugsweise aus der Türkei, wenn man fragt, sogar gänzlich, es wird aber viel inländischer mit verbraucht. Der Charakter der unteren Volksklassen in Odessa ist kein besonders lobenswerther. Mangelnde Intelligenz, Trägheit, Unredlichkeit und Trunksucht sind unter ihnen zu Hause. Nirgends in der Welt wird so geklagt über das Gesinde, wie hier; wenn die Köchin nicht alle Tage betrunken ist, so glaubt man einen Schatz an ihr zu haben. Was die hiesigen Kutscher an Hafer brauchen, und wie wenig er den Pferden anschlägt, davon könnte manche drollige Geschichte erzählt werden. Die Arbeitslöhne sind sehr hoch. Ein gewöhnlicher Tagelöhner, wozu man als die billigsten gern Soldaten nimmt, bekommt täglich 75 Kopeken, ein besserer, der sich einiger Geschicklichkeit bewußt ist, wenigstens 1 Rubel. Gute Schlossergesellen erhalten 6 Rubel wöchentlich und vollkommen freie Station, ohne die letztere aber bis 15 Rubel. Allein sie brauchen auch dieses Geld und schlagen selten etwas vor sich. Auch die besten einwandernden Handwerksgesellen werden bald verdorben, ergeben sich dem Trunk und der Liederlichkeit. Eine rühmliche Ausnahme machen die Juden, unter ihnen findet man die intelligentesten und fleißigsten Arbeiter. Zu den Arbeiten in den Getreidemagazinen giebt man ihnen immer den Vorzug. — —

Die deutschen Handwerker wohnen in zwei besonderen Quartieren vorzugsweise nebeneinander, sie führen die Namen: die deutsche Obercolonie und die Untercolonie. Erstere gehört schon mit zur Moldawanka, dem berüchtigtsten Quartier von Odessa. Es liegt im Westen der Stadt, zwischen den Häusern finden sich Feld, Weiden und Steinbrüche; hier lebt alles Gesindel zusammengedrängt und Niemand wagt sich gern des Abends in diese verrufene Region. Am entgegengesetzten Ende zieht sich die Chersoner Vorstadt in einer breiten unregelmäßigen Straße längs dem innersten Ende der Bucht unabsehbar hin; sie ist nur von Russen bewohnt und immer sehr lebhaft, da der ganze Verkehr zu Land aus dem Osten sie passiren muß.

Es wird wenige Städte in der Welt geben, die ein so merkwürdiges Klima haben, wie Odessa. Im Sommer ist es erstaunlich heiß; 1859 ist die Hitze mehrere Male bis auf 42° gestiegen; der Landwind bringt keine Erquickung, nur Staub; und von der See her weht es selten. Die letztere scheint überhaupt gar keinen Einfluß auf die Temperaturverhältnisse zu äußern. Oft regnete es viele Monate lang nicht einen Tropfen, dann auf einmal gießt es wie mit Kannen den Himmel herab. Furchtbar heftig treten die Gewitter auf, welche nicht selten Tag für Tag am Himmel stehen. Die Reife des Obstes, des Getreides u. s. w. fällt trotz dem südlicheren Breitegrad und der Sommerhitze meistens 14 Tage später wie in Mitteldeutschland. Der Winter ist außerordentlich streng und anhaltend. Häufig friert die Bucht zu; man hat schon bis zu 22° Kälte gehabt. Sehr empfindlich machen sich die von Norden kommenden Schnee-

Digitized by Google

stürme geltend; der Schneefall ist öfters beträchtlich und erlaubt Schlittenbahn.

Schauen wir uns in der Stadt noch einmal um, so werden wir im Ganzen die materiellen Interessen darin den geistigen gegenüber weit überragen sehen. Für Wissenschaft und echte Kunst geschieht äußerst wenig. Die Stadtbibliothek, die sich im Gouvernementshause befindet, ist nicht besonders bedeutend und wird sehr wenig benutzt. Es befindet sich hier ein Gymnasium oder Lyceum*), welches eine große Schülerzahl und einige tüchtige Professoren hat. Sonst bemerkt man sehr wenig von wissenschaftlichen Bestrebungen. — —

An Vergnügungsorten ist Odessa nicht gerade arm zu nennen, doch vermögen die meisten derselben nur geringen Ansprüchen zu genügen. Mitten in der Stadt an der Ribasstraße liegt der Stadtgarten, eine baumreiche, aber leider auch staubreiche Promenade, die vorzugsweise von Kinderwärterinnen benutzt wird. In ihm befindet sich eine Struve'sche Anstalt zur Erzeugung künstlicher Mineralwasser. Gar nicht weit davon befindet sich die Lieblingserholungsstätte der Odessaer feinen Welt, es ist dies der Alexejeffgarten, welcher wirklich sehr schön und gut eingerichtet ist und den Ruf verdient, in dem er steht. Hier ist alle Abende im Jahr Concert und selten fehlt es an Besuch. Man trinkt seinen Thee, der ganz vorzüglich ist, soupirt auch wohl, und raucht eine Cigarre, welche jedoch 33 Kopeken oder 10 Silbergroschen kostet; dies ist nicht der höchste Preis, denn es giebt Cigarren bis zu einem Rubel das Stück. Von Zeit zu Zeit veranstaltet der Garten ein besonderes Fest, illuminirt dann alle seine Räume mit bunten Lampen, läßt noch ein zweites Concert spielen und vielleicht nebenbei irgend einen Tausendkünstler auftreten, dann ist aber gewöhnlich der Zudrang so groß, daß viele Gäste wieder unverrichteter Dinge umkehren müssen. Ein anderer vielbesuchter Ort ist der Chyutor Langeron, am Meeresufer südlich von der Stadt; hier finden öfters Concerte und Feuerwerke statt, auch das dabei befindliche Seebad wird stark besucht. Im botanischen Garten, im Floragarten u. s. w. versammelt sich gleichfalls an Sonn- und Festtagen viel Volk; aber hier ist es schon ziemlich gemischt, wie wir zu sagen pflegen, und der Genuß entschädigt selten für die Strapazen, mit welchen er erkämpft werden muß.

Das Theater Odessa's ist ein ganz stattliches und geräumiges Haus, Eigenthum der Stadt. Es ist gewöhnlich von einer italienischen Oper eingenommen. Für diese sind die Odessaer alle enthusiastisch begeistert; solche Ovationen und Beifallsäußerungen können nur im Süden vorkommen. Sage man aber auch darüber, was man wolle, wer eine gute italienische Oper gehört und gesehen hat, wird zugeben müssen, daß die Deutschen

*) Ein Lyceum und zwei Gymnasien. Die Red.

Digitized by Google

meistens weder zu singen noch zu spielen verstehen. In den letzten Jahren war das Personal besonders gut, ich erinnere mich lebhaft der wunderbaren Gesangesthaten der Pozzi, der Orrechia, des Pozzolini u. s. w. Abwechselnd mit der italienischen Oper findet russisches Schauspiel statt, welches aber nicht sonderlich besucht wird. — —

Die Umgegend der Stadt Odessa bietet nur wenige anziehende Punkte. Jeder, der es nur irgendwie vermag, besitzt oder miethet neben seiner Stadtwohnung noch ein Landhaus, einen sogenannten Choutor. Das Wort ist tatarischen Ursprungs und bedeutet eigentlich ein Vorwerk oder eine Meierei. Die Choutor's liegen alle im äußeren Ring innerhalb des früheren Zollrayons der Stadt, in großen Gärten, die nicht selten den Umfang eines Landgutes haben. So besitzt z. B. der Choutor Gagarin über 100 Dessätinen oder 400 Morgen Areal. Die Gärten dieser Villen sind etwas einförmig, meistens nur mit Akazien bepflanzt, dem Baum, der hier am besten gedeiht; neben ihnen macht sich der Lustbaum oder Götterbaum am meisten breit, dessen schnelles Wachsthum das nothwendigste Erforderniß, den Schatten, am frühesten liefert. Man findet übrigens auch sehr geschmackvolle und wohlgepflegte Anlagen, deren Unterhaltung freilich bedeutende Summen erfordert. Wer weitere Ausflüge machen will, der wählt als Ziel die kleine oder große Fontaine; letztere ist der Ausgangspunkt der schon erwähnten Wasserleitung. Nahe dabei liegt das Dorf Lustdorf, eine der schönsten und wohlhabendsten deutschen Colonieen. Es ist daselbst eine Wasserheilanstalt und ein Seebad, weßhalb im Sommer viele Stadtbewohner und Fremde sich hier aufhalten. Noch mag angeführt werden, daß Freunde der Jagd allenthalben freien Paß haben, weßhalb aber auch in der nächsten Nähe der Stadt wenig Wild mehr zu finden ist."

Digitized by Google

Vermischte Berichte und Notizen.

Pirogoff. — Ausländer in Rußland und Russen im Auslande.

— Während wir in diese Blätter noch den Ausdruck allgemein getheilten Bedauerns aufnahmen, daß Nikolaus Pirogoff dem activen Staatsdienste entzogen ward, hatte die Regierung diesem ausgezeichneten Manne schon einen neuen Wirkungskreis zugedacht, der, obgleich rein propädeutischer Natur, ihm doch eine Stellung von weithin anregendem und mächtigem Einfluß giebt. Pirogoff geht in's Ausland, als Studienleiter jener Candidaten, die nach einer Verfügung des Unterrichtsministeriums ihre Gelehrtenbildung auf auswärtigen Universitäten vervollkommnen sollen, um später Lehrstühle an russischen Hochschulen einzunehmen.

Vor Allem anzuerkennen ist die Energie, mit welcher das Ministerium dem geistigen Bettelstolz einer fälschlich sogenannten nationalen Partei in Rußland entgegentritt. Diese hatte in den letzten Jahren ein mißverstandenes patriotisches Gefühl zu blindem Fremdenhaß gesteigert, und da sie die wissenschaftliche Ueberlegenheit Westeuropa's nicht leugnen konnte, die Wissenschaft an sich mit hochmüthiger Verachtung behandelt. Die Folge davon war, daß Dünkel, Halbheit und Leichtfertigkeit überhand nahmen und einem geistigen Bankerott entgegenführten. Das Ministerium hatte nicht nur die Einsicht, diese Gefahr in ihrer ganzen Größe zu erkennen, sondern auch die Entschlossenheit, ihr mit thatsächlicher Würdigung und Herbeiziehung aller Bildungsmittel zu begegnen, die das Ausland gewährt. Es erfüllte damit eine Pflicht, die für den Patriotismus wie für alles Leben das erste Gebot ist: die Pflicht der Selbsterhaltung. Wer einen Arzt braucht, wählt ihn nicht nach Abkunft und Geschlecht, sondern nach dem Maße der Erfahrung und des Wissens, von dem er sich Hilfe verspricht. Wer aus einer Heilquelle schöpfen muß, dem ist es gleich, wo er sie zu suchen hat, wenn er nur Kräftigung und Genesung findet. In diesem Sinne hat das Ministerium beschlossen: erstlich, daß Ausländer als Professoren nach Rußland berufen werden, und zweitens, wie oben erwähnt, daß russische junge Gelehrte im Auslande sich zu Professoren ausbilden. Wenn wir dem Sinne nach beide Anordnungen für gleichberechtigt erklären, so dürfte doch nur die letztere unter den gegenwärtigen Verhältnissen sich als zweckmäßig erweisen. Ausländer als akademische Lehrer können in Rußland das größere Wissen, das sie vor den Einheimischen voraus haben mögen, nicht praktisch verwerthen. Ihnen steht schon die Schwierigkeit des Vortrags entgegen, da sie der russischen Sprache nicht mächtig sind und in Jahren, bei noch so bedeutendem Talent und Fleiß, sich dieselbe nicht bis

Digitized by Google

zu jener Beherrschung des lebendigen Wortes anzueignen vermögen, auf die es hier ankommt. Wie wenige ihrer Hörer aber werden im Stande sein, einer Vorlesung in fremder Sprache zu folgen! Wenn es sich um die deutsche handeln sollte — und das würde wohl am häufigsten der Fall sein — so möchte man behaupten: von funfzig Studenten kaum Einer. Denn überhaupt ist die Kenntniß fremder Sprachen in Rußland lange nicht so verbreitet, wie man nach dem Polyglottenruhm der vornehmen russischen Gesellschaft anzunehmen geneigt ist. — Sodann müßte den Ausländer, wenn er wirken soll, Liebe und Vertrauen empfangen, ohne die er in leeren Auditorien oder vor widerwilligen Hörern lesen wird. Aber ihn empfängt — um von jenem Fremdenhasse nicht mehr zu reden, welchen die oben charakterisirte Partei aufgestachelt hat — ein tiefes Mißtrauen auch Derjenigen, welche die geistigen Kräfte des Auslandes ehren, und solcher ist auch unter den russischen Studenten die Majorität. Dieses Mißtrauen stützt sich theils auf eine im Ganzen richtige Voraussetzung, theils auf eine leider nur zu oft bewährte Erfahrung. Von vorn herein sagt man sich: Ausländer, die wirklich etwas in der Wissenschaft geleistet, werden schwerlich selbst um größern Lohn, als ihnen von Seiten Rußlands geboten werden kann, ihr Vaterland verlassen, das ihre Dienste ja doch auch zu verwenden weiß. Es kommt freilich oft genug vor, daß das Vaterland sie zwar zu verwenden, aber nicht zu belohnen weiß, namentlich in Deutschland, wo es in so vielen Fällen auch von der Wissenschaft heißen dürfte: laudatur et alget. Dennoch bleibt jene Voraussetzung richtig; man muß ihr schon aus sittlichem Gesichtspunkte beistimmen. Gerade bei Männern der Wissenschaft darf das ubi bene ibi patria nicht gelten; wo ihr Geist zu Hause ist, da sollte auch ihre Heimath sein. — Und nun hat eben in Rußland die Erfahrung gezeigt, daß Männer der Wissenschaft, für welche der erstere, nicht der letztere Grundsatz maßgebend war, einen Geist expatriirten, der in der neuen Heimath weder Achtung noch Liebe gewinnen konnte. Was haben wir darauf zu entgegnen, wenn man dort z. B. eine gewisse Opposition gegen die Deutschen folgendermaßen rechtfertigt?

„Wir beugen uns vor dem deutschen Geiste, der aus euern Heroen der Wissenschaft und Kunst zu uns spricht; wir verehren die sittliche Kraft seiner echten Jünger, welche durch die ganze Welt Wahrheit, Freiheit, Menschenwürde predigen. Aber muthet uns nicht zu, die Herren zu achten, deren Diensteifer bei uns auf Rang und Pension hinausläuft, die glückselig sind, daß schon ihre kleinen russischen Titel sich in mehrsagende deutsche übertragen lassen, daß sie als russische Aerzte und Lehrer nur weniger Jahre bedürfen, um sich in deutsche „Hofräthe" zu verwandeln. Jene Herren, die aus ihrer Amtsthätigkeit bei uns für ihren Namen nicht den Glanz wissenschaftlicher Verdienste, sondern die immerhin noch sehr zweifelhafte Berechtigung eines vorzusetzenden „Von" erstreben — jene Herren,

Digitized by Google

die mit den Annenorden am Halse zu Bette gehen! Verlangt nicht, daß wir vor ihnen Respect haben, weil sie Deutsche sind. Nehmt diese Landsleute nicht in Schutz — ihr thätet besser, euch ihrer zu schämen. Oder ist das etwa deutsche Gesinnung, deutsche Gewissenhaftigkeit, auf die ihr stolz sein dürfet, wenn Gelehrte, berufen, unter uns zu wirken, ein Vierteljahrhundert bei uns leben, ohne sich um unsere Sprache, unsere Literatur, um das Herz unseres Volkes zu kümmern? Sollen wir ihnen etwa das Zugeständniß machen, daß sie auf unsere Sitten eingehen, weil sie Sauerampfersuppe mit Fischpasteten essen und ihre Abendstunden am Spieltisch zubringen?"

Wir können leider Jene, die uns das sagen, nicht Lügen strafen. Daß es in Rußland auch deutsche Gelehrte giebt — und zwar in nicht geringer Zahl — die ihrem Vaterland alle Ehre machen, werden ihrerseits selbst Diejenigen anerkennen, die so in gerechter Entrüstung sprechen. Daß an der Culturgeschichte Rußlands Deutsche auf russischem Grund und Boden einen Antheil gehabt und dauernd haben, den nur die Undankbarkeit vergessen, nur Vorurtheil und Verblendung unterschätzen kann, ist eine Thatsache, die wir nicht zu beweisen brauchen. Allein Thatsache ist auch, daß in Rußland eine Menge von geistigen Tagelöhnern, servilen Ordens- und Titeljägern den deutschen Namen, den sie tragen, sehr herabgewürdigt.

Von allem dem abgesehen, wird in jedem Falle der deutsche Geisteseinfluß sowohl, als das russische Interesse weit sicherer gefördert, wenn Russen nicht in Petersburg und Moskau oder gar in Kasan, sondern in Deutschland unmittelbar die Wirkungen und Ergebnisse deutschen Geistes empfangen. Hier erhalten sie diese rein und unverfälscht; hier lernen sie Sinn und Gemüth des Deutschen in ganzer, freier Ausstrahlung kennen und werden für die Zukunft in ihrer Heimath bessere Bürgen, zuverlässigere Träger nationaler Verbrüderung, die nur in der Wissenschaft zu erreichen ist, als bis jetzt alle Einwanderer es sein konnten.

Allein auf dem fremden Boden, unter so vielfachen Einflüssen von Persönlichkeiten und Systemen, unter ganz veränderten Bildungsverhältnissen und dabei meist in einem noch sehr bestimmbaren Alter, ist es für die russischen Candidaten nichts Leichtes, sicher und ohne Umwege die Richtung einzuschlagen, die ihrem künftigen Beruf entspricht. Sie bedürfen daher eines umsichtigen Rathers, der sowohl die Zielpunkte ihrer Studien als die Bedingungen ihrer spätern Thätigkeit fest im Auge behält und der die beiderseitigen Erfordernisse gründlich kennt. Daß die Regierung einen solchen Mann gesucht, auf der Höhe der Zeitideen stehend, und nicht etwa einen beaufsichtigenden Vormund, wie sich schnellfertige Aburtheilung darüber hat vernehmen lassen, das beweist die Wahl Pirogoff's. Als dieser im vorigen Jahre von den Studenten Kiews Abschied nahm, sagte er:

Digitized by Google

„Ich gehöre zu den Glücklichen, die ihre eigene Jugend nicht vergessen haben. Alt geworden, habe ich auch die Fähigkeit nicht verloren, fremde Jugend zu begreifen, zu lieben — und, was die Hauptsache ist: sie zu achten. Wir wissen Alle, daß man das Alter ehren muß. Wir ehren darin unsere Väter und Großväter, denen wir Dank schuldig sind. Aber nicht Alle wissen, daß man auch die Jugend ehren muß."

Das ist nicht der Mann, sich zu Aufseherdiensten herzugeben, und wenn Jemand, so weiß Pirogoff den ganzen Unterschied zwischen Bevormundung und dem weisen Rath eines väterlichen Freundes. Wir wünschen den jungen Russen im Auslande Glück, einen solchen in Pirogoff gefunden zu haben.

Gedanken über Natur- und Wortpoesie der russischen Sprache.

** Unter diesem Titel hat Herr Dr. Wilhelm Ables eine Schrift veröffentlicht (Berlin, in Commission bei Sandrog u. Comp. 1861), welche die Resultate seiner Sprachstudien enthält — seine, wie er sich ausdrückt, „gemachten Forschungen und Entdeckungen auf dem ausgedehnten und mit dem Geiste und den Gefühlen des Menschen in so innigem und harmonischen Verbande stehenden Sprachgebiete."

„Mir war es", fährt er fort, „bei meinen Sprachstudien weniger darum zu thun, Laut- und Buchstabenähnlichkeiten, Aehnlichkeiten der grammatikalischen Formen in den verschiedenen Sprachen nachzuweisen und sie somit formell auf einen ursprünglichen Stammbaum, das Sanscrit, zurückzuführen."

Warum „somit"? Die Zurückführung auf das Sanscrit braucht nicht immer die Absicht bei solchem Aehnlichkeitennachweis zu sein, wenn sie auch seine Folge ist.

Der Verfasser erkennt es freilich als eine Aufgabe der Etymologie, durch den Nachweis „eines Zusammenhangs der verschiedenen Sprachen mit einer Ursprache einen sehr wichtigen und höchst entscheidenden Beitrag zur Geschichte der Menschheit, der Völker-Wanderung und Vermischung zu liefern". Darüber wollen wir uns in keine Erörterung mit ihm einlassen, da ihm eine zweite Aufgabe der Etymologie von weit höherer Wichtigkeit zu sein scheint: „in der Sprache, als der verkörperten Idee der Sprach-erfinder, die Geschichte der progressiven Entwickelung des menschlichen Geistes aufzufinden". Sein Streben sei daher gewesen: „soviel als möglich die Begriffscombinationen nachzuweisen, durch welche die Menschen bei der Bildung der Wörter, zunächst jener der russischen Sprache geleitet wurden, und zugleich zu zeigen, daß der Bildung der Wörter in anderen Sprachen, obwohl den Buchstaben und den Lauten nach ganz verschieden, und mit dem

Digitized by Google

in Frage stehenden russischen Worte nicht die mindeste Aehnlichkeit darstellend, ähnliche Geistesoperationen zu Grunde lagen."

Mit dem Combiniren ist es eine eigene Sache. Die Begriffscombinationen der Sprachen haben gewiß ihren guten Grund; die des Herrn Verfassers nicht immer. Seine Aufstellungen sind bisweilen nicht so durchdacht, wie man es von „Gedanken" erwarten darf, sondern erscheinen vielmehr als Einfälle, deren manche sogar wunderlich klingen, wie z. B. folgender:

„грузъ, grus, Last, Schwere. Mit schwedischem grus, Sand, von welchem es Manche ableiten wollen, hat dieses russische Wort gewiß gar nichts gemein, da die Begriffe beider nicht im Mindesten zusammenpassen; außer dem Sande giebt es wohl tausend und abermals tausend andere lastbildende Gegenstände. Dagegen glaube ich das грузъ von грѣхъ, Sünde, mit weit mehr Recht ableiten zu können, da die Sünde sowohl der sittlichen Herabwürdigung wegen, die sie bewirkt, als auch wegen der Gewissensunruhe, die sie so oft zur Folge hat, als etwas Drückendes, Erschwerendes und Lastendes betrachtet werden kann."

Welch spitzfindige, weithergeholte Definition, welch abstractes ὕστερον πρότερον von Ableitung! Einmal bedeutet грузъ nicht sowohl Schwere als Ladung, speciell Schiffsladung; und da zu Schiffsballast gerade Sand gebraucht wird, so liegen hier die Begriffe von Sand und Schwere allerdings einander am nächsten. Dann aber was die Verwandtschaft von Last und Sünde betrifft, so geht das körperliche Gefühl des Drückenden der moralischen Abstraction voraus, und wenn zwischen грузъ und грѣхъ eine Ableitung überhaupt anzunehmen wäre, was wir durchaus in Abrede stellen, so könnte nur грѣхъ von грузъ abgeleitet werden, nicht umgekehrt letzteres von ersterem.

Der Raum verbietet uns, weitere Beispiele anzuführen. Die Studien und fleißigen „Forschungen" des Verfassers sind durchaus nicht zu verkennen; seine „Entdeckungen" aber möchten sehr problematisch sein. Und eins gehört in keinem Falle zu den Resultaten seiner Sprachstudien: eine klare Schreibart.

Bulmerincq über Schutzpockenimpfung.

Eine directe, wenn auch nur mittelbar angedeutete Beziehung zu Rußland hat die inhaltreiche und gerade in jetziger Zeit bedeutungsvolle Schrift des K. russ. Generalmajors a. D. Dr. med. M. E. v. Bulmerincq: „Das Gesetz der Schutzpockenimpfung im Königreich Baiern in seinen Folgen und seiner Bedeutung für andere Staaten" (Leipzig bei Teubner 1862), indem hier an dem Beispiele anderer Länder

Digitized by Google

das für Rußland Wünschenswerthe gezeigt wird. Ganz besonders gilt dies von dem noch heute dort herrschenden Uebelstande, aus den Findelhäusern zu impfen, wo fast nur kranke, uneheliche Kinder vorkommen. Indem der Verfasser an den Erfahrungen, die man im Wiener Findelhause gemacht hat, wo derselbe unstatthafte Gebrauch obwaltet, die Nachtheile dieses Verfahrens zeigt (vergl. insbesondere S. 113—126), das eben so ungenügend ist, als es die Fortpflanzung von Krankheitsstoffen bewirkt, geißelt er indirect auch die Gewohnheit der Abimpfung aus den Findelhäusern zu Moskau und Petersburg. Der Verfasser hat seit vier Jahren sich das schöne Ziel gesteckt, die Schutzpockenimpfung zu verbessern und wo sie nicht existirt, sie zu verbreiten. Er hat zu diesem Behufe Rußland, Oesterreich, Deutschland, England, Frankreich bereist, die verschiedenen gesetzlichen Bestimmungen kennen gelernt und verglichen, und die einschlagende Literatur, Akten und Gesetzsammlungen gründlich studirt. Er ist dadurch zu dem Ergebniß gelangt, daß die in Baiern unter strenger Controle des Staates geübte Zwangs-Vaccination mit alljährlich regenerirter Schutzpockenlymphe Allen zum Muster empfohlen werden muß, denen Menschenwohl am Herzen liegt. Der Verfasser belehrt uns darüber, theils durch die Darlegung der betreffenden Verordnungen selbst (besonders in Abschn. III. S. 16—24, im Abschn. V. S. 29—36, im Abschn. VI., die Revaccination betr. S. 36—41), theils durch Mittheilung über die in Baiern gebräuchliche Verwendung der Retrovaccinlymphe und die Versendung der Lymphe (S. 25—29), endlich aber auch, was nicht gering anzuschlagen ist, durch die Veröffentlichung der Resultate, welche diese Art der Impfung in Baiern gehabt, durch Hinweisung auf die Erfolge der Impfung selbst, auf die Sterblichkeit, wie auf die Zahl der Erkrankungen an den Menschenblattern. Ein Kapitel, welches den neuerdings rührigen Gegnern der Schutzpockenimpfung zur Erwägung und Beachtung nicht dringend genug vorgelegt werden kann. Hinter diesen Einrichtungen und Erfolgen in Baiern stehen nun die der andern Länder, Preußens, Oesterreichs, Frankreichs, Englands, Sachsens und anderer deutscher Staaten, welche der Verfasser aus eigner Anschauung kennen gelernt hat, sehr zurück, wie uns die ausführliche Schilderung derselben beweist (S. 91—178). Es gehe hieraus, — und nicht blos für Rußland — die Nothwendigkeit hervor, daß der Staat die Zwangsimpfung einführe und überwache, daß er die Revaccination, auch zwangsweise, in die Hände nehme, die nöthigen Centralstellen schaffe, Geldmittel bewillige und den Unterricht in der Impfung ermögliche und vervollkommne. Der Verfasser ist von der Nothwendigkeit der Schutzpockenimpfung so sehr überzeugt, daß er auf die Gegner, unter welchen besonders Rittinger in Stuttgart und Winter in Lüneburg die beharrlichsten sind, keine Rücksicht nimmt. Und von seinem Standpunkte aus ist er im Rechte, wenn er die von diesen erhobenen Gründe für die Abschaffung des Impfzwanges,

Digitized by Google

als diametral seiner eigenen principiellen Auffassung entgegenlaufend, wie wir vermuthen, nicht der Widerlegung würdigen zu dürfen glaubte. Wie würde sonst dieses verdienstliche und fleißige Buch seine Erscheinung rechtfertigen können, wenn es nicht von diesem positiven Vordersatze und praktischen Postulate ausgegangen wäre? —

Im weitern Verfolg dieser löblichen Bestrebungen hat der Verfasser der besprochenen Schrift eine kleinere auf den Fuß folgen lassen, welche unter dem Titel „die Verbreitung des Schutzpockenstoffes aus Findelanstalten, mit besonderem Bezug auf das Haupt-Schutzpocken-Impfungs-Institut zu Wien" (Leipzig 1862 bei Teubner) der sonderbaren Behauptung eines Berichtes aus dem Wiener Findelhause, als ob nur in Findelhäusern „die sorgfältige Conservirung des Schutzpockenstoffes möglich, an allen andern Orten aber unmöglich" wäre, mit aller Entschiedenheit entgegentritt. Zur Unterstützung seiner — wohl begründeten und von jedem einsichtsvollen Arzte nur zu theilenden — Opposition mustert der Verfasser den Zweck und die Leistungen des gedachten Findelhauses, referirt dann über die mit dieser Frage in engem Zusammenhange stehenden Verhältnisse der Syphilis, der Blattern in Wien, und schildert uns in beredter Sprache der Thatsachen die Nachtseiten der Impfung aus Findelhäusern an dem Beispiele des Wiener Institutes. Dieser Gebrauch contrastirt um so mehr in Oesterreich, als gerade dieses Land seit dem Jahre 1840 in St. Florian in Steiermark durch die Sachkenntniß und Thätigkeit des Dr. Unger daselbst im Besitze einer Kuhpockenregenerirungs-Anstalt ist, welche der verdienstvolle Verfasser als Muster hinzustellen sich mit Recht veranlaßt sieht.

Dr. H. H.

Eine neue Handelsschule.

⊙ Obgleich wohl kaum in einer andern Stadt Rußlands das Bedürfniß nach einer umfassenden Bildungsanstalt für Kaufleute fühlbarer sein konnte, als in Odessa, und die Verhältnisse dafür schon durch den ununterbrochenen Zusammenhang mit dem Auslande hier besonders günstig erscheinen, so hat die Odessaer Kaufmannschaft es doch erst jetzt unternommen, eine allgemeine Handelsschule zu gründen. Der Plan ist vom Kaiser vorläufig auf fünf Jahre genehmigt, und die Ausführung in vollem Vorschreiten. Es soll für die Organisation in Vielem die Einrichtung deutscher Handelsschulen, namentlich der zu Leipzig und Dresden, maßgebend gewesen sein.

Digitized by Google

Das Tagewerk.

Von Alexis Chomjakow.

Auf hartem Feld, in Müh' und Sorgen,
Ohn' Unterlaß, hab' ich genug,
Ein treuer Pflüger, seit dem Morgen
Geführet meinen schweren Pflug.

Genug, auf allen meinen Schritten
Wild angefeindet rings umher,
Hab' ich gerungen und gestritten —
Ich kann nicht mehr, ich kann nicht mehr.

Zeit ist's zu ruh'n. Ihr grünen Haine!
Du stille Flur, du klarer Bach,
Du, über moos'gem Schluchtgesteine
Verschlungner Zweige Blätterdach!

Gebt Labung mir in eurem Schatten,
Am kühlen Quell, der tönend rinnt;
Nur einmal laßt mich Todesmatten
Einathmen tief den Abendwind!

Laßt mich der Tagessorge Lasten
Abschütteln nun vom müden Haupt! —
„Vermessner Thor! Dir ist das Rasten,
Dir ist das Säumen nicht erlaubt.

Digitized by Google

Nicht viel bleibt dir des Tags, und siehe,
Noch viel der Arbeit nah' und fern.
Gehorch' dem Ruf, das Werk vollziehe;
Erheb' dich, träger Knecht des Herrn!

Um hohen Preis, mit theurer Spende,
Mit Kreuz und Blut erkauft bist du:
Auf, Pflüger, pflüg' dein Feld zu Ende!
Auf, Ringer, kämpfe sonder Ruh!" —

Erbebend in des Herzens Grunde,
Beug' ich mein Haupt dem Ruf der Pflicht;
Und Du — in des Gerichtes Stunde,
Gedenke meines Murrens nicht!

Ich geh', mein Tagwerk zu vollbringen,
Auf der von Dir bestimmten Bahn;
Es soll der Schlaf mich nicht bezwingen,
Der Kampf nicht schrecken mich fortan.

Nicht will ich mich vom Pfluge wenden,
Nicht stillstehn auf dem schweren Pfad,
Bis ich das Feld mit rüst'gen Händen
Bereitet, Herr, für Deine Saat. —

C. v. P.

Digitized by Google

Der Frühling*).

Von Theodor Tiutschew.

Wie Euch des Unglücks Hand auch beugte,
Durch eignen Wahn und fremden Trug
Euch Mühsal, Noth und Sorgen zeugte
Und Eure Stirn in Falten schlug —
Wie schwer das wunde Herz muß büßen,
Und möchte schier vor Gram vergehn:
Was kann des Frühlings erstem Grüßen,
Was seinem Zauber widerstehn?

Der Frühling — Menschenweh und Qualen
Und Menschentücke kennt er nicht,
Er läßt sein ew'ges Auge strahlen
Aus ungefurchtem Angesicht —
In Gleichmuth kreist er auf und nieder,
Gehorsam seiner Gottnatur;
Wenn seine Zeit naht, kommt er wieder,
Streut Licht und Segen auf die Flur.

Frisch wie der erste Lenz, mit Prangen
Beginnt er sein beglückend Reich —
Ob einer schon vorhergegangen:
Er weiß es nicht, es gilt ihm gleich.

---

*) Eine Uebertragung dieses Gedichtes vom Herausgeber erschien in H. Harrys' „Liedern aus der Fremde". (Hannover 1857.)

Digitized by Google

Manch Wölkchen ſchwebt am Himmelsrunde,
Des neuen Lenzes luſtig Kind;
Doch keins von allen giebt ihm Kunde,
Wo die verblühten Lenze ſind.

Nicht um Vergangnes klagt die Roſe,
Die Nachtigall ſingt nicht den Tod,
Nicht um den Wechſel ird'ſcher Looſe
Weint duft'gen Thau das Morgenroth ...
Nicht Furcht vor ſicherm Untergange
Macht, daß das Blatt am Baume bebt,
Das, wie das ew'ge Meer, dem Drange
Des Augenblickes ſorglos lebt.

So lerne den Genuß des Lebens,
Aus deiner Bruſt ſcheuch' Trug und Wahn;
Du ſuchſt Erquickung nicht vergebens
In ſeinem friſchen Ozean.
Drum kühn hinein! In ſeinem Bade
Wird ſich das ſchwere Herz befrein
Und dieſer Erde Gottesgnade
— Wenn auch nur kurz — theilhaftig ſein.

Friedrich Bodenſtedt.

Digitized by Google

Die Umgestaltung der Justizpflege in Rußland.

Die Gnade fließet aus vom Throne,
Das Recht ist ein gemeines Gut,
Es liegt in jedem Erdensohne,
Es quillt in uns wie Herzensblut.

Uhland.

Der 29. September 1862 bleibt in der neuesten Geschichte Rußlands gewiß eben so unvergeßlich, wie der 19. Februar 1861, an welchem die Emancipation der Bauern ins Leben gerufen wurde Am 29. September unterzeichnete der Kaiser die Grundlage zu einer tief eingreifenden Umgestaltung der Justizpflege.

Diese Grundlage berührt in ihrem ersten Theil den Rechtsgang im Allgemeinen, im zweiten den Criminal-, und im dritten den Civilproceß.

Wir glauben unserm deutschen Leser einen Dienst zu erweisen, wenn wir ihm die interessantesten, vollständig mit der Vergangenheit brechenden Bestimmungen vorführen, eh wir von dem Eindruck sprechen, den das wichtige Document in Rußland hervorgebracht, und die Stimmen des Tagespresse sammeln. Wer nur einigermaßen mit der bisherigen Procedur bekannt gewesen, wird daraus leicht erkennen, wie weit und in welcher Richtung die Neuerungen ihre Grenzen erstrecken.

Die Gerichtsgewalt wird vollständig von der executiven, administrativen und gesetzgebenden getrennt, und Friedensrichtern, Kreisgerichten, Gerichtshöfen zweiter Instanz und dem Senat als oberstem Cassationsgericht übergeben.

Bei Criminalsachen werden, zur Feststellung der Schuld oder Unschuld des Angeklagten, dem betreffenden Gericht beeidigte Assessoren beigegeben, und zwar auf bestimmte Sessionsperioden.

Die Friedensrichter haben in den Städten oder den ihnen angewiesenen Kreisen in weniger wichtigen Criminal- und Civilsachen

Digitized by Google

Recht zu sprechen. Sie werden von allen Klassen der Einwohnerschaft gemeinschaftlich gewählt und auf drei Jahre von dem Senat bestätigt. Sie erlangen die Fähigkeit dazu mit dem zurückgelegten 25sten Jahre, wenn sie an Ort und Stelle ansässig sind, in den höheren oder mittleren Lehranstalten des Landes den Lehrkursus vollendet, oder wenigstens drei Jahre, vorzugsweise im Justizwesen, gedient haben. Der Kreis oder die Stadt, wo der Friedensrichter gewählt wurde, muß für seinen Unterhalt sorgen und die Kanzleikosten und sonstigen dienstlichen Ausgaben bestreiten.

An die Stelle sämmtlicher jetzt unter verschiedenen Benennungen existirenden Gerichte erster Instanz treten — für alle Stände und alle Civil- wie Criminalsachen — die Kreisgerichte.

Die dem Bestande derselben beizugebenden beeidigten Assessoren werden den Ortseinwohnern aller Stände entnommen. Der Wahl gehen äußere und innere Bedingungen voraus: der zu Erwählende darf nicht unter 25 und nicht über 70 Jahre alt sein, muß eine bestimmte Zeit in dem Kreise gelebt haben, daselbst unbewegliches oder bewegliches Vermögen besitzen, das allgemeine Zutrauen verdienen, ein Mann von einer gewissen Bildung, von moralischem Charakter sein ꝛc. Die näheren Bestimmungen bleiben einem speciellen Gesetz vorbehalten — wir sehen vorläufig nur, daß die Vorschriften der französischen Jury im Allgemeinen als Richtschnur gedient haben. In die Geschwornenliste sind einzutragen: die Friedensrichter, die Edelleute, gleichviel ob sie je im Staatsdienst gewesen oder noch sind, wenn nur in letzterem Falle ihre Dienstpflichten mit denen der Geschworenen sich vereinbaren lassen; die Ehrenbürger, Kaufleute, Künstler, Handwerker u. s. w., so wie auch die im Dienste der Gemeinde Stehenden, den Gemeindevorstand ausgenommen; endlich diejenigen Bauern, die in den Dorfgemeinden gewisse, auf besonderes Zutrauen deutende Stellen bekleidet haben oder noch bekleiden. Jeder sogenannte beeidete Assessor kann nur ein Mal jährlich zu einer Session berufen werden, es sei denn, daß die Zahl der Befähigten in dem Kreise sehr gering wäre.

Sämmtlichen Gerichtshöfen sind Procureure beigegeben, deren Wirkungskreis darin besteht, daß sie die gleichmäßige und genaue Anwendung des Gesetzes beaufsichtigen, jede Vernachlässigung der gesetzlichen Ordnung aufdecken und gerichtlich verfolgen, die Wiederherstellung derselben verlangen, und dem Gerichtshof ihre vorläufigen Beschlüsse in besonderen, durch die Gesetzsammlungen des Civil- und Criminalverfahrens bestimmten Fällen vorlegen.

Die Vorsitzenden und Mitglieder der Gerichtshöfe dürfen, ohne ihr Ansuchen, weder verabschiedet, noch von einem Ort an einen

Digitized by Google

andern versetzt werden. Nur ein gerichtlicher Urtheilspruch kann sie ihres Amtes entheben.

Beeidete Advokaten betreiben, wenn sie dazu bevollmächtigt sind, die Angelegenheiten der Processirenden oder in Anklagestand Versetzten; in Criminalfällen übernehmen sie die Vertheidigung, entweder auf den Wunsch des Delinquenten oder auf Verlangen des Gerichtsvorsitzenden. Beeideter Advokat kann nur Derjenige werden, der das fünfundzwanzigste Jahr erreicht, den Lehrkursus auf einer Universität oder in einer höheren Lehranstalt mit Erfolg beendet, oder ein Examen in den Rechtswissenschaften bestanden; in letzterem Fall muß er aber auch fünf Jahre bei einer Gerichtsbehörde gedient oder eben so lange Gehülfe eines Advokaten gewesen sein. Den Advokaten und ihren Frauen ist untersagt, die Ansprüche ihrer Clienten durch Kauf oder auf anderem Wege an sich zu bringen. Alle derartigen Uebereinkünfte werden für ungültig erklärt.

In den Kreis- und Gouvernementsstädten werden Notare zugelassen, die unter der Aufsicht der Gerichtsbehörden alle auf Vermögensverhältnisse bezüglichen Akte abfassen.

Wir unterlassen grundsätzlich jede eigene Meinungsäußerung — sowohl bei Anführung obiger allgemeiner Bestimmungen für die Justizpflege, wo der Gesetzgeber hin und wieder aus der Noth eine Tugend zu machen gezwungen ist, als auch bei den folgenden Auszügen, die speciell das Criminal- und Civilverfahren betreffen. Manches Ueberraschende tritt hier dem Leser entgegen.

Niemand kann für Verbrechen und Vergehen, die der Untersuchung durch die Gerichte anheimfallen, gestraft werden, ohne durch einen Rechtsspruch zu der Strafe verurtheilt worden zu sein.

Die Theorie der ausschließend gesetzlichen Beweise wird beseitigt. Die Regeln für die Kraft der juridischen Beweise sollen nur als Anleitung dienen bei der Feststellung der Schuld oder Unschuld des Angeklagten, nach Maßgabe der auf die Gesammtheit aller durch die Voruntersuchung und die Verhandlungen enthüllten Umstände sich gründenden richterlichen Ueberzeugung.

Das Urtheil kann nur ein verdammendes oder freisprechendes sein. Im Verdacht darf der Angeschuldigte nicht bleiben.

Von den Vergehen und Verbrechen, welche durch Geschworene zu entscheiden sind, werden die Staatsverbrechen ausgenommen.

Die Verschiedenheit der Gerichtsbarkeit nach den Ständen hört auf.

Der Friedensrichter entscheidet alle Angelegenheiten mündlich, und trägt sein Urtheil in das dazu bestimmte Register ein.

Digitized by Google

Die Polizei darf nur in gewissen, gesetzlich bestimmten Fällen den im Verdacht eines Verbrechens Stehenden in Verhaft nehmen, und muß dann unverzüglich den Untersuchungsrichter davon in Kenntniß setzen. Wer zu einer Untersuchung vorgeladen ist, muß sogleich nach seinem Erscheinen befragt werden. Der seiner Freiheit beraubte Angeschuldigte wird im Verlauf der ersten vierundzwanzig Stunden verhört. Das letzte Wort in den Verhandlungen kommt immer dem Angeklagten oder seinem Vertheidiger zu. In den Fällen, wo die Stimmen sich in gleicher Zahl theilen, trägt diejenige Meinung den Sieg davon, die dem Angeklagten ein weniger hartes Loos bereitet.

Zu jeder Periode der Geschwornensitzungen müssen nicht weniger als 30 Geschworene an Ort und Stelle sein. Der Procureur darf sechs davon ohne Angabe der Gründe verwerfen, der Angeklagte so viele, daß 18 übrig bleiben — von diesen bestimmt das Loos zwölf, die aus ihrer Mitte den Vorsitzenden wählen. Bei Stimmengleichheit erhält diejenige Meinung den Vorzug, die den Angeklagten freispricht. Die Bitte um Revision eines Urtheils in Folge neu entdeckter Umstände wird jeder Zeit angenommen und unterliegt keiner Verjährung; sogar der unterdeß erfolgte Tod des Verurtheilten ist kein Grund zur Ablehnung.

In den Fällen, wo es sich um Verletzung des Gesetzes in der Staatsverwaltung handelt, bleibt für das Disciplinarverfahren die gegenwärtige Procedur in Kraft. Sobald aber eine gerichtliche Verfolgung eintritt, unterliegen Untersuchung und Urtheil den allgemeinen Regeln. Die Staatsverwaltung muß zur Wahrung ihrer Interessen einen Advokaten bevollmächtigen wie der Privatmann.

Die Verbrechen gegen die Majestät der höchsten Gewalt und die bestehende Ordnung, gleichviel ob sie durch das öffentlich gesprochene Wort oder durch irgend ein anderes Mittel der Veröffentlichung begangen wurden, sind nach dem für die Staatsverbrechen festgesetzten Verfahren ohne Zuziehung von Geschworenen abzuurtheilen.

Dienstvergehen, deren sich Staatsdiener der vier ersten Rangklassen, Glieder der Gerichtshöfe, Procureure und ihre Gehülfen schuldig gemacht, werden von dem Senat untersucht. Die Verurtheilung eines Ministers fällt einem nach früheren Bestimmungen zusammengesetzten höchsten Criminalgerichte anheim.

Wie das bisher in seinen bezeichnendsten Grundzügen angedeutete Criminalverfahren, hat auch das Civilverfahren nicht wenig des Neuen und in diametralem Widerspruch mit der Vergangenheit Stehenden aufzuweisen. Die Procedur vor dem Friedensrichter ist von dem Gebrauch von Stempelpapier und sonstigen Gebühren befreit, und

Digitized by Google

geht öffentlich und mündlich vor sich. Ueberhaupt wird für das Verfahren in Civilsachen die Form der Rede und Gegenrede festgesetzt — also die Mündlichkeit vollständig ins Leben gerufen. Die Sitzungen sind öffentlich — bei einer jeden Thätigkeit des Gerichtshofes ist dem Publikum der Zutritt gestattet; daß bei solchen Verhältnissen kein Schritt der einen streitenden Partei der andern verborgen bleiben darf, versteht sich von selbst. Nur in den Angelegenheiten, wo die Interessen der Krone im weitesten Sinne und diejenigen der geistlichen Institute im Spiel sind, endlich, wo es sich um die Gültigkeit einer Ehe und die gesetzmäßige Geburt der Kinder handelt, ist eine Ausnahme von der allgemeinen Ordnung des Gerichtsverfahrens zuzulassen: sie kommen vor das Tribunal erster Instanz, und können in keinem Falle vor den Friedensrichter gebracht werden.

Wenn wir auf diese Weise den Inhalt von 20 enggedruckten Spalten der „Nordischen Post" (offizielles Organ des Ministeriums des Innern) wiedergeben, so machen wir natürlich keine Ansprüche auf Vollständigkeit. Aber die Quintessenz, den Geist der neuen Ordnung der Dinge, glauben wir charakterisirt zu haben: das Prinzip, das die Feder des Gesetzgebers geleitet, steht unverkennbar da, und das allgemein-menschliche Interesse wird warm und lebendig bei der Wahrnehmung der Wohlthat, die einem Volke von 70 Millionen zu Gute kommt, wenn auch der deutsche Jurist bei einzelnen Paragraphen die Stirn runzeln mag.

Mit demselben Enthusiasmus, den wir selbst empfunden, nimmt die Majorität der russischen Tagespresse den großen kaiserlichen Beschluß auf. Die Bauernemancipation war eine Neuerung von ungeheurer Tragweite — aber sie traf nur einen Theil der Nation: die Umgestaltung der Justizpflege ist das Gemeingut aller. Und was andere Völker nur mühsam im Laufe der Zeit bei sich ausgebildet, das erlangt Rußland ohne Umwälzungen und Erschütterungen. Man muß wissen, welche — leider sehr oft nur zu gegründete — Furcht der gemeine Mann vor den Richtern und den Gerichten hatte, um begreifen zu können, wie überraschend es für ihn sein muß, die Gerechtigkeit jetzt so gleichsam unter der Hand zu haben. In dieser Hinsicht nennen die russischen Zeitschriften die Schöpfung der Friedensrichter „über alles Lob erhaben", denn mit diesen wird die Masse des Volks zuerst Gelegenheit haben, sich zu befreunden.

Abgesehen von seiner offiziellen Wirksamkeit, wird das mündliche Verfahren als eine vortreffliche praktische Schule angesehen, in welcher der Bürger durch unmittelbare Anschauung ein gewisses Quantum juridischer Kenntnisse erlangen kann. Noch mehr: er wird

Digitized by Google

angetrieben, durch Studium — wenn auch in der heute alternden Generation nur durch oberflächliches Studium — das zu erlangen, was das gesprochene Wort nur fragmentarisch in seinem Gedächtniß zurückließ. Die Presse gesteht offen ein, daß auch die civilisirte Klasse der Bevölkerung sich in dieser Hinsicht auf einer sehr niedrigen Stufe befindet; wenn Jemand zu verstehen giebt, daß er „Etwas von den Gesetzen weg hat", so ist das in den meisten Fällen nur Selbsttäuschung. „In Folge dessen", sagt ein geachtetes Blatt, „haben wir im Allgemeinen eine sehr hohe Meinung von unseren eigenen Rechten und ihrer Unantastbarkeit, und denken sehr wenig an die Rechte unserer Nebenmenschen." Dieses Wort ist charakteristisch für Rußland — giebt aber auch zugleich das Maß der Schwierigkeiten an, die sich der Auffindung der unzähligen Friedensrichter und Geschworenen entgegenthürmen werden. Wir erleben das eigenthümliche Schauspiel, daß die Rechtsprechenden nicht nur ihre Nachkommen, sondern auch sich selbst heranzubilden haben. Die innere Wärme, welche die Erkenntniß des wahrhaft Nützlichen und Guten hervorruft, hat schon oft Wunder gethan, und wird hoffentlich auch hier ihre belebende Kraft zeigen.

Als besonders wichtig wird von der Presse auch die Bestimmung hervorgehoben, die alle Stände ohne Unterschied vor dieselben Gerichte stellt und die Ungleichheit vor dem Gesetze aufhebt. „Diese Maßregel wird einen wohlthuenden Einfluß auf die gegenseitige Annäherung der Stände ausüben", behauptet die Nordische Post in einem längeren Artikel. „Unsere höheren Stände blicken mit einer gewissen Nichtachtung auf die niederen herab, und diese ihrerseits sind, den höheren gegenüber, auch nicht von sonderlich lobenswerthen Gefühlen beseelt. Es würde uns zu weit führen, der historischen Quelle dieser traurigen Erscheinung nachzuforschen, wir glauben aber, daß, den Mangel an Bildung und gegenseitiger Bekanntschaft mit einander abgerechnet, das Nichtvorhandensein eines solchen Kreises der gesellschaftlichen Thätigkeit, wo sich gemeinschaftliche Interessen berührt hätten, viel dazu beigetragen hat. Die Einführung eines Gerichtes für alle schafft einen derartigen Kreis: die Hebung des Gefühls der Würde und Ehre wird die Folge davon sein, besonders für die niederen Klassen."

Im Allgemeinen ist also, freilich ohne ein besonderes Eingehen in eine juristische Kritik des Projectes, der Enthusiasmus dafür groß in der russischen Presse, und spricht sich mit dem Ton der Ueberzeugung, nicht selten mit einer gewissen feierlichen Dankbarkeit aus. Um so überraschender wirkt ein Artikel der in Moskau erscheinenden Zeitschrift „Der Tag" (Denj), und wir können uns nicht enthalten,

Digitized by Google

unsern Lesern einen Auszug daraus mitzutheilen. Der Verfasser beginnt mit der sehr wahren Bemerkung, daß in Rußland der Werth einer jeden legislativen Verfügung aus zwei verschiedenen Gesichtspunkten abzuschätzen ist: aus dem der abstrakten Theorie, ohne Inbetrachtnahme der Zeit und des Orts, und aus dem Gesichtspunkte der zeitgemäßen, rein russischen Aktualität. In letzterer Hinsicht kann er auch der gegenwärtig ins Leben gerufenen Reform nicht unbedingt seine Zustimmung geben, obgleich er einräumt, daß Manches darin wohl dem Wesen des Volkes zusagt. In dem ganzen Aufsatz spricht sich klar der Mißmuth darüber aus, daß von jeher die Neuerungen in Rußland ausländischen Vorbildern nachgebildet wurden, das Volksthümliche nicht maßgebend gewesen ist. Diesem Vorwurf entgehen auch die Reformen Peters des Großen nicht, welche die oberen Klassen in Hinsicht der geistigen Entwickelung so von den unteren schieden, daß sie in den meisten Fällen jeder Möglichkeit beraubt sind, sich gegenseitig zu verstehen. „Das glühendste, seine Strahlen von oben nach unten sendende Wohlwollen unsrer höheren Klassen", sagt der Verfasser, „kann unter gewissen Umständen, statt belebender Wärme die Wirkung einer Kälte von 40° auf den Boden der Volkscultur hervorbringen. .... In keinem Lande der Welt ist die Lage des Gesetzgebers schwieriger als in Rußland .... Wo die Anschauungsweise des Volks sich noch nicht ausgesprochen, und wo man dennoch gezwungen ist, dem Volksleben etwas Neues, von demselben noch nicht Durchgearbeitetes vorzuschlagen, da muß man sich wohl hüten, ihm unter dem Namen allgemein menschlicher Wahrheiten Dinge aufzubürden, die nur aus dem Gesichtspunkte der Franzosen, Deutschen oder Engländer wahr sind, und von den russischen Gelehrten ohne Weiteres zu allgemein menschlichen gestempelt werden. — Die Umgestaltung der Justizpflege hat den Charakter einer vollständigen Umwälzung — sie hat ihre negative und positive Seite; sie zerstört und schafft; die neue Ordnung ist nicht die logische Entwickelung der alten. — Wir freuen uns des Schlages, der die von Peter dem Großen eingeführten Institutionen trifft — jenes alte Uebel, das sich häuslich bei uns niedergelassen; unsere Freude wäre jedoch vollständiger gewesen, wenn man zugleich mit der bisherigen Ordnung auch das System verworfen hätte, das Peter bei seinen Reformen beobachtete. Das System aber bleibt dasselbe, d. h. die dem Auslande entlehnte alte Ordnung wird plötzlich abgeschafft, und eben so plötzlich greift eine neue Ordnung ein in das russische Leben, ohne daß dieses befragt oder davon unterrichtet worden, also nicht ohne Beengung der Freiheit desselben." Der Verfasser begrüßt mit Freuden die Oeffentlichkeit und Mündlichkeit des Verfahrens, als diejenigen

Digitized by Google

Elemente der Gesetzgebung, die der gesellschaftlichen Selbstthätigkeit den größten Spielraum geben, weist aber dann in einem historischen Ueberblick auf die Art hin, wie das Gesetzbuch des Zaren Alexei Michailowitsch entstanden, an welchem alle Stände in gegenseitigem Vertrauen Theil genommen.

In diesem letzten Satze concentrirt sich der Grundgedanke des ganzen Aufsatzes, und der Verfasser desselben steht gewiß nicht vereinzelt da in dem weiten Rußland, mit seinem Drange, die Nation handelnd theilnehmen zu lassen an den öffentlichen Angelegenheiten. Doch sieht er selbst schon die Einwendungen voraus, die ihm gemacht werden können. „Daß der Boden offenbar nicht vorbereitet ist, die neue Pflanzung aufzunehmen, wird man uns entgegnen, ist noch kein Beweis der Unfähigkeit derselben, das Wachsthum des Gepflanzten zu fördern. ... Ein solches Verhältniß zwischen Theorie und Praxis ist auch in anderen Ländern anzutreffen. Das Leben steht immer niedriger als das Ideal, die gebildete Gesellschaft immer höher als das Volk; die gebildete Gesellschaft eilt daher stets der schwerfälligen Entwickelung der Massen voraus, ohne deßhalb in Widerspruch mit der Grundidee der Volksentwickelung zu gerathen." Dem Verfasser ist man indeß nicht blos mit Einwendungen solcher Art entgegengetreten. Ein anderes Blatt, von N. Pawlow in Moskau redigirt: „Unsere Zeit" (Nasche Wremja) erhebt sich gegen die Aufstellungen dieses Artikels mit energischer Abfertigung seiner anscheinend so volksthümlichen Tendenz. „Nicht die Gewalt", heißt es darin, „spielte die erste Rolle in den Reformen Peters, die Unordnung war es, die er vorfand. Der Volksgeist trug freilich kein Verlangen nach Deutschen und wollte keinen fremden Rock anziehen; aber er erhob sein Klagegeschrei gegen alle Erscheinungen des staatlichen und gesellschaftlichen Lebens, Alles war Aberglaube, Lüge, Willkür und Ohnmacht. Die Unmöglichkeit, im Innern auch nur einen Schatten des Rechts herzustellen, erscheint als klares und deutliches Verdammungsurtheil desjenigen, was damals bestand. ... Eine Trennung der Stände beobachten wir freilich in Rußland — die Trennung des Reichen von dem Armen, des Gebildeten von dem Ungebildeten. Wo wäre da eine andere, nur uns kennzeichnende, von welcher „Der Tag" fabelt? Wir sehen uns wahrhaftig umsonst nach Leuten um, die sehr ergrimmt gegen einander wären. ... Wenn das neue Rußland in dem gegebenen Fall sich ohne Volkselemente behilft, so sei es Gott gedankt; wenn es sich nicht mit organischer Produktivität abgiebt, so sind wir doch bis zu Geschworenen gekommen, die unvergleichlich besser sind als Wojewoden. ... Der Wunsch, sich in der Justizpflege von aller und jeder Form zu befreien, ist eine der abstraktesten

Digitized by Google

Bestrebungen, die je in einem menschlichen Gehirn entstanden; auf unsere ersten Versuche, auf die ersten schüchternen Schritte des in die complicirte Welt des Staatslebens tretenden Menschen, wie auf die Verkörperung der lebendigen Wahrheit hinzuweisen, wo es sich um die Verwirklichung der juristischen Wahrheit handelt — das ist so bei den Haaren herbeigezogen, ist ein solches Vergessen aller der zahllosen Beziehungen der Glieder der Gesellschaft zu einander, daß eine derartige Deduction nur der unendlichen Liebe des „Denj“ zu dem russischen Volk oder — zu den Träumen seiner Einbildungskraft verziehen werden kann.“

Wir enthalten uns, wie gesagt, jeder persönlichen Meinungsäußerung, und schließen hiermit unsere vorläufige Hinweisung auf einen Gegenstand, dessen hohe Wichtigkeit wohl noch manche andere tiefer eingehende Betrachtungen hervorrufen wird.

M. E.

Digitized by Google

Flüchtige Blicke auf die Naturkunde in Rußland.

Von M. J. Schleiden, Dr.

Uns liegen gerade fünf Hefte von dem Bulletin de la Société Impériale des Naturalistes de Moscou vor, nämlich der ganze Jahrgang 1861 und das erste Heft von 1862. An dieselben möchten wir einige allgemeine Bemerkungen knüpfen, welche im Vergleich mit ähnlichen deutschen Arbeiten wohl geeignet sein möchten, auch in dieser Beziehung einige Eigenthümlichkeiten des gegenwärtigen russischen Geistes zu bezeichnen. Im Allgemeinen wird man wohl auch ohne statistische Grundlagen zugeben, daß die Arbeit auf dem Gebiete der Naturwissenschaft, mag man nun das Areal oder die Bevölkerung zum Maaßstab nehmen, in Rußland noch auffallend gegen Deutschland zurücksteht. Wie wenig wird im Ganzen dafür in Rußland gethan, wie zahlreich sind in Deutschland dagegen Bücher und Journale, die ausschließlich den Naturwissenschaften gewidmet sind! Für jede einzelne Disciplin zählen ja die Zeitschriften nach Dutzenden und kaum ist noch irgend eine nennenswerthe Stadt, die nicht ihren naturwissenschaftlichen Verein hätte. Wir könnten eher über ein Zuviel klagen, von welchem Rußland noch weit entfernt ist.

Eine andere Bemerkung knüpft sich speciell an die erwähnte Zeitschrift. Die vorliegenden fünf Hefte enthalten im Ganzen 51 größere und kleinere Aufsätze. Darunter sind nur 7 eigentlich wissenschaftliche Arbeiten im engeren Sinne des Wortes, 6 sind von mehr technischer Bedeutung und alle Uebrigen sind fast nur der empirischen (beschreibenden) Naturgeschichte angehörig; 4 davon sind kurze Correspondenzen, 2 kurze Sitzungsberichte und 3 meterologische Uebersichten. Unter den Verfassern der 42 Originalartikel begegnen uns nur 5 Nationalrussen, alle anderen sind, wenn auch in Rußland einheimisch, doch ihrer Nationalabstammung nach Deutsche oder Franzosen. — Wenn man bedenkt, wie viel gegenwärtig in Deutschland mit dem Mikroskop gearbeitet wird, so muß es nicht minder auf-

Digitized by Google

fallen, daß unter allen jenen Arbeiten nur 3 und noch dazu nicht sehr bedeutende mikroskopische Untersuchungen vorkommen.

Der durch das Vorstehende angedeutete Charakter der naturwissenschaftlichen Arbeiten erklärt sich uns aber leicht durch die folgende Betrachtung. Dieselben sind gleichsam der Neubruchzehente für die Wissenschaft, der bekanntlich nach ganz anderen Grundsätzen beurtheilt werden muß, als der vom lange cultivirten Lande erhobene. — Das ungeheuer ausgedehnte russische Reich, mehr als ein Siebentheil alles festen Landes auf der Erde umfassend, ist schon durch seine Größe und mehr noch durch seine relativ geringe Bevölkerung, so wie seine späte Culturentwickelung noch zu einem großen Theil eine terra incognita oder doch ein so wenig bekanntes Land für die Wissenschaft, daß das Interesse sich zunächst fast ausschließlich auf die genauere Kenntniß der hier von der Natur dargebotenen Schätze beschränkt und beschränken muß. Wo man fast bei jeder mäßigen Reise noch Neues oder doch ungenügend Bekanntes auffindet, ist es sehr begreiflich, daß sich die Wissenschaft vorerst auf vollständige Kunde, Sammlung und Ordnung des Vorhandenen, mit einem Wort auf eine gründliche Kenntniß des Gebietes wirft, in welchem sie thätig werden soll. Beim Vergleichen werden wir finden, daß alle Länder eine ähnliche Entwickelung durchgemacht haben oder noch durchmachen müssen. Der Wissenstrieb wird sich immer zunächst extensiv geltend machen, erst wenn er hier seine Befriedigung oder sein Ziel erreicht hat, bereitet er sich durch tieferes Eindringen in das Einzelne ein neues intensives Gebiet und steht damit auf einem Wege der Forschung, dem nicht wie dem ersteren ein Endpunkt, an dem er stehen bleiben müßte, vorgeschrieben ist. Die Naturgeschichte, die quantitative Kenntniß des auf der Erde Vorhandenen hat ihrer Natur nach einen endlichen Umfang. Es läßt sich wenigstens denken, daß eine Zeit kommen kann, in der man alle Thiere, Pflanzen und Mineralien der ganzen Erde vollständig kennt. Dagegen wird die qualitative Kenntniß der Natur, die eigentliche Naturwissenschaft, weil sie auf ein unendlich fernes Ziel, das durch die Endlosigkeit von Raum und Zeit bedingt ist, losgeht, niemals zu einem Abschluß kommen können.

Indessen brechen wir von diesen Bemerkungen ab, zu denen uns der vorliegende Stoff doch nur sehr beiläufig Veranlassung gab. — Gehen wir in unserer statistischen Betrachtung weiter, so finden wir die meisten Arbeiten der genaueren Kenntniß der Grundlage für alles Uebrige, „dem Boden" gewidmet. Elf Arbeiten beschäftigen sich mit den geognostischen (einschließlich der mineralogischen und paläontologischen) Verhältnissen Rußlands, wobei die Umgebung Moskaus, der Hauptuniversität im Innern Rußlands, vorzugsweise berücksichtigt

Digitized by Google

ist. Demnächst zeigt sich der Theil der Zoologie besonders reich an Mittheilungen, der von jeher eine große Anzahl Bearbeiter auch unter den Laien gefunden hat: wir meinen die Entomologie, der neun Arbeiten gewidmet sind, während die ganze übrige Zoologie nur in drei kurzen Notizen vertreten ist. Die Pflanzenkunde hat wieder 6 größere, zum Theil sehr umfangreiche Arbeiten aufzuweisen, unter denen die 4 bedeutendsten von dem schon allgemein bekannten E. Regel in Petersburg sind.

Für uns am interessantesten waren indeß die mehr der Technik und Ethnographie angehörigen Mittheilungen von Arthur Nordmann, über den Fischfang und die Jagd der am Amur wohnenden Giljaken. Jeder Beitrag zur Kenntniß dieser so äußerst interessanten und ihrem Naturcharakter nach eigenthümlichen großen Erwerbung „der Amurländer" muß zur Zeit noch höchst willkommen sein. — Schließlich erwähnen wir noch zweier ausführlichen Arbeiten von H. J. Holmberg über die Fischcultur in Finnland vom Ladogasee bis zur Provinz Oesterbotten. Die russische Regierung begünstigt überall die Verbreitung der künstlichen Fischzucht, um dem immer mehr über Hand nehmenden Verarmen der Flüsse und Landseen, wodurch die Existenz der Bevölkerung theilweise bedroht wird, entgegenzuwirken. Holmberg war von der Regierung mit verschiedenen Reisen in die genannten Gegenden beauftragt und die in der vorliegenden Zeitschrift mitgetheilten Aufsätze sind die Berichte über seine Untersuchungen und Beobachtungen. Zur Vergleichung und praktischen Begründung seiner eigenen Vorschläge theilt Herr Holmberg sehr interessante Berichte über die schwedische und norwegische Fischzucht, über den norwegischen und holländischen Häringsfang und über den schottischen Lachsfang mit. Das Resultat aus Allen bleibt, daß der Mensch überall geneigt ist, die Gaben der Natur zu mißbrauchen und so sich selbst ihres Segens zu berauben. Der Fischfang ist in dieser Beziehung ein Seitenstück zur Waldcultur. Bei beiden ist immer eine ganze Nation solidarisch berechtigt und folglich auch verpflichtet, und man darf daher, so lange die Bildung noch nicht den genügenden Grad erreicht hat, dem Einzelnen keine unbedingt freie Disposition über sein Eigenthum gestatten, weil er durch Vergeudung nicht sich allein, sondern Allen Schaden zufügt. Allerdings wirkt in dieser Beziehung Bildung und Aufklärung bei weitem besser als Gesetzgebung, wie das besonders die Vergleichung der norwegischen mit den schottischen Verhältnissen ergiebt. — Die ganze Thätigkeit der Behörden ist daher auch in Finnland dahin gerichtet, durch Unterricht in der künstlichen Fischzucht, durch Aufklärung der Bauern über ihren wahren Vortheil und durch Bildung von Fischereigemeinden zur gegenseitigen Beaufsichtigung,

Digitized by Google

den schon bestehenden oder noch zu erlassenden Fischereigesetzen in die Hände zu arbeiten.

Der schlimmste Mißbrauch, dem entgegenzutreten ist, zeigt sich in dem Fischfang zur Laichzeit, der rücksichtslos und unzweckmäßig betrieben, die auffallend rasche Verminderung der Fische und des davon abhängigen Volkswohlstandes herbeiführt. — Dadurch sind unzählige sonst lachsreiche Flüsse Schottlands zuletzt gänzlich entvölkert worden. Es erklärt sich das beim Lachs besonders aus der Eigenthümlichkeit in seiner Lebensweise, die man fast eine sentimentale Jugendschwärmerei nennen könnte. Der Lachs (und wohl auch andere in die Flüsse steigende Fische) besucht nie einen anderen Fluß, als den, in welchem er ausgebrütet ist und seine erste Jugend verlebt hat. — Ein Fluß, in dem kein Lachs gelaicht hat, wird daher auch von keinem Lachs besucht.

Umfassend und reich, um nicht zu sagen, unerschöpflich sind die natürlichen Schätze des russischen Reichs, zum großen Theil noch jungfräulich und unangetastet. Gehoben werden können sie nicht durch eine Regierung, sondern nur durch ein Volk, zu dessen Schöpfung jetzt der große Gedanke des Kaisers den Anstoß gegeben hat. Dabei hat Rußland den unbezahlbaren Vortheil, die zum Theil mit schwerem Lehrgeld erkauften Erfahrungen der älteren Culturvölker benutzen und so das Volk von vorn herein vor Irrwegen bewahren zu können, die anderswo lange Verwirrungen zur Folge gehabt haben.

Digitized by Google

Theodor Dostojewsky und seine sibirischen Memoiren.

Im Ausgang der dreißiger und im Anfang der vierziger Jahre trafen verschiedene Einflüsse auf die Bildung, den Geschmack und die Stimmung der literarischen Jugend in Rußland zusammen, um der russischen Literatur aus einer andern Sphäre als derjenigen, in welcher sie sich bis dahin ausschließend bewegte, theils schriftstellerische Kräfte zuzuführen, theils Gebiete der Darstellung zu eröffnen. An beides knüpfte sich für sie der erste Uebergang von dem Boden, den Interessen und Anschauungen der vornehmen Gesellschaft zu dem Leben und Treiben des Volkes. Ueberall ist es eine durchaus naturgemäße, zu jeder Zeit und bei jeder Nation sich wiederholende Erscheinung, daß die poetische Darstellung zuerst und am liebsten auf den Höhen der menschlichen Gesellschaft verweilt, daß die Poesie des Lebens zunächst im Glanz, in der Fülle, in der Macht gesucht wird. Daraus folgt nicht, daß Freude und Genuß ihr eigentliches Element sind. Denn Glanz und Macht sind nicht immer die Region der Freude, Fülle nicht immer Bedingung des Genusses. Die Poesie ist weder ewiges Genießen, noch, wie Justinius Kerner sie auffaßt, ewiges „Schmerzen". Sie will, wie alles Leben — Bewegung. Bewegung aber will Freiheit, will offenen und weiten Spielraum. Der Lichtpunkt aller poetischen Darstellung, ihr Endziel, ihr Resultat ist der Sieg — der Sieg einer Idee, welche die materiellen Kräfte in Bewegung setzt. Sieg aber ist ohne Kampf nicht zu denken. Daher ist der Kampf das eigentliche Element der Poesie. Die Freude ist nur poetisch als Gefühl des Sieges, als freier Aufschwung des Geistes; der Schmerz nur poetisch als Gefühl des Kampfes. Aber so wenig wie im gedankenlosen Genuß, ist im hoffnungslosen Elend Poesie. Wo das Elend zu einer Gebundenheit wird, die keine Hoffnung löst, aus der keine Kraft zur Freiheit, zu innerer Freiheit emporhebt, da kann es wohl der Gegenstand unserer moralischen, aber nicht unserer poetischen Theilnahme sein.

Jene Freiheit der Bewegung also, jener Spielraum für die Kraft und jene Unabhängigkeit der Verhältnisse, worin der Freude wie dem

Digitized by Google

Schmerz eine gewisse Idealität bleibt, deren die künstlerische Darstellung nicht entrathen kann, waren innerhalb jeder staatlichen und gesellschaftlichen Entwickelung lange Zeit nur in den bevorrechteten und begünstigten Klassen zu finden — bevorrechtet durch die Institutionen, durch die Sitte, begünstigt durch Reichthum, Einfluß und Ansehen. Die Epen Griechenlands und Roms, die sich mit Herrschern und Kriegshelden beschäftigten; die mittelalterliche Dichtung Deutschlands, in welcher von den Legenden und Volksepen bis weit über die Artus- und Gralromane hinaus Recken- und Ritterthum die Hauptrolle spielten; unsere Erzählungen und unsere dramatische Literatur noch aus der größern Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts, die sich selten aus den Kreisen der Vornehmheit entfernten — alle diese Sagen, Geschichten und Lebensgemälde, so verschieden nach Zeit und Nationalität, wurzelten gleichermaßen in Epochen, wo die ärmeren und niederen Stände jedem poetischen Interesse entrückt waren. Nicht als ob demselben Armuth und Niedrigkeit jemals fern gestanden; im Gegentheil, die Tragik des Lebens bot immer und überall einen weit tiefern Inhalt für die Poesie als die heiteren Launen des Glückes; denn sie ist es ja vorzugsweise, die mitten in den Kampf führt. Aber das Tragische der Armuth und der Erniedrigung zeigte sich nur da, wo Recht, Gewohnheit, Selbstbewußtsein, geistige Befähigung und innerer Drang sich dagegen auflehnten, wo die Armuth eben als Mißgeschick, die Niedrigkeit als Sturz, nicht als der normale Zustand anzusehen war. Von diesen Voraussetzungen blieben die untern Volksklassen so gut wie ausgeschlossen. Niedrigkeit, äußerlich wie innerlich, Gebundenheit in materieller wie in geistiger Beziehung galt für ihren natürlichen Zustand. Wenn Einzelne aus demselben heraustraten, so verließen sie in der Regel auch ihre gesellschaftliche Sphäre. Jedes Bewußtsein, das nur einigermaßen sich gegen den Druck dieser Verhältnisse sträubte, hob über den Stand hinaus, ohne den Stand selbst zu heben. Das änderte sich erst, als das Gefühl allgemeiner Menschenwürde, von edeln Geistern stets genährt und getragen, aber Jahrhunderte lang nur der Same heiliger Lehren, in der Geschichte zu reifen begann, als dieser Samen in der Forderung allgemeiner Menschenrechte aufging. Dann erst sehen wir die untern Volksklassen nicht nur auf den Kampfplatz des Lebens, sondern auch auf den Schauplatz der Poesie treten. In Deutschland zeigt sich das nach den ersten Beispielen, die aus der großen Reformationsepoche datiren, nicht früher als unter dem Vorläuten der französischen Revolution. Selbst die sogenannte „bürgerliche" Tragödie hält Lessing noch in der Sphäre der Wohlhabenheit oder gar des Hofes; an den Herd des gemeinen Mannes versetzt sie bei uns erst der Dichter, der das eigentliche Signal

Digitized by Google

des Aufruhrs gegen die gesellschaftliche Convenienz giebt: der Dichter der Räuber und der Louise Millerin.

Wenden wir uns nun zu dem Entwickelungsgange der russischen Literatur, so findet hier der Ausschluß der untern Volksklassen in den politischen und socialen Verhältnissen des Landes so erschöpfenden Grund, daß wir eine weit größere Ausdehnung und längere Dauer desselben annehmen dürften, als irgendwo. Allein dieser Annahme widersprechen die Thatsachen in auffallender Weise. Vielmehr beginnt hier verhältnißmäßig sehr frühe ein solches Hereinziehen selbst der untersten Schichten des Volkslebens in die literarische Darstellung, daß man es nicht begreifen würde, wenn das poetische Interesse allein dabei in Betracht käme. — So lange die schöne Literatur in Rußland sich auf die Patricier beschränkte, bot sie im Ganzen wenig mehr als ästhetischen Dilettantismus; wo ein wirkliches Genie unter ihnen auftauchte, warf es auch sofort die ganze patricische Schönseligkeit von sich und klammerte sich an den Volksgeist. Puschkin gab hiervon das glänzendste Beispiel. Indeß hat auch er nicht sowohl das Volksleben dargestellt, als aus demselben geschöpft. Er versenkte sich mehr in die poetischen Traditionen als in die realen Zustände des Volkes. Nur machte er wenigstens in seiner Novelle „Die Capitainstochter" einen musterhaften Anfang mit volksthümlicher Charakteristik. Aber wenn auf die letztere überhaupt die Novelle und der sittenschildernde Roman mehr und mehr eingingen, so war das noch kein eigentliches Eingehen auf die Existenz jener Volksklassen, von denen die Poesie keine Notiz genommen hatte. Als Nikolaus Pawlow in den dreißiger Jahren seine rührende Novelle „Der Namenstag"*) schrieb, durfte er den Leibeignen sagen lassen:

„Ich griff mit Heißhunger nach den Büchern: sie befriedigten meine Wißbegierde, aber sie beleidigten mich zugleich; sie sprachen mir nur von Andern, nie von mir selbst. Ich sah in ihnen Gemälde aller Sitten, aller Leidenschaften, aller Gestalten, alles dessen, was athmet und sich bewegt — nur mich traf ich nirgends! Ich war ein Wesen, *ausgeschlossen aus der Büchercorrespondenz der Menschen*, ein reizloses, unwichtiges, das keinen Gedanken eingiebt, von dem sich nichts sagen läßt, dessen *man nicht einmal erwähnen darf*".

Pawlow gehört schon einer Schriftstellergeneration, die durch ihre Lebensverhältnisse sich dem Volke nahe fühlte und dessen Leiden mitempfand. Aber sie hatte auch nur diesen sympathischen Zusammen-

*) S. „Rußlands Novellendichter von W. Wolfsohn". Leipzig, Brockhaus 1848. Bd. II.

Digitized by Google

hang mit dem Volksgemüthe. Ihr Geschmack, ihre Ausdrucksweise, ihr künstlerisches Interesse, ihre sittliche Tendenz, selbst wenn es die der Opposition war, stellte sie als Poeten mitten in die vornehme Welt, an deren Raffinement sie sogar nur zu sehr ihren Geist wie ihren Styl übte. Pawlow's Novellen nehmen sämmtlich ihre psychologischen, wie ihre socialen Motive aus der Sphäre des Salons. Der „Namenstag" ist die einzige, die an einen Zustand des Volkes streift: an den Zustand furchtbarer Hörigkeit, in den es gebannt war. Doch auch hier entwickelt sich der Conflict im Salon; es werden uns die Consequenzen eines solchen Zustandes in einer aus dem Banne heraustretenden Individualität, nicht in der Natur des Volkes dargelegt. Dagegen trat in Darstellung echten Volksthumes und zugleich in echt volksthümlicher Gestaltung Nikolaus Gogol als ein Meister auf, den an Genialität und Wirkung kein Anderer erreicht hat. Aus seiner kleinrussischen Heimath übertrug Gogol ein sonnigeres und wärmeres Volksleben in die großrussische Literatur, als dieselbe auf moskowitischem Boden finden konnte. Aber gerade auf diesen verpflanzte er damit eine literarische Herrschaft des Nationalgeistes, den er nach allen Richtungen weckte. Die hinreißende Macht seines Genies, die Fülle seiner Anschauungen, die Schärfe und Tiefe seiner Beobachtungen ließen ihn nicht in provinciellen Eigenthümlichkeiten stehen bleiben. Er griff das russische Volksthum von allen Seiten auf, und gewann damit zugleich einen culturhistorischen Einfluß von unberechenbarer Tragweite, der sich auch in der politischen und gesellschaftlichen Stimmung des jungen Rußlands kundgab. Hier traten freilich in merkwürdiger Ergänzung eines rein nationalen Einflusses noch Anregungen aus dem Auslande hinzu: die Nachklänge der Julirevolution aus Frankreich, die ganze Ideenbewegung der Hegel'schen Philosophie aus Deutschland. Es mag paradox erscheinen, daß die Abstractionen eines deutschen Denkers den russischen Nationalgeist befruchtet haben sollen — und doch war es so. Ja, mehr noch: sie brüteten bei einigen Nationalschwärmern fanatische Grillen aus. Eine Fernwirkung, für die man den deutschen Philosophen nicht verantwortlich machen kann, wenn man bedenkt, daß er bei seinen unmittelbaren Schülern in Deutschland nicht immer des vollen Verständnisses sicher war und die seltsamste Anwendung seiner Lehre erlebte.

Genug, unter all diesen Anregungen bildete sich in Rußland eine durchgreifende poetische und kritische Opposition gegen das Patricierthum der Literatur, welches den Volksinteressen abgewendet, von den Zeitfragen unberührt, sich einem müßigen Cultus künstlerischer Formen hingab. Diese Opposition ging von einer geistig bewegten Jugend aus, die an den Schicksalen des Volkes mehr persönlichen und

Digitized by Google

an dem Ringen der Zeit mehr ideellen Antheil hatte. Sie fand ihren kritischen Vertreter in Belinsky, einem jungen Manne von seltener Energie, der schon auf der Universität ein so ganz autodidaktisches Wesen entwickelte, daß der akademische Formalismus mit ihm nicht zurechtkam und dem außerordentlich begabten Geiste ein Armuthszeugniß ausstellte, welches nur ein Armuthszeugniß für die gelehrte Facultät war. Belinsky nahm in seine epochemachende Wirksamkeit alle Mängel und Schwächen des Autodidakten mit — noch dazu eines solchen, dem seine journalistischen Arbeiten zum Lernen wenig Zeit ließen, wie das ja leider nirgends die Sache des Journalisten ist. Wenn es noch heute in Rußland eine Partei giebt, die Belinsky als einen russischen Lessing feiert, so ist das nicht zu verwundern; denn diese Partei legt eine so entschiedene Verachtung aller positiven Kenntniß, aller Disciplin des Geistes und des Geschmacks an den Tag, zeigt eine solche Verwahrlosung historischen Sinnes und reinen Schönheitsgefühls, daß man nicht erst zu beweisen braucht, wie wenig sie eine Ahnung davon hat, was unsern Lessing groß machte. Anderntheils aber war gerade Belinsky mit seiner ganzen autodidaktischen Einseitigkeit und Beschränktheit der Mann, sich dem vornehmen Schlendrian entgegenzuwerfen, der die russische Literatur beherrschte.

Nichts konnte in der That gegen diese Rathlosigkeit und Unselbständigkeit des Urtheils, gegen diese hohle Convenienz, gegen diesen falschen Autoritätenglauben wirksamer sein, als die Unerschrockenheit der aus eigner Einsicht gewonnenen Ueberzeugung, von der Belinsky's Kritik beseelt war, und der unermüdete Entdeckungseifer, mit dem er auf eigne Hand zu construiren suchte, oft auch mit großem Scharfsinn construirte, was in den Resultaten der Wissenschaft bereits fertig dalag. Immerhin bewährte es sich an Belinsky, daß Lessing Recht hatte, wenn er das kleinste Kapital eigener Erfahrung höher schätzte, als „Millionen aus Büchern erworbener fremder Erfahrung".

Belinsky verbrachte seine Jugend in Moskau, wo denn auch seine journalistischen Erstlinge erschienen und großes Aufsehen erregten. Dort war das Slavophilenthum eben im Entstehen, aber noch in Hegel'sche Abstractionen verpuppt. In diese ließ sich auch Belinsky einweihen, und zwar mit einer Hingebung, die man in mehr als einem Sinne Selbstvergessenheit nennen darf, wenn man seine Anlagen und Bildungsverhältnisse ins Auge faßt. Belinsky selbst sah wie auf eine solche auf die ganze Epoche seiner Schwärmerei für den absoluten Begriff und den „Selbstzweck" der Kunst zurück. Diese abstracte Hingerissenheit widersprach so sehr seinem feurigen und nichts weniger als träumerischen Naturell, daß sie ihm später wie eine seltsame Verirrung vorkam, deren er sich geradezu schämte. Aber mit dem

Digitized by Google

modernen Fanatismus des Altrussenthums hatte er von Anfang an nichts gemein. Je deutlicher derselbe hervortrat, desto ablehnender verhielt er sich dagegen. Es drängte ihn von Moskau weg, und als er in Petersburg einen Wirkungskreis gefunden hatte, stellte er sich den inzwischen mit immer größerer Unduldsamkeit rhetorisirenden Moskauer Slavophilen im Geiste einer ganz andern Volksthümlichkeit gegenüber. Diese hatte nämlich keine ethnographische, sondern eine rein sociale Bedeutung, und statt auf altslavische Inspirationen, stützte sie sich auf das europäische Gemeingefühl. Während Belinsky mehr und mehr den Charakter eines literarischen Volkstribuns annahm, sammelte er um sich jugendliche Parteigänger, frische Rekruten des Zeitgeistes, die sich nicht aus der Rüstkammer historischer Erinnerungen bewaffneten, nicht mit dem rothen Bauerhemde uniformirten, sondern ihre Sympathie für das Volk an humane und gesellschaftliche Interessen, zum Theil allerdings auch an socialistische Theorien knüpften. In diesem Kreise legte man den Grund zu einer socialen Tendenzliteratur, von bald überwiegend kritischem, bald auch poetischem Charakter. Epochemachend in letzterer Art waren die Gedichte von Nekrassow und auf dem Gebiete der Erzählung das Werk eines bis dahin noch ganz unbekannten jungen Mannes: Theodor Dostojewsky.

Geboren 1821 in Moskau, wo sein Vater als Arzt im Marienhospitale angestellt war, kam Theodor Dostojewsky mit seinem Bruder Michael (gegenwärtig Redacteur der einflußreichen und verbreiteten Monatsschrift „Die Zeit") 1837 nach Petersburg auf die Hauptingenieurschule. Zu einem positiven Fachstudium hatte er indeß so wenig Neigung, wie zu einer strengen Dienstlaufbahn. Er blieb zwar fünf Jahre in der Anstalt und trat dann als Unterleutnant in den Dienst, verließ denselben aber schon 1842 (mit dem Range eines Leutnants) und widmete sich freier literarischer Beschäftigung. Als er 1845 in schriftstellerischen Kreisen bekannt wurde und namentlich Belinsky sich anschloß, überraschte er mit einer Erstlingsproduction ganz ungewöhnlicher Art, die überall, wo man sie kennen lernte, tiefe Sensation erregte. Ich war damals auf meiner Durchreise durch Petersburg zufällig selbst Zeuge dieses ersten Eindrucks im Hause des Fürsten Odojewsky, und gestehe, daß ich nach Allem, was ich von der neuen Production erfuhr, die Ueberraschung theilte. Es war ein Roman in Briefen: „Arme Leute." Ein Werk von jener socialpoetischen Tendenz, die aus Frankreich und England auch zu uns herüberkam und nun in Rußland die ersten Keime trieb. Bei Dostojewsky zeigte sie weniger das Gepräge der französischen Romanliteratur als Anklänge Thomas Hood'scher Lyrik. Bekanntlich geht diese Socialpoesie (nach Andern socialistische Dichtung, und etwas von socialistischen Elementen

Digitized by Google

mag ihr allerdings hie und da beigemischt sein) mit besonderer Vorliebe auf verkommene Existenzen ein. Die russische Novellenliteratur hatte dergleichen wohl auch schon berührt, aber meist nur im humoristischen Genrebild, wo die Behandlung allein, nicht der Gegenstand interessirte. Gogol z. B. legte in seiner Erzählung „Der Mantel" eine Existenz dar, bei der die Verkommenheit bis zum Schwachsinn, die Resignation bis zur Bewußtlosigkeit geht, und deren Seelenkleinheit dem gewöhnlichen Beobachter kaum noch irgend ein Zeichen von innerem Leben giebt. Der Dichter brachte nun die letzte Fähigkeit menschlichen Glücksgefühls, den letzten Krampf menschlicher Verzweiflung in dieser kleinen Seele, so zu sagen, unter ein psychologisches und poetisches Mikroskop. Wir sind erschüttert von dem Einblick, den uns die künstlerische Beobachtung eröffnet. Aber der Gegenstand selbst wird durch die poetische Vergrößerung nicht größer und gewinnt uns nur jenes wehmüthige Lächeln ab, das der wahre Humor überall hervorlockt. Nicht der werthlose Inhalt dieser kleinen Existenz, sondern das Mitleid der großen Dichterseele weckt in uns jene Stimmung, in der es wohl begegnen kann, daß uns dabei „der Menschheit ganzer Jammer" anfaßt.

Mit Dostojewsky's Roman war es anders. Hier ist die Behandlung weniger in Anschlag zu bringen. Der Verfasser zeigt ein bedeutendes poetisches Anempfindungstalent, doch keine sonderliche Gestaltungskraft. Bemerkenswerth, sogar neu war allenfalls die Behandlung der Sprache. Es war ein Versuch, die Redeweise des gemeinen Mannes durch Gefühlsreichthum und Ueberschwang von Zärtlichkeit in eine Art poetischen Strom zu bringen, oder vielmehr die Poesie des Herzens in die Beredtsamkeit des gemeinen Mannes zu übersetzen. Wir können nicht sagen, daß der originelle Versuch gelang. Er überraschte freilich auch, und gefiel im Anfang sehr; es traf wieder einmal zu, daß das Ueberraschende Glück macht. Allein auf die Dauer konnte es dem gesunden Geschmack nicht entgehen, daß gar zu viel Affectation in diesen gehäuften und überzuckerten Wendungen volksthümlicher Ausdrucksweise lag, daß dabei sehr oft statt natürlicher Empfindung, nur die Grimasse des Dialectes zum Vorschein kam.

Wenn aber auch diesen Absonderlichkeiten der Form sich kein Geschmack abgewinnen läßt, wenn wir überhaupt künstlerischen Styl und plastische Ausführung in Dostojewsky's Roman vermissen, so ist doch dem Inhalt weder seine poetische noch seine culturhistorische Bedeutung abzusprechen. Es wird hier ein reiches Gefühlsleben aus tiefster Armuth und Verkommenheit heraus mit ergreifender Wirkung entfaltet. Wie sehr auch den Gefühlsausdruck bisweilen eine unverhältnißmäßige Breite und dann, wie gesagt, die künstliche Repro-

Digitized by Google

duction der Volksthümlichkeit beeinträchtigt — es macht sich doch die Sprache des Herzens darin hörbar, weil eben wirkliche Poesie des Herzens darin ist, die nicht blos relativ unser Interesse in Anspruch nimmt, nicht blos in Rücksicht auf die dumpfe, enge, trübe Sphäre der Existenz, aus welcher sie uns entgegentritt. Aber daß auch diese Sphäre unserm Antheil und unserer Beobachtung näher gerückt wird, ist aus culturhistorischem Gesichtspunkte höchst bedeutsam. So hatte noch kein russischer Poet in dieses eigenthümliche Beamten- und Kleinbürgerproletariat Rußlands, in dieses Elend einer sehr verbreiteten Klasse der Stadtbevölkerung hineingeleuchtet. Es war keine bloße Beleuchtung ihres Elends, sondern auch eine Darlegung ihrer ganzen moralischen Widerstandskraft, ihrer Empfänglichkeit für das Leben, ihrer Erhebung in Liebe und Erbarmen.

Dostojewsky's Roman erschien zuerst 1846 in einem von Nekrassow herausgegebenen Almanach. In Deutschland ist er meines Wissens bis heute unbekannt geblieben. Kurz nach dem Erscheinen des Originals übersetzte ich ein Bruchstück daraus, wobei ich die Spracheigenthümlichkeiten des Verfassers einigermaßen wiederzugeben suchte. Ich veröffentlichte es in einer Zeitschrift, die aber ein so geringes Publikum hatte, daß ich jene Blätter schon damals, vor vielen Jahren, als „gedrucktes Manuscript" ansehen durfte. Um so willkommner ist mir der Anlaß, es jetzt hervorzusuchen. Ich schalte es hier ein, als Probe aus einem Werke, das für Dostojewsky's Stellung in der russischen Literatur maßgebender und für sein Talent bezeichnender ist, als irgend eines der spätern Erzeugnisse seiner Feder.

Zu näherem Verständniß heben wir aus den wenigen Vorgängen des Romans nur Folgendes heraus.

Ein armes Mädchen wird nach dem Tode ihrer Eltern das Opfer eines bösen Kuppelweibes, ihrer Verwandten Anna Fedorowna. Reinen Herzens, wie sie dennoch ist und bleibt, entreißt sie sich der Kupplerin, welche sie auf die schnödeste Weise ins Verderben gebracht. In ihrer höchsten Noth findet sie einen Helfer an einem armen, alten Kanzleischreiber. Er wird ihr Freund, der bald mit noch mehr als väterlicher Zärtlichkeit an ihr hängt. Mitten in sein armseliges Tagelöhnerleben fällt auf einmal der Spätfrühling einer lautern, begeisterten Liebe. Der arme Mensch, der von seinem Gehalte selbst kaum sein täglich Brod hat, legt sich unglaubliche Entbehrungen auf, um das Mädchen nicht allein mit dem Nothwendigsten zu versehen, sondern ihr auch dann und wann eine Freude machen zu können, ihr Blumen, Wein zur Stärkung ihrer Gesundheit u. dergl. zu kaufen, — Ausgaben, die bei allem Entbehren und Absparen ihn doch fast zu Grunde richten. Das eigenthümliche Verhältniß Beider stellt sich in ihren

Digitized by Google

Briefen dar, die sie häufig mit einander wechseln, da sie, obgleich nahe Nachbarn, sich nur selten sprechen können. Auf die Bitte des Freundes, ihm etwas aus ihrem Tagebuche mitzutheilen, sendet ihm das Mädchen nachstehende Aufzeichnungen über ihr früheres Leben, welche die einfache, rührende Geschichte ihrer Jugendliebe enthalten.

I.

Ich war erst vierzehn Jahre alt, als mein Vater starb. Meine Kindheit war die glücklichste Zeit meines Lebens. Sie begann nicht hier in Petersburg, sondern weit von hier, in der Provinz, an einem abgelegenen Orte, aber sie begann so glücklich. Mein Vater war Verwalter der ausgedehnten Besitzungen des Fürsten P. im Tambow'schen Gouvernement. Wir wohnten auf einem der Dörfer des Fürsten und lebten da still, ruhig und zufrieden. Ich war ein recht ausgelassenes Kind; in einem fort lief ich auf den Feldern, im Gehölz, im Garten herum, und Niemand kümmerte sich um mich. Der Vater war unaufhörlich beschäftigt, die Mutter hatte in der Wirthschaft zu thun. Ich lernte nichts, und das war mir ganz recht. Schon am frühen Morgen pflegte ich nach dem Teiche hinzulaufen oder in den Wald oder zu den Schnittern hinaus auf das Feld; ich fragte nicht danach, ob mich die Sonne brannte, ob ich mich, Gott weiß, wohin, aus dem Dorfe verlief, mich am Gestrüpp ritzte und mir das Kleid zerriß. Zu Hause wurde ich dann ausgezankt, aber ich machte mir nichts daraus. Und warum lief ich denn nur so weit aus dem Dorfe weg und spazierte ganz allein umher, warum hielt mich selbst das strenge Gebot der Mutter nicht zurück, ohne ihre Erlaubniß nicht fortzugehen, und nur im Garten zu spazieren? . . . Das wußt' ich selbst nicht: von Kindheit an liebte ich die Einsamkeit, und doch war ich ungemein furchtsam. Ich erinnere mich, am Ausgange unsres Gartens war ein dichter, schattiger, üppig umsäumter Wald, von großer Ausbreitung. Dieser Wald war mein Lieblingsort, obgleich ich nicht ohne Aengstlichkeit mich weit in ihn hineinwagte. Dort zwitscherten die Vöglein, die Bäume rauschten so freundlich, schüttelten so ernst ihre breiten Wipfel; die Sträucher, die sich am Saume hin erstreckten, waren so schön, so frisch, daß ich unwillkürlich das Verbot der Mutter vergaß und schnell wie der Wind über die Wiese hinlief. Athemlos und ängstlich sah ich mich rings um, und im Nu war ich im Walde, mitten im weiten, unermeßlichen Meer von Grün, zwischen dem üppigen, dicht verwachsenen Gebüsch. Hie und da zwischen den Sträuchern stak ein schwarzer Baumstumpf; fernhin zogen sich Reihen hoher unbeweglicher Fichten, ragte die Birke mit ihrem zitternden geschwätzigen Laub, und dort stand die hundertjährige Ulme mit den saftigen weitausgebreiteten Aesten. Das Gras

Digitized by Google

rauschte so harmonisch unter meinen Tritten, die Chöre der freien lustigen Vöglein schallten so munter, daß ich selbst, ohne zu wissen warum, mich so wohl, so froh fühlte; doch es war keine ausgelassene Freude, sondern eine stillinnige, gedankenvolle. Ich schlich behutsam durch das Dickicht, und mir war's, als riefe mich, als lockte mich Jemand, dahin, dahin, wo die Bäume dichter, dunkler an einander standen, wo das Gesträuch seltner, der Wald düstrer war, und sich in jähe, finstere Abgründe senkte, von solcher Tiefe, daß die Wipfel der Bäume nicht über den Rand hinausreichten. Je weiter ich ging, desto stiller, dunkler und lautloser wurde es; mir schauerte, mir war bänglich zu Muthe in der Todtenstille rings umher, das Herz bebte mir in einem unerklärlichen Gefühl, und doch ging ich immer weiter, vorsichtig, behutsam, sacht. Ich hörte nichts, als das Knistern der Reiser unter meinen Füßen oder das Rauschen des herabgefallenen Laubes und dann und wann die leise hallenden Sprünge des Eichhorns von Zweig zu Zweig. Dieser Wald, diese heimlichen Spaziergänge, diese Eindrücke haben sich meinem Gedächtnisse tief eingeprägt. Es war ein seltsames Gemisch von Lust, von kindlicher Neugier und Angst.

Ich glaube, ich wäre das glücklichste Geschöpf, wenn ich mein ganzes Leben nicht aus dem Dorfe gekommen und an einem und demselben Orte geblieben wäre; aber noch als Kind mußte ich die trauten Plätze verlassen. Ich zählte kaum zwölf Jahre, als wir nach Petersburg zogen. Ach, mit welcher Wehmuth denke ich an unsre traurigen Reiseanstalten! Wie weinte ich, als ich von Allem, was mir lieb war, Abschied nahm. Ich erinnere mich, daß ich meinem Vater um den Hals fiel und ihn mit Thränen bat, doch noch ein wenig im Dorfe zu bleiben. Der Vater schrie mich an, die Mutter weinte, man sagte mir, es müsse so sein, die Geschäfte verlangten es. Der alte Fürst P. war gestorben, die Erben entließen meinen Vater aus dem Dienst. Der Vater hatte bei Petersburger Kaufleuten einiges Geld im Handel stecken. Er hoffte durch seine persönliche Anwesenheit am Orte seine Umstände zu verbessern. Alles das erfuhr ich später von meiner Mutter. Wir bezogen eine Wohnung in der Petersburger Vorstadt und blieben daselbst bis zum Tode meines Vaters.

Wie schwer wurde es mir, mich an das neue Leben zu gewöhnen! Wir kamen nach Petersburg im Herbst. Das Dorf hatten wir an einem heiteren, warmen, hellen Tage verlassen; die Feldarbeit war beendet, schon thürmten sich die hohen Feimen, von Schaaren schreiender Vögel umdrängt, der Bauer sang fröhlich sein endloses Lied. Hier in der Stadt aber, als wir ankamen, faule, naßkalte Herbstluft, Schloßenwetter, Schmutz und eine Menge neuer, fremder, unfreundlicher, unzufriedener, mürrischer Gesichter. Wir richteten uns ein, so gut es ging. Ich weiß noch, wie sich bei uns Alle zu schaffen machten und in der neuen Wirthschaft alle Hände voll zu thun hatten. Der Vater war selten zu Hause, die Mutter hatte keinen

Digitized by Google

ruhigen Augenblick, ich wurde ganz vergessen. Traurig stand ich am ersten Morgen in unsrer neuen Wohnung auf; vor unsern Fenstern sah ich nichts, als eine gelbe Planke, auf der Straße war es immerfort schmutzig, selten kam Jemand vorbei, und Alles hüllte sich gar dicht ein, Alles fror.

Zu Hause litten wir ganze Tage die schrecklichste Langweile und Sehnsucht. Verwandte und Freunde hatten wir fast gar nicht; mit Anna Fedorowna war der Vater gespannt, er war ihr was schuldig. Recht oft kamen Leute in Geschäften zu uns: da wurde gewöhnlich geschrieen, gelärmt, gestritten. Nach jedem solchen Besuche war der Vater mürrisch und böse, ging manchmal ganze Stunden aus einer Ecke in die andre, mit finsterm Gesichte und sprach zu Keinem ein Wort. Die Mutter getraute sich nicht, ihn anzureden und schwieg. Ich setzte mich in einen Winkel, nahm ein Buch zur Hand, aber leise, sachte, ich wagte mich nicht zu rühren.

Drei Monate nach unsrer Ankunft wurde ich in eine Pension gethan; ach, war mir's Anfangs so traurig unter fremden Leuten! Alles so trocken und unfreundlich. Die Gouvernanten schrieen Einen an, die Mädchen spotteten, und ich war so scheu. Nun gar diese peinliche Strenge: für Jedes vorgeschriebene Stunden, gemeinschaftliche Tafel, langweilige Lehrer, Alles das quälte und marterte mich anfangs, ich konnte auch gar nicht schlafen; oft weinte ich die ganze Nacht, die lange, finstre, kalte Nacht. Des Abends pflegte ich all die Lectionen zu wiederholen, ich saß über meinem Gesprächbuch oder den Vokabeln, rührte mich nicht und dachte nur an das liebe Eckchen zu Hause, an Vater und Mutter, an meine alte Wärterin, an ihre Märchen . . . ach, ich verging vor Wehmuth. An das unbedeutendste Ding zu Hause erinnerte ich mich mit Vergnügen; ich dachte mir: wie schön wär's jetzt zu Hause, ich säß' in dem kleinen Zimmerchen vor der Theemaschine zusammen mit den Unsrigen, da wär's so warm, so hübsch, so traulich, wie würd' ich jetzt meine Mutter umarmen, wie fest, wie heiß! So sann ich und fing an zu weinen vor Sehnsucht. Die Vokabeln wollten mir gar nicht in den Kopf, während ich die Thränen verschluckte. Ich lernte die Lection zu morgen nicht; die ganze Nacht träumte mir von den Lehrern, der Lehrerin, den Mädchen, die ganze Nacht wiederholte ich im Traum die Lection, und den andern Morgen wußte ich nichts. Nun wurde ich bestraft, mußte hinknien, bekam nur Eine Speise. Ich war immer recht betrübt und langweilig. Anfangs lachten alle Mädchen über mich, neckten mich, machten mich irre, wenn ich die Lection hersagte, zupften mich, wenn wir reihenweise zur Tafel oder zum Thee gingen und verklagten mich bei der Gouvernante um nichts. Dafür aber, welche Seligkeit, wenn Sonnabend Abends die Wärterin mich nach Hause holte! Außer mir vor Entzücken pflegte ich die gute Alte zu umarmen. Sie kleidete mich an, hüllte mich ein, konnte auf dem Wege mir gar nicht nachkommen, und ich schwatzte und schwatzte und erzählte ihr in einem fort. Nach Hause kam ich munter, hoch-

Digitized by Google

erfreut und umarmte die Meinigen so fest, wie wenn ich sie zehn Jahre nicht gesehen. Nun wurde gefragt, gesprochen, erzählt. Alles grüßte und küßte ich, lachte laut und sprang und lief herum. Der Vater begann ein ernstes Gespräch mit mir über die Lehrgegenstände, über unsere Lehrer, über das Französische, über L'Homond's Grammatik, und da waren wir Alle so froh und zufrieden. Noch jetzt denke ich mit Lust an jene Minuten. Dem Vater zu Gefallen, gab ich mir die größte Mühe, etwas zu lernen. Ich sah, wie er das Letzte für mich hingab und sich, Gott weiß wie, durchbrachte. Mit jedem Tage wurde er düstrer, unzufriedener, mürrischer, sein Charakter änderte sich ganz und gar. Die Geschäfte glückten nicht, Schulden gab's eine Menge. Oft getraute sich die Mutter nicht einmal zu weinen oder nur ein Wort zu sprechen, damit sie den Vater nicht erzürnte. Sie wurde ganz krank, sah immer elender aus und bekam einen abscheulichen Husten. Wenn ich aus der Pension nach Hause geholt wurde, fand ich lauter trübe Gesichter, meine Mutter weinte im Stillen, der Vater war böse. Nun folgten Vorwürfe und Strafpredigten. Der Vater sagte, er habe gar keine Freude an mir, er wende an mich sein Letztes, und noch immer spräche ich kein Französisch. Mit einem Worte, alles Mißlingen, alles Unglück, was er erfuhr, mußte ich und meine Mutter entgelten. Wie konnte er nur meine arme Mutter so quälen! Es zerriß mir das Herz, wenn ich sie ansah: ihre Wangen waren eingefallen, ihre Augen lagen so tief, ihr Gesicht hatte die Farbe einer Schwindsüchtigen. Am ärgsten gings über mich her; es fing immer mit Kleinigkeiten an, und nachher kam's, Gott weiß, zu was. Oft begriff ich nicht einmal, worum es sich handelte. Was kam da nicht Alles zur Sprache, was wurde da nicht Alles vorgebracht: das Französische und daß ich recht dumm sei, und daß die Direktrice ein nachlässiges, albernes Weib, daß sie für unsere Sittlichkeit nicht Sorge genug trage, daß der Vater noch immer keine Stelle finden könne, daß L'Homond's Grammatik nichts tauge, die von Noel sei weit besser, daß an mich umsonst so viel Geld verschwendet würde, daß ich wahrscheinlich ganz ohne Gefühl, wie ein Stein sei ... Mit einem Worte, ich Aermste quälte und mühte mich ab, die Gespräche und Vokabeln auswendig zu lernen, und doch lag Alles an mir, ich war an Allem schuld. Das geschah nicht etwa, weil mich der Vater nicht lieb hatte; sein ganzes Leben hing an meiner Mutter und mir, aber das war nun einmal seine Weise.

Sorgen, Kränkungen, Mißgeschick brachten meinen armen Vater auf's Aeußerste; er wurde mißtrauisch, gallig, war oft nahe daran, zu verzweifeln, vernachlässigte seine Gesundheit, zog sich eine Erkältung zu und auf einmal erkrankte er und verschied nach kurzem Leiden so schnell, so plötzlich, daß wir mehrere Tage hindurch von diesem Schlage gar nicht zur Besinnung kamen. Die Mutter war wie versteinert, ich fürchtete, sie würde den Verstand verlieren. Kaum war der Vater todt, so überliefen uns die Gläubiger schaaren-

Digitized by Google

weise. Wir gaben Alles hin, was wir hatten, auch unser Häuschen in der Petersburger Vorstadt, welches mein Vater ein halbes Jahr nach unserer Ankunft in Petersburg gekauft hatte, verkauften wir. Ich weiß nicht, wie wir mit dem Uebrigen fertig wurden, genug, wir blieben ohne Obdach, ohne Zuflucht, ohne Nahrung. Meine Mutter litt an einer verzehrenden Krankheit, Mittel zum Unterhalte hatten wir nicht; wir wußten nicht, wovon wir leben sollten, uns stand nichts als Untergang bevor. Ich hatte damals kaum mein vierzehntes Jahr zurückgelegt. Da fand sich Anna Fedorowna bei uns ein; sie erklärte wiederholt, sie sei die Wittwe eines gewissen Gutsbesitzers, und brachte heraus, daß sie eine Verwandte von uns. Meine Mutter sagte, sie wäre wirklich mit uns verwandt, aber sehr weitläufig. Bei Lebzeiten des Vaters kam sie nie zu uns. Jetzt erschien sie mit Thränen in den Augen, versicherte, daß sie großen Antheil an uns nähme, bezeigte ihr Beileid über unsere armselige Lage. Der Vater, setzte sie hinzu, sei übrigens selbst schuld gewesen, er habe nicht nach seinem Vermögen gelebt, immer zu hoch hinausgewollt und sich zuviel zugetraut. Sie äußerte den Wunsch, in ein näheres Verhältniß mit uns zu treten, bat, daß wir alle gegenseitigen Mißhelligkeiten vergessen möchten, und als ihr meine Mutter versicherte, sie habe nie etwas gegen sie gehabt, fing sie zu weinen an, nahm meine Mutter mit in die Kirche und ließ eine Todtenmesse für den „guten Engel" lesen, wie sie meinen Vater nannte. Hierauf schloß sie feierlich Freundschaft mit meiner Mutter.

Nach langer Einleitung und weitläufiger Vorrede stellte uns Anna Fedorowna in grellen Farben unsere Armuth, unser verwaistes, hoffnungsloses, hülfloses Leben dar und forderte uns auf, wie sie sich ausdrückte, bei ihr eine Zuflucht anzunehmen. Meine Mutter dankte ihr, konnte sich aber lange nicht entschließen. Allein es blieb uns nichts übrig, und wir wußten nicht, wie wir es anders machen wollten. Da erklärte sie endlich der Anna Fedorowna, daß sie ihr Anerbieten dankbar annähme. Ich erinnere mich noch an jenen Morgen, als wir aus der Petersburger Vorstadt nach der Wassili-Insel zogen. Es war ein klarer, trockner, frostiger Herbstmorgen; meine Mutter weinte, mir war schrecklich weh, die Brust wollte mir springen, es quälte mich eine unerklärliche, fürchterliche Angst . . . Das war eine schwere, schwere Zeit . . .

II.

Anfangs, so lange meine Mutter und ich uns in unsrer neuen Behausung einlebten, war es uns Beiden recht unheimlich bei Anna Fedorowna. Diese bewohnte ihr eignes Haus, das im Ganzen aus fünf saubern Stuben bestand; drei hatte sie selbst inne, nebst ihrer Pflegetochter Alexandra, einem elternlosen Mädchen, das meine Cousine war. Von den übrigen zwei

Digitized by Google

Zimmern bewohnten wir eines, und das anstoßende ein armer Student, Pokrowsky, den Anna Fedorowna in's Haus genommen. Anna Fedorowna lebte recht gut, reicher, als man hätte denken sollen; allein ihre Vermögensumstände waren so räthselhaft, wie ihr Geschäft. Sie hatte immer viel zu thun, zu besorgen, fuhr mehrere Male des Tages aus; was sie aber machte, wofür sie sorgte, das konnte ich durchaus nicht errathen. Sie hatte zahlreiche und verschiedenartige Bekannte, erhielt in einem fort Besuche, Gott weiß, von was für Leuten. Alle kamen in irgend einer Angelegenheit und nur auf einen Augenblick. Die Mutter führte mich jedesmal, wenn es klingelte, auf unser Zimmer; Anna Fedorowna nahm das meiner Mutter ungeheuer übel und wiederholte unaufhörlich, wir wären doch gar zu stolz geworden, weit über unser Vermögen: ja, wenn wir noch irgend eine Ursache dazu hätten! Ganze Stunden schwieg sie nicht still. Ich konnte damals diese Vorwürfe nicht begreifen, auch habe ich jetzt erst erfahren, oder errathe wenigstens, warum meine Mutter sich nicht entschließen konnte, bei Anna Fedorowna zu wohnen. Es war ein böses Weib, diese Anna Fedorowna. Sie quälte uns unablässig. Bis auf den heutigen Tag ist es mir ein Geheimniß, weshalb sie uns zu sich einlud. Anfangs war sie recht freundlich gegen uns, später aber zeigte sie sich ganz in ihrem wahren Charakter, als sie sah, daß wir ihr zu nichts nutzten und nirgends hin konnten. In der Folge änderte sie ihr Benehmen gegen mich; sie wurde so freundlich, sie schmeichelte mir fast, und das recht plump. Früher aber litt ich gleichermaßen wie meine Mutter. Jeden Augenblick machte sie uns Vorwürfe, und mahnte uns unaufhörlich an ihre Wohlthaten. Andern Leuten stellte sie uns als ihre armen Verwandten vor: eine Wittwe und Waise, die sie aus Gnade, aus christlicher Liebe bei sich aufgenommen. Bei Tische folgte sie mit den Blicken jedem Bissen, den wir zu uns nahmen, und aßen wir nicht, so ging das Zanken wieder los: es wär' uns wohl nicht gut genug, wir wären unzufrieden. Ihr müßt fürlieb nehmen, sagte sie, ich gebe, was ich habe; wenn Ihr's besser haben könnt, meinetwegen. Meinen Vater schmähete sie jeden Augenblick: er habe es allen Andern vorausthun wollen und sei am übelsten weggekommen; seine Frau und seine Tochter müßten betteln, und wenn sich nicht eine wohlthätige Verwandte, eine christliche Seele gefunden, so wäre ihnen weiß Gott nichts übrig geblieben, als auf der Straße zu verhungern. Was sprach sie nicht noch Alles! Es war nicht so kränkend, als widerwärtig, sie zu hören. Meine Mutter weinte immerfort; Tag für Tag verschlimmerte sich ihr Befinden, sie schwand zusehends hin, und doch arbeitete sie mit mir vom Morgen bis zum Abend. Wir hatten Bestellungen abzuliefern: wir näheten, was der Anna Fedorowna gar nicht gefiel. Sie sagte immer, in ihrem Hause sei kein Putzgeschäft. Aber wir mußten uns ja kleiden, wir mußten für unvorhergesehene Ausgaben Etwas zurücklegen, wir mußten durchaus etwas Geld haben; wir sparten für jeden Fall, in der Hoffnung, daß es uns mit der Zeit doch

Digitized by Google

möglich würde, eine andre Wohnung zu beziehen. Aber meine Mutter verlor ihre letzten Kräfte an der Arbeit; tagtäglich wurde sie schwächer, die Krankheit zernagte wie ein giftiger Wurm sichtlich ihr Leben und brachte sie dem Grabe nah. Ich sah Alles, fühlte Alles, litt Alles durch, ich hatte das Alles vor Augen.

Tag auf Tag verging und einer gleich dem andern. Wir lebten so still, wie außer der Stadt. Anna Fedorowna gab sich nach und nach zufrieden, je mehr sie sich ihrer ganzen Macht bewußt ward. Uebrigens fiel es Niemandem ein, sie ihr zu bestreiten. Wir in unserm Stübchen waren durch den Korridor von ihr getrennt, und neben uns, wie gesagt, wohnte Pokrowsky. Er lehrte der kleinen Alexandra Französisch und Deutsch, Geschichte, Geographie, „alle nur mögliche Wissenschaften", wie Anna Fedorowna sich ausdrückte. Dafür bekam er Wohnung und Kost. Alexandra war ein ungemein gelehriges Kind, aber muthwillig und ausgelassen. Sie ging damals ins dreizehnte Jahr. Anna Fedorowna machte meiner Mutter bemerklich, daß es nicht übel wäre, wenn auch ich noch etwas lernte, da ich in der Pension nicht ausgelernt. Mit Freuden willigte meine Mutter ein, und ich nahm ein ganzes Jahr zusammen mit Alexandra bei Pokrowsky Unterricht. Pokrowsky war ein armer, sehr armer junger Mann, seine Gesundheit erlaubte ihm nicht, anhaltend zu studiren, und wir waren nur so gewohnt, ihn Student zu nennen. Er lebte still, bescheiden für sich hin, so daß man selbst in unserm Zimmer ihn nicht hörte. In seinem Aeußern hatte er etwas Wunderliches: er ging ungeschickt, grüßte unbeholfen, sprach so eigenthümlich, ich konnte ihn anfangs nicht ohne Lachen ansehen. Alexandra trieb unaufhörlich ihren Muthwillen mit ihm, besonders in den Unterrichtsstunden. Er war obendrein von äußerst reizbarem Charakter, gerieth über jede Kleinigkeit außer sich, wurde gleich böse, schrie uns an, verklagte uns und ging oft, ohne die Lektion zu beenden, erzürnt auf sein Zimmer. Hier saß er ganze Tage über Büchern; er hatte deren viel, und kostbare und seltene Bücher. Er ertheilte noch hie und da Unterricht, und das wenige Geld, das er dafür bekam, gab er sogleich für Bücher hin.

Mit der Zeit lernte ich ihn besser, näher kennen. Es war ein herzvoller, vortrefflicher Mensch, der edelste, der mir je begegnet. Meine Mutter achtete ihn sehr. Später wurde er mir der liebste Freund — natürlich nächst meiner Mutter.

Anfangs theilte ich großes Mädchen den Muthwillen Alexandra's. Ganze Stunden pflegten wir uns den Kopf zu zerbrechen, wie wir ihn reizen und aus der Geduld bringen könnten. Sein Zürnen war ungeheuer lächerlich, und uns machte das ungemeinen Spaß (ich schäme mich jetzt sogar daran zu denken). Einmal reizten wir ihn fast bis zu Thränen, und ich vernahm deutlich, wie er vor sich hinflüsterte: „Böse Kinder!" Ich ward plötzlich bestürzt, ich war beschämt, und es that mir bitterlich leid um ihn. Ich

Digitized by Google

erinnere mich, daß ich bis über die Ohren roth wurde und fast mit Thränen in den Augen ihn bat, sich zu beruhigen, sich über unsern thörichten Muthwillen nicht zu kränken. Er aber schlug das Buch zu und entfernte sich auf sein Zimmer. Ich konnte den Gedanken nicht ertragen, daß wir Kinder durch unsre Bosheit ihn zum Weinen gebracht: wir hatten es also darauf angelegt, wir hatten also das gewollt, es war uns also geglückt, ihm den Rest von Geduld zu entreißen. Die ganze Woche schlief ich nicht vor Aerger und Betrübniß. Man sagt, daß Reue die Seele erleichtere; im Gegentheil, in meinen Kummer mischte sich, ich weiß nicht wie, auch etwas Eigenliebe: ich wollte nicht, daß er mich für ein Kind hielte, ich war ja schon fünfzehn Jahre alt.

Von dem Tage an quälte ich meine Einbildung in tausend Plänen ab, wie ich Pokrowsky eine andere Meinung von mir beibringen könnte; aber ich war noch zu schüchtern und ängstlich, ich konnte mich in meiner Lage zu nichts entschließen und beschränkte mich auf bloße Träumereien (Gott weiß, was für Träumereien!). Das Einzige war, daß ich und Alexandra unsere Streiche einstellten; er ärgerte sich nicht mehr über uns, aber für meine Eigenliebe war das nicht genug.

Jetzt will ich einige Worte von einem höchst wunderlichen und kuriosen Menschen sagen, dem allerkläglichsten, der mir je vorgekommen. Ich rede deshalb von ihm gerade an dieser Stelle meiner Erinnerungen, weil ich bis zu jenem Zeitpunkt fast keine Aufmerksamkeit auf ihn wandte.

In unserm Hause erschien bisweilen ein altes Männchen, klein, grauhaarig, schmuzig und schlecht gekleidet, dabei unbeholfen, plump, mit einem Worte, seltsam im äußersten Grade. Auf den ersten Blick hätte man denken mögen, er mache sich aus Etwas ein Gewissen, er schäme sich seiner selbst; er duckte sich und wand sich so eigen und geberdete sich so, daß man fast hätte glauben können, er sei nicht recht bei Verstande, worin man sich kaum geirrt hätte. Oft kam er zu uns und blieb im Hausflur an der Glasthür stehen, einzutreten wagte er nicht; traf er Jemand von uns, mich oder Alexandra, oder einen von den Dienern, den er freundlich gesinnt wußte, so winkte er uns gleich zu sich, machte verschiedene Zeichen, und erst wenn ihm zugenickt wurde oder wenn man ihn rief, woraus er verabredetermaßen schloß, daß kein Fremder zugegen und er eintreten könne, wenn er wolle, dann erst öffnete der Greis sachte die Thür, lächelte freudig, rieb sich die Hände und schlich auf den Zehen geradeswegs nach dem Zimmer Pokrowsky's. Es war dessen Vater.

Pokrowsky erzählte mir umständlich die ganze Geschichte des armen Alten. Er hatte einmal irgend wo gedient, und zwar, da er nicht die geringsten Fähigkeiten besaß, den allerunterſten und unbedeutendſten Posten eingenommen. Nachdem seine erste Frau (die Mutter des Studenten Pokrowsky) gestorben war, kam er auf den Gedanken, wieder zu heirathen und

Digitized by Google

vermählte sich mit einer armen Bürgerstochter. Die neue Frau kehrte im Hause das Oberste zu unterst, ließ Keinen seines Lebens froh werden, nahm Alle unter ihre Hände. Der Student Pokrowsky war damals noch ein Knabe von zehn Jahren. Die Stiefmutter warf einen Haß auf ihn; aber das Schicksal wollte dem kleinen Pokrowsky wohl. Der Gutsbesitzer, Herr von Bükow, ein Bekannter und ehedem ein Wohlthäter des alten Pokrowsky, nahm sich des Knaben an und brachte ihn in eine Lehranstalt. Seine Theilnahme für den Knaben rührte daher, weil er dessen verstorbene Mutter gekannt. Anna Fedorowna hatte sie erzogen und dem alten Pokrowsky zur Frau gegeben. Herr v. Bükow war ein sehr intimer Freund der Anna Fedorowna und hatte in einem Zuge von Großmuth der Braut fünftausend Rubel zur Aussteuer geschenkt. Wo dies Geld hingekommen, weiß ich nicht. Mir hat dies Alles Anna Fedorowna erzählt. Der junge Pokrowsky selbst aber sprach ungern von seinen Familienverhältnissen. Seine Mutter soll recht hübsch gewesen sein, und um so seltsamer finde ich es, daß sie eine so unglückliche Partie machte, sich mit einem so unbedeutenden Menschen verband. Sie starb jung, vier Jahre nach ihrer Verheirathung.

Der junge Pokrowsky kam auf's Gymnasium und dann auf die Universität. Herr von Bükow, der öfter in Petersburg war, blieb auch hier sein Gönner, aber bei seiner angegriffenen Gesundheit konnte Pokrowsky die Studien auf der Universität nicht fortsetzen. Herr von Bükow machte ihn nun mit Anna Fedorowna bekannt, empfahl ihn angelegentlichst, und auf solche Weise kam der junge Pokrowsky zu ihr ins Haus, unter der Bedingung, daß er Alexandra in Allem unterrichte, was verlangt würde.

Der alte Pokrowsky aber ergab sich aus Kummer über die Bosheit seiner Frau dem häßlichsten Laster und war fast nie in nüchternem Zustande. Seine Frau schlug ihn, jagte ihn in die Küche und brachte es so weit, daß er zuletzt sich an ihre Schläge und Mißhandlungen gewöhnte und nicht mehr darüber klagte. Er war noch nicht sehr alt, seine üble Neigung aber hatte ihn fast blödsinnig gemacht. Das einzige Lebenszeichen menschlich-edler Gefühle in ihm war die grenzenlose Liebe zum Sohne. Der junge Pokrowsky soll seiner verstorbnen Mutter geglichen haben, wie ein Tropfen Wasser dem andern. War es vielleicht die Erinnerung an seine erste, gute Frau, die im Herzen des verkommenen Alten diese maßlose Liebe zu ihm hervorrief? Der Mann konnte von nichts anderm sprechen, als von seinem Sohne, und besuchte ihn regelmäßig zweimal in der Woche. Oefter wagte er nicht zu kommen, weil dem jungen Prokrowsky die Besuche des Vaters zuwider waren. Ein Hauptfehler dieses sonst so edlen jungen Mannes war ohne Zweifel die Geringschätzung gegen seinen Vater. Uebrigens war der Alte in der That oft das unerträglichste Geschöpf von der Welt. Erstlich war er ungeheuer neugierig, zweitens störte er mit sinnlosen Fragen und Reden

Digitized by Google

den Sohn jeden Augenblick in ſeiner Arbeit, und endlich kam er bisweilen angetrunken zu ihm. Der Sohn gewöhnte nach und nach dem Alten die Neugierde und das unaufhörliche Plaudern ab und brachte es endlich dahin, daß ihm jener in Allem gehorchte, wie einem Orakel, und ohne ſeine Erlaubniß den Mund nicht zu öffnen wagte.

Der arme Alte konnte ſich über ſeinen Petinka, wie er den Sohn nannte, nicht genug freuen, ihn nicht genug bewundern. Wenn er zu ihm zu Beſuche kam, ſo ſah er immer ganz ſorgenvoll und ängſtlich aus, wahrſcheinlich aus Ungewißheit, wie ihn der Sohn aufnehmen würde, konnte ſich in der Regel lange nicht entſchließen, einzutreten, und bekam er mich zu Geſicht, ſo pflegte er zwanzig Minuten mich auszufragen: „Wie befindet ſich Petinka? Iſt er wohl? Wie iſt er geſtimmt? Beſchäftigt er ſich nicht mit etwas Wichtigem? Was macht er denn eigentlich? Schreibt er? Lieſt er? Denkt er über etwas nach?“ — Wenn ich ihm Muth zugeſprochen und ihn genugſam beruhigt, wagte es der Alte endlich einzutreten, und leiſe, leiſe, mit aller Behutſamkeit, öffnete er die Thür, ſteckte erſt bloß den Kopf hinein, und ſah er, daß der Sohn nicht böſe war und ihm nickte, ſo trat er ſacht ins Zimmer, nahm ſein Mäntelchen, ſeinen Hut ab (er hatte immer einen zerdrückten und zerlöcherten auf, mit zerriſſener Krämpe), hing Beides hin, und Alles das that er ſtill, kaum hörbar. Dann ſetzte er ſich behutſam auf einen Stuhl, verwandte kein Auge vom Sohne, folgte allen Bewegungen desſelben und ſuchte die Stimmung ſeines Petinka zu erforſchen. War der Sohn nun nicht ſo ganz aufgelegt, und der Alte merkte das, ſo erhob er ſich ſchnell von ſeinem Platze und meinte: „Lieber Petinka, ich will Dich nicht ſtören, ich kam nur auf ein Augenblickchen; ſiehſt Du, ich bin viel gegangen, und wie ich hier vorüberging, wollte ich ein wenig ausruhen.“ Darauf holte er ſtill, unterwürfig ſein Mäntelchen und ſeinen Hut, öffnete wieder leiſe die Thür und entfernte ſich mit erzwungenem Lächeln, um den in ſeiner Seele kochenden Schmerz zurückzuhalten, ihn ja dem Sohne nicht zu zeigen.

Geſchah es aber, daß dieſer ihn gut aufnahm, ſo war der Alte außer ſich vor Freude; auf ſeinem Geſicht, in ſeinem ganzen Weſen, in allen ſeinen Bewegungen äußerte ſich das lebhafteſte Vergnügen. Wenn der Sohn mit ihm ein Geſpräch anknüpfte, ſo richtete er ſich ein wenig vom Stuhle auf und antwortete leiſe, ehrfurchtsvoll, faſt mit Andacht, wobei er ſich ſtets Mühe gab, die gewählteſten Ausdrücke zu gebrauchen, was denn äußerſt lächerlich herauskam. Die Gabe der Rede war ihm verſagt, er gerieth immer in Verwirrung und wurde ängſtlich, wußte nicht, wo er ſeine Hände, wo er ſich ſelbſt hinthun ſollte, und flüſterte noch lange die Antwort vor ſich hin, wie wenn er ſie verbeſſern wollte. Gelang es ihm aber, ordentlich zu antworten, ſo putzte er an ſich herum, zog ſeine Weſte, ſein Halstuch, ſeinen Frack zurecht und nahm eine Miene von Selbſtgefühl an. Er faßte ſich

Digitized by Google

dermaßen ein Herz und sein Muth ging dann so weit, daß er leise vom Stuhle aufstand, sich dem Bücherbrett näherte, irgend ein Buch in die Hand nahm und sogar etwas darin las, es mochte nun sein, welches Buch es wollte. Alles dies that er mit scheinbar gleichgültiger und kalter Miene, als könne er immer so mit den Büchern seines Sohnes wirthschaften, als nähme ihn des Sohnes Freundlichkeit nicht Wunder. Aber ich sah einmal zufällig, wie der Arme erschrak, als ihn der junge Mann bat, seine Bücher nicht anzurühren, er wechselte die Farbe, gerieth in Hast, stellte das Buch verkehrt hin, dann wollte er's besser machen und stellte es mit dem Schnitt nach vorn, dann lächelte er und wurde krebsroth und wußte nicht, wie er nur sein Versehen gut machen sollte. Der junge Pokrowsky gewöhnte durch seine Ermahnungen dem Alten auch dessen üble Neigung ein wenig ab, und wenn er ihn dreimal hinter einander in nüchternem Zustande sah, so schenkte er beim nächsten Besuche ihm beim Abschied ein Fünfundzwanzig-Kopekenstück, einen halben Silberrubel und noch mehr. Ein andermal kaufte er ihm Stiefel, ein Halstuch, eine Weste. In seinen neuen Sachen blähete sich aber auch der Alte wie ein Hahn. Manchmal kam er auch zu uns, brachte mir und der kleinen Alexandra Vögelchen aus Pfefferkuchen, Aepfel und pflegte mit uns in einem fort von seinem Petinka zu reden. Er bat uns, wir möchten ja aufmerksam zuhören und fleißig sein. Petinka, sagte er, sei ein guter Sohn, ein musterhafter Sohn und obendrein ein gelehrter Sohn; dabei pflegte er so lächerlich mit dem linken Auge zu blinzeln, geberdete sich so spaßhaft, daß wir uns gar nicht halten konnten und laut über ihn lachten. Meine Mutter hatte ihn recht gern. Der Alte aber konnte Anna Fedorowna nicht leiden, obgleich er in ihrer Gegenwart nicht muckste und mäuschenstill war.

Bald hörte ich auf, bei Pokrowsky Unterricht zu nehmen. Er hielt mich nach wie vor für ein Kind, für ein muthwilliges Mädchen, ganz wie Alexandra. Mir that das sehr weh, da ich nach Kräften bemüht war, mein früheres Benehmen gut zu machen. Aber ich wurde nicht beachtet. Das reizte mich immer mehr. Außer den Unterrichtsstunden hatte ich fast nie mit Pokrowsky gesprochen und konnte es auch nicht; ich wurde roth, verlegen und nachher weinte ich in einer Ecke vor Verdruß.

Ich weiß nicht, womit das Alles geendet haben würde, wenn nicht ein seltsamer Umstand eine Annäherung zwischen uns herbeigeführt hätte. Eines Abends, als meine Mutter bei Anna Fedorowna saß, trat ich leise in Pokrowsky's Zimmer. Ich wußte, daß er nicht zu Hause war; wie ich auf den Gedanken kam, hineinzugehen, weiß ich wahrlich nicht. Bis dahin hatte ich nie zu ihm hineingeblickt, trotzdem, daß wir schon über ein Jahr neben einander wohnten.

Diesmal pochte mir das Herz so heftig, so laut, als wollte es aus der Brust springen. Ich sah mich mit einer eigenthümlichen Neugier rings um.

Digitized by Google

Das Stübchen Pokrowsky's war sehr ärmlich eingerichtet; es herrschte wenig Ordnung darin. Fünf lange an den Wänden befestigte Bretter waren voller Bücher, der Tisch und die Stühle mit Papieren bedeckt; nichts als Bücher und Papiere. Ein seltsamer Gedanke stieg in mir auf, und zugleich bemächtigte sich meiner ein unangenehmes Gefühl von Verdruß; es kam mir vor, als sei meine Freundschaft, mein liebendes Herz viel zu wenig für ihn. Er war gelehrt, ich war dumm, wußte nichts, hatte kein einziges Buch gelesen . . . Hier blickte ich neidisch auf die langen Brettchen, die unter den Büchern fast einbrachen. Aerger, Sehnsucht, ein gewisser Wahnsinn überwältigten mich: ich hätte gleich sämmtliche Bücher durchlesen mögen, und so schnell wie möglich. Ich weiß nicht, vielleicht glaubte ich, wenn ich das Alles gelernt hätte, was er wußte, würde ich seiner Zuneigung werther sein. Ich stürzte auf das erste Brett zu; ohne zu überlegen, ohne zu zaudern griff ich nach dem ersten Buche, das mir unter die Hände kam, einem alten bestäubten Bande, und erröthend, erbleichend, zitternd vor Angst und Aufregung schleppte ich das entwendete Buch fort, entschlossen, es in der Nacht beim Nachtlicht zu lesen, wenn die Mutter eingeschlafen sei.

Aber wie groß war mein Verdruß, als ich, in unser Zimmer kommend, hastig das Buch aufschlug und ein halb vermodertes, von den Würmern zerfressenes lateinisches Werk vor mir sah. Ich kehrte, ohne einen Augenblick zu verlieren, um. Schon war ich im Begriff, das Buch wieder hinzustellen, als sich im Corridor Geräusch und nahe Schritte hören ließen. Ich gerieth in Hast, beeilte mich, aber die abscheulichen Bücher waren so dicht zusammengepreßt, daß, als ich das eine herausgenommen, die andern sich von selbst ausbreiteten und fest an einander schlossen, so daß in der ganzen Reihe kein Raum mehr blieb. Ich hatte nicht Kraft genug, das Buch einzuklemmen; indessen stieß ich so heftig wie möglich an die Bücher. Der verrostete Nagel, an den das Brett befestigt war, und der auf diesen Augenblick nur gewartet zu haben schien, brach ab. Das eine Ende des Brettes fiel nieder, die Bücher stürzten geräuschvoll zu Boden. Jetzt ging die Thür auf, und Pokrowsky trat ins Zimmer.

Ich muß bemerken, daß er es nicht leiden konnte, wenn Jemand in seinen Sachen wirthschaftete; wehe Dem, der seine Bücher anrührte! Nun denke man sich meinen Schreck, als die Bücher, klein und groß, in allen nur vorhandenen Formaten, von jedwedem Umfang und jeder Stärke vom Brett herabstürzten, unter einander flogen, unter den Tisch, unter die Stühle, durchs ganze Zimmer polterten. Ich wollte fliehen, aber es war zu spät. Nun ist's aus, dachte ich, aus! Ich bin verloren, ich war muthwillig, wie ein zehnjähriges Kind, ich dummes Mädchen, ich albernes Geschöpf!

Pokrowsky wurde fürchterlich böse. „Das fehlte noch!" rief er, „wie schämen Sie sich nicht, solchen Muthwillen zu treiben? Wollen Sie denn gar nicht einmal aufhören?" Und nun eilte er selbst die Bücher auf-

Digitized by Google

zuheben. Ich bückte mich, um ihm zu helfen. „Es ist nicht nöthig, nicht nöthig!“ rief er, „Sie thun am besten, nicht hinzugehen, wohin Sie nicht gerufen werden.“ Doch hatte ihn meine unterwürfige Bewegung etwas erweicht, mit leiserer Stimme und von dem Recht eines früheren Lehrers Gebrauch machend, fuhr er in noch kürzlich gewohntem Lehrton fort: „Werden Sie doch endlich gelassener, besonnener, sehen Sie sich doch an. Sie sind ja kein Kind mehr, kein kleines Mädchen, Sie sind ja schon funfzehn Jahre alt.“ Hier wollte er sich wahrscheinlich überzeugen, ob es auch wahr sei, daß ich nicht mehr klein, warf einen Blick auf mich und wurde roth bis über die Ohren. Ich begriff ihn nicht, ich stand vor ihm und starrte ihn verwundert an. Er erhob sich, trat mit bestürzter Miene auf mich zu, ward schrecklich verwirrt, sagte mir Etwas, brachte, glaub' ich, irgend eine Entschuldigung vor, vielleicht weil er jetzt erst bemerkt hatte, daß ich schon ein erwachsenes Mädchen war. Endlich verstand ich ihn; ich weiß nicht, wie mir geschah, ich gerieth in Verwirrung, war außer mir, erröthete noch mehr als Pokrowsky, bedeckte das Gesicht mit beiden Händen und eilte aus dem Zimmer.

Drei Tage hindurch konnte ich ihn nicht ansehen; ich erröthete bis zum Weinen. Die seltsamsten, die lächerlichsten Ideen gingen mir im Kopf herum. Die wahnsinnigste war die, daß ich zu ihm hingehen wollte, ihn über das Vorgefallene aufzuklären, ihm Alles zu bekennen, Alles offen zu erzählen, ihn zu überzeugen, daß ich nicht wie ein albernes Kind gehandelt, sondern die beste Absicht hatte. Schon war ich ganz dazu entschlossen, aber ich hatte Gott Lob nicht Muth genug. Ich kann mir denken, was ich angerichtet haben würde.

Einige Tage darauf erkrankte meine Mutter schwer; sie hatte zwei Tage bereits das Bett hüten müssen, die dritte Nacht lag sie in Fieberhitze und redete irre. Ich hatte schon eine Nacht nicht geschlafen; ich wachte bei der Mutter, reichte ihr zu trinken und in den bestimmten Stunden die Arznei. Die Nacht darauf war ich ganz abgemattet, von Zeit zu Zeit überkam mich der Schlaf, es wurde mir grün vor den Augen, der Kopf drehte sich mir, ich war jeden Augenblick im Begriff umzufallen vor Erschöpfung, aber das leise Stöhnen meiner Mutter weckte mich, ich fuhr zusammen, erwachte auf einen Augenblick, worauf der Schlummer mich wieder überwältigte; ich quälte mich ab, konnte mich nicht mehr deutlich erinnern, aber so viel weiß ich, irgend ein furchtbares Gesicht, ein schrecklicher Traum befiel meinen verstörten Geist in den peinlichen Augenblicken des Kampfes zwischen Schlaf und Wachen. Entsetzt fuhr ich auf: im Zimmer war's dunkel, das Nachtlicht erlosch, Lichtstreifen zogen sich plötzlich durchs ganze Zimmer, bald strichen sie kaum merklich an der Wand hin, bald verloren sie sich ganz; mir wurde bange, Schreck erfaßte mich. Meine Phantasie war von den fürchterlichen Träumen noch erregt, die Angst preßte mir das Herz zusammen; ich sprang vom Stuhle auf und stieß in qualvoller,

Digitized by Google

drückender Empfindung unwillkürlich einen Schrei aus. Da öffnete sich die Thür, und Pokrowsky trat zu uns ins Zimmer. Ich erinnere mich nur, daß ich auf seinen Armen wieder zu mir kam; er ließ mich behutsam in einen Sessel nieder, reichte mir ein Glas Wasser und überschüttete mich mit Fragen. Ich weiß nicht mehr, was ich ihm antwortete. „Sie sind krank, Sie sind selbst recht krank," sagte er, mich bei der Hand fassend, „Sie haben Hitze. Sie bringen sich um, Sie schonen Ihre Gesundheit nicht; beruhigen Sie sich doch, legen Sie sich hin, ich werde Sie in zwei Stunden wecken. Ruhen Sie doch ein wenig aus, legen Sie sich nieder!" fuhr er fort, ohne mich zu Worte kommen zu lassen. Die Müdigkeit nahm mir die letzten Kräfte; die Augen fielen mir zu, ich lehnte mich in den Sessel, fest entschlossen, nur auf eine halbe Stunde einzuschlafen, und schlief bis zum Morgen. Pokrowsky weckte mich erst, als es Zeit war, meiner Mutter die Arznei zu reichen.

Den folgenden Abend, als ich nach einiger Ruhe am Tage, mich anschickte, wieder am Bett der Mutter zu wachen, und mir fest vornahm, diesmal nicht einzuschlummern, pochte um elf Uhr Pokrowsky an unsre Thür; ich machte ihm auf. „Es muß Ihnen langweilig sein, so allein zu sitzen," sagte er mir, „da haben Sie ein Buch, nehmen Sie's nur, es wird Sie ein wenig zerstreuen." Ich nahm es; ich weiß nicht mehr, was es für ein Buch war; ich habe wohl damals auch kaum einen Blick hineingethan, obgleich ich die ganze Nacht nicht schlief. Eine seltsame innere Aufregung ließ mich nicht schlafen, ich konnte nicht an einer Stelle sitzen bleiben; mehrere Male erhob ich mich und ging im Zimmer auf und ab. Ein gewisses inneres Wohlgefühl ergoß sich durch mein ganzes Wesen; mich erfreute so sehr die Aufmerksamkeit Pokrowsky's, ich war stolz darauf, daß er sich um mich beunruhigte, für mich sorgte. Die ganze Nacht gab ich mich allerlei Gedanken und Träumereien hin. Pokrowsky kam nicht mehr herein, ich wußte auch, daß er nicht mehr kommen würde, und beschäftigte mich mit dem nächsten Abend.

Den Abend darauf, als im Hause schon Alle sich zur Ruhe begeben, öffnete Pokrowsky die Thüre seines Zimmers, und an der Schwelle stehend fing er ein Gespräch mit mir an. Was wir damals einander gesagt, davon weiß ich jetzt kein Wort mehr; ich erinnere mich nur, daß ich ängstlich und verlegen war, mich über mich selbst ärgerte, mit Ungeduld dem Ende des Gesprächs entgegensah, obgleich ich es mit ganzer Seele wünschte, den Tag über nur daran gedacht, meine Fragen und Antworten vorbereitet hatte. — Seit dem Abend entspann sich zuerst unser Freundschaftsverhältniß. So lange die Krankheit meiner Mutter dauerte, brachten wir jede Nacht einige Stunden beisammen zu. Nach und nach bezwang ich meine Schüchternheit, obgleich ich nach jedem unsrer Gespräche noch immer Ursache fand, mich über etwas an mir zu ärgern.

Digitized by Google

Uebrigens sah ich mit geheimer Freude, mit stolzem Vergnügen, daß er über mich seine unausstehlichen Bücher vergaß. Zufällig kamen wir einmal im Scherz auf das Herabfallen derselben zu reden. Es war ein eigener Moment; ich ging in meiner Offenheit fast zu weit, eine merkwürdige Glut und Begeisterung riß mich hin, ich bekannte ihm Alles: wie ich hatte lernen wollen, um Etwas zu wissen, wie es mich ärgerte, daß ich für ein kleines Mädchen, für ein Kind gehalten wurde — wie gesagt, ich war in einer höchst merkwürdigen Stimmung. Das Herz zerfloß mir, in meinen Augen standen Thränen, ich konnte Nichts bergen, ich sprach von Allem, Allem: von meiner Zuneigung zu ihm, von meinem Drange, ihn recht zu lieben, mit ihm ein gemeinsames Herzensleben zu führen, ihn zu erfreuen, zu beruhigen. Er sah mich seltsam an, verlegen, staunend und sprach kein Wort. Da wurde mir auf einmal so fürchterlich weh und traurig und bange zu Muthe; ich glaubte mich von ihm nicht verstanden, glaubte, daß er mich vielleicht auslachte; ich konnte mich nicht halten und fing zu weinen an, wie ein Kind; ich war förmlich wie in einem krankhaften Anfall. Da faßte er meine Hände, küßte sie, drückte sie an sein Herz, und sprach mir tröstend zu. Er war tief ergriffen. Ich erinnere mich nicht, was er sagte; aber ich weinte und lachte und weinte wieder, ich konnte vor Freude kein Wort hervorbringen. Indessen bemerkte ich trotz meiner Aufregung, daß Pokrowsky doch noch eine gewisse Verlegenheit und Gezwungenheit zurückbehielt; ich glaube, er war zu sehr verwundert über mein Entzücken, über meine Hingerissenheit, über meine so plötzliche, so warme, glühende Neigung; vielleicht war ihm das Alles erst zu merkwürdig. Später aber schwand seine Unentschlossenheit, und mit ebenso offenem aufrichtigem Gefühl, wie ich, nahm er meine Zuneigung, meine freundlichen Worte, meine Theilnahme auf und erwiederte sie mit gleicher Herzlichkeit, mit der hingebendsten Freundschaft, mit brüderlicher Liebe. Mir war so wohl, so warm um's Herz, ich verhehlte, ich barg nichts; er sah dies Alles, merkte Alles und schloß sich mit jedem Tage mehr und mehr an mich.

Wovon sprachen wir da nicht in jenen zugleich schmerzlichen und heißen Stunden des Beisammenseins, in der Nacht beim zitternden Scheine des Lämpchens und fast dicht am Bette meiner armen kranken Mutter! Alles, was uns in den Sinn kam, was sich aus dem Herzen rang, Alles mußten wir uns sagen, und fast waren wir glücklich. — Ach ja, es war eine traurige und doch auch freudige Zeit!

Meine Mutter genas; aber ich blieb die Nächte noch immer an ihrem Bette sitzen. Pokrowsky brachte mir oft Bücher; ich las, erst nur damit ich nicht einschliefe, dann aber aufmerksam, mit Begierde. Mir eröffnete sich plötzlich viel Neues, bis dahin Unbekanntes und Fremdes; neue Ideen, neue Eindrücke überströmten auf einmal mein Herz, und je mehr sie mich erregten, überraschten, je mehr Anstrengung sie mir kosteten, desto lieber wurden

Digitized by Google

sie mir, desto wohlthuender erschütterten sie meine ganze Seele; sie drängten sich mit einem Male in mein Innerstes, und ließen mir keine Ruhe. Ein seltsames Chaos regte mein ganzes Wesen auf; gleichwohl vermochte diese Geistesanstrengung mich nicht ganz zu erschöpfen. Ich war viel zu träumerisch, und das rettete mich.

Als die Krankheit meiner Mutter vorüber war, hatten unsre abendlichen Zusammenkünfte und langen Unterhaltungen ein Ende. Wir konnten nur dann und wann ein paar Worte mit einander wechseln, mitunter geringfügige und nichtssagende Worte; aber es war mir eine Lust, Allem eine besondere Bedeutung, einen besondern Werth beizulegen. Mein Leben war voll, ich war beruhigt, ich war glücklich. So vergingen mehrere Wochen. —

Einmal kam der alte Pokrowsky zu uns herein. Er plauderte mit uns lange, war ungewöhnlich heiter, herzhaft und gesprächig, lachte, witzelte auf seine Weise und zuletzt löste er das Räthsel seines Entzückens und theilte uns mit, daß über acht Tage seines Petinka Geburtstag sei, daß er bei dieser Gelegenheit jedenfalls den Sohn besuchen würde; er wolle dann eine neue Weste anziehen, und seine Frau habe versprochen, ihm neue Stiefel zu kaufen. Mit einem Worte, der Alte war über die Maßen glücklich und plauderte über Alles, was ihm einfiel.

Sein Geburtstag also! Das ließ mir Tag und Nacht keine Ruhe. Ich war durchaus entschlossen, Pokrowsky ein Liebeszeichen zu geben und ihm irgend Etwas zum Geschenk zu machen. Aber was? Endlich kam ich auf die Idee, ihm Bücher zu schenken. Ich wußte, daß er sich die neue Gesammtausgabe von Puschkin's Werken wünschte, und beschloß diese zu kaufen. Meine ganze Kasse bestand aus dreißig Rubeln, die ich mir durch meine Arbeit verdient. Ich hatte dies Geld für ein neues Kleid bestimmt. Gleich schickte ich unsre Köchin, die alte Marie, zu erfahren, was der ganze Puschkin koste. O weh! der Preis aller elf Bände, den Einband mit eingerechnet, betrug mindestens sechzig Rubel. Wo das Geld hernehmen? Ich sann und sann, und wußte nicht, wie ich's anfangen sollte. Von der Mutter wollte ich mir keins erbitten. Meine Mutter hätte mir's gewiß gern gegeben; aber dann hätten's alle Leute im Hause erfahren, und das Geschenk hätte wie eine Belohnung ausgesehen für Pokrowsky's Bemühungen während eines ganzen Jahres. Ich wollte ihm ganz allein im Stillen Etwas schenken. Für seine Bemühungen aber wollte ich stets in seiner Schuld bleiben, ihn dafür mit nichts Anderem, als meiner Freundschaft belohnen. Endlich fiel mir ein Ausweg ein.

Ich wußte, daß die Antiquare in der Kaufhalle oft neue, nur wenig gebrauchte Bücher zur Hälfte des Preises verkaufen, wenn man mit ihnen handeln kann. Ich mußte durchaus nach der Kaufhalle. Das machte sich auch. Schon den andern Tag hatten wir sowohl als Anna Fedorowna

Digitized by Google

etwas einzukaufen. Meine Mutter fühlte sich nicht recht wohl, Anna Fedorowna hatte glücklicher Weise keine Lust. Da wurde denn mir der Auftrag gegeben, und ich ging zusammen mit Marien hin.

Zum Glück fand ich sehr bald eine Ausgabe von Puschkin's Werken, und zwar in recht schönem Einband. Ich handelte recht. Erst wurde mir noch mehr als in den Buchhandlungen abverlangt; nach vieler Mühe aber, wobei ich einige Male fortging, brachte ich den Verkäufer endlich dahin, daß er seine Forderung auf 35 Rubel ermäßigte. Welche Lust war mir's, zu handeln! Die gute Marie konnte nicht begreifen, was mir geschehen, und wie ich auf den Einfall kam, so viele Bücher zu kaufen. Aber, ach, mein ganzes Kapital betrug ja nur 30 Rubel, und der Kaufmann wollte durchaus Nichts mehr ablassen. Ich drang in ihn, und bat und bat so lange, bis ich ihn endlich doch erbat. Noch dritthalb Rubel ließ er nach, wobei er hoch und theuer schwur, daß er's nur mir zu Gefallen thue, weil ich ein so hübsches Mädchen; einem Andern würde er Nichts nachlassen. Noch fehlten mir dritthalb Rubel! Ich hätte weinen mögen vor Verdruß. Aber ein ganz unerwarteter Umstand half mir plötzlich aus der Noth. Nicht weit von mir erblickte ich an einem andern Büchertisch den alten Pokrowsky. Um ihn drängten sich vier oder fünf Antiquare; sie hetzten ihn förmlich ab und machten ihn ganz irre. Jeder bot ihm seine Waare an, und, was wurde ihm da nicht Alles angeboten, und was wollte er da nicht Alles kaufen! Der arme Alte stand unter ihnen wie vor den Kopf geschlagen und wußte nicht, was er von Allem nehmen sollte. Ich trat zu ihm hin und fragte, was er da mache. Der Alte war hocherfreut, mich zu sehen; er liebte mich über die Maßen, vielleicht nicht minder als seinen Petinka. „Ich will Büchelchen kaufen, Barbara Alexewna," antwortete er mir. „Bücher für meinen Petinka. Es ist ja bald sein Geburtstag, und er hat Bücher so gern, darum will ich ihm welche kaufen." — Der Alte drückte sich immer komisch aus und jetzt war er obendrein in der schrecklichsten Verlegenheit. Wonach er immer fragte, Alles kam ein, zwei, drei Silberrubel; nach großen Büchern wollte er gar nicht mehr fragen, er betrachtete sie nur neidisch, blätterte ein wenig in ihnen, und stellte sie wieder hin. „Nein, nein, das ist zu theuer, viel zu theuer," sagte er halblaut, „da nehm' ich lieber Etwas von diesen hier —" und nun suchte er unter dünnen Brochuren, Almanachen, Liederbüchern; das war alles recht billig. „Aber warum wollen Sie denn das kaufen?" fragte ich ihn: „das ist ja Alles nichtsnutziges Zeug." — „Ach nein," entgegnete er, „nein, sehen Sie doch nur her, das sind gar hübsche Bücher; die Büchlein hier sind ja wunderhübsch." Die letzten Worte sprach er in so kläglich singendem Tone, daß ich glaubte, er wolle weinen vor Verdruß, weil die guten Bücher so theuer waren. Mir war es wirklich, als sähe ich schon eine Thräne auf sein bleiches Gesicht und seine rothe Nase fallen. Ich fragte ihn, wie viel er Geld habe. „Hier," sagte

Digitized by Google

er, und langte sein ganzes Geld heraus, das er in einen schmuzigen Maculaturbogen eingewickelt. „Hier, einen halben Silberrubel, zwei Zwanzigkopekenstücke und dann noch einiges Kupfer.“ Ich zog ihn sogleich zu meinem Antiquar. „Sehen Sie, das sind elf prächtige Bände,“ sagte ich, „die kosten allesammt zweiunddreißig und einen halben Rubel; dreißig habe ich, legen Sie dritthalb Rubel dazu, so kaufen wir alle diese Bücher und schenken sie ihm zusammen.“ Der Alte war außer sich vor Freude, schüttete sein ganzes Geld hin, und der Antiquar lud ihm unsre gemeinschaftliche Bibliothek auf. Mein Alterchen stopfte sich alle Taschen voll Bücher, nahm welche in beide Hände, unter den Arm und trug Alles nach Hause, nachdem er mir versprochen, den andern Tag sämmtliche Bücher im Stillen zu mir zu bringen.

Tags darauf besuchte der Alte seinen Sohn, blieb gewohnter Weise ein Stündchen bei ihm, kam dann zu uns und setzte sich zu mir mit einer höchst komischen geheimnißvollen Miene. Erst lächelte er, rieb sich die Hände vor stolzem Vergnügen, im Besitz irgend eines Geheimnisses zu sein und theilte mir mit, er habe die Bücher alle unbemerkt zu uns herübergebracht, sie stünden in der Küche in einer Ecke, unter dem Schutze der alten Marie. Natürlicher Weise kam die Rede sodann auf das Fest; der Alte ließ sich darüber aus, wie wir unser Geschenk machen würden, und je mehr er in seinen Gegenstand sich vertiefte, je mehr er davon sprach, desto bemerklicher wurde es mir, daß er Etwas auf dem Herzen habe, worüber es ihm schwer werde, sich auszusprechen, was er vorzubringen nicht den Muth, ja sogar Furcht hatte. Ich wartete immer und schwieg. Das geheime Vergnügen, was ich sonst empfand, daß es mir so leicht wurde, aus seinen wunderlichen Manieren, seinen Geberden, seinem Winken und Blinzeln Alles herauszulesen, verließ mich. Er wurde jeden Augenblick unruhiger und bekümmerter; endlich hielt er's nicht mehr aus. „Hören Sie,“ begann er ängstlich, halblaut, „wissen Sie was, Barbara Alexewna?“ Der Alte war schrecklich verlegen. „Sehen Sie, wenn sein Geburtstag kommt, so nehmen Sie zehn Bände und schenken die ihm selbst, das heißt, für sich allein, Ihrerseits, und ich nehme den elften und schenke ihn für mich, das heißt meinerseits. Sehen Sie, dann werden Sie Ihr besonderes und ich mein besonderes Geschenk machen; wir werden dann Beide was zu schenken haben.“ Hier gerieth der Alte in Verwirrung und schwieg. Ich sah ihn an; er erwartete ängstlich meinen Ausspruch. „Warum wollen Sie denn nicht, daß wir ihn zusammen beschenken?“ — „Ja, Barbara Alexewna, ja — weil ich, ich meine nur —“ Mit einem Wort, der Alte wußte sich gar nicht zu fassen, wurde roth, blieb stecken und konnte sich nicht von der Stelle rühren.

„Sehen Sie,“ erklärte er sich endlich, „ich, Barbara Alexewna, schweife zuweilen aus, d. h. ich muß Ihnen sagen, ich thue das eigentlich zu oft, und mache, was nicht recht ist, d. h., wissen Sie, manchmal ists draußen

Digitized by Google

so grimmig kalt, auch giebt's manchmal so viel Unannehmlichkeiten; wenn ich so recht traurig bin, oder wenn mir was Widerwärtiges begegnet, so kann ich mich bisweilen nicht halten, und lasse mich hinreißen und trinke eins, und trinke manchmal zu viel. Mein Peterchen sieht das sehr ungern. Wissen Sie, Barbara Alexewna, er ist darüber recht böse, zankt mich aus und liest mir die Moral. Darum möcht' ich ihm gern durch mein Geschenk beweisen, daß ich mich bessere und mich ordentlich aufführe. Da wird er dann sehen, daß ich mir Geld gesammelt, um ihm ein Buch zu kaufen, daß ich lange gespart; denn ich habe fast nie Geld, wenn mir nicht Peterchen Etwas giebt. Er weiß das, folglich wird er den Gebrauch meines Geldes ersehen und wird wissen, daß ich Alles das um seinetwillen allein thue."

Der Alte dauerte mich ungemein. Ich besann mich nicht lange. Er sah mich unruhig an. „Hören Sie," sagte ich zu ihm, „schenken Sie ihm alle." — „Wie denn, alle? Sie meinen, die Bücher?" — „Nun ja, alle Bände" — „Als von mir?" — „Ja wohl, von Ihnen." — „Von mir allein? d. h. in meinem Namen?" — „Nun ja, in Ihrem Namen." — Ich glaube, ich drückte mich recht deutlich aus, aber der Alte konnte mich lange nicht verstehen.

„Ja," sagte er nachdenklich, „das wäre wohl hübsch, das wäre sehr, sehr schön, aber wie machen Sie's denn, Barbara Alexewna?" — „Nun, ich schenke ihm gar nichts." — „Was," rief der Alte fast erschrocken, „Sie geben dem Petinka nichts, Sie wollen ihm gar nichts schenken?" Der Alte erschrak ernstlich; er schien in diesem Augenblicke geneigt, seinen Vorschlag ganz zurückzunehmen, damit ich nur auch seinen Sohn beschenken könnte. Es war ein guter Mensch, dieser Alte. Ich versicherte ihm, daß ich wohl gern etwas schenken möchte, aber ich wollte ihn nicht um das Vergnügen bringen. „Wenn Ihr Sohn zufrieden ist," setzte ich hinzu, „so werden Sie sich freuen, und ich werde mich auch freuen. Denn bei mir im Stillen, in meinem Herzen, wird es mir so sein, als hätte ich ihn beschenkt." Das beruhigte den Alten vollkommen. Er blieb noch zwei Stunden bei uns, konnte aber nicht an einer Stelle sitzen bleiben. Er stand auf, nahm Allerlei vor, wurde laut, scherzte mit Alexandra, küßte mich verstohlen, zupfte mich am Arm, und schnitt der Anna Fedorowna heimlich Gesichter. Sie jagte ihn endlich fort. Kurz, der Alte hatte in seinem Entzücken sich so gehen lassen, wie es ihm vielleicht noch nie widerfahren.

An dem festlichen Tag kam er Punkt elf Uhr, gleich nach der Kirche, in ordentlich geflicktem Frack, und hatte wirklich eine neue Weste und neue Stiefel an; in jeder Hand trug er ein Pack Bücher. Wir waren Alle bei Anna Fedorowna im Salon und tranken Kaffee (es war ein Sonntag). Der Alte, glaube ich, begann damit, daß Puschkin ein vortrefflicher Dichter gewesen; darauf stockte er und verwirrte sich und kam auf einmal darauf zu sprechen, daß man sich ordentlich aufführen müßte, daß, wenn sich der

Digitized by Google

Mensch nicht ordentlich aufführte, es so viel heiße, daß er ein ausschweifender Mensch sei; schlechte Neigungen aber richteten Einen zu Grunde. Er führte sogar mehrere unheilvolle Beispiele von Unmäßigkeit an und versicherte schließlich, daß er seit einiger Zeit sich vollständig gebessert, daß er sich nun musterhaft gut aufführe; er habe immer gefühlt, wie wahr und gerecht die Ermahnungen seines Sohnes wären, er habe das Alles längst eingesehen und es sich zu Herzen genommen, und jetzt sei er wirklich enthaltsam. Zum Beweis schenke er ihm die Bücher; die habe er für das Geld gekauft, das er sich lange Zeit gesammelt.

Ich konnte mich des Weinens und Lachens nicht enthalten, als ich den armen Greis hörte. Er gewann es also doch über sich, zu lügen, da es einmal nicht anders ging. Die Bücher wurden auf Pokrowsky's Zimmer gebracht und auf das Regal gestellt. — Pokrowsky errieth sogleich die Wahrheit. Der Alte wurde zum Essen eingeladen. An jenem Tage waren wir Alle ungemein froh. Nach dem Essen spielten wir Pfänder, Karten; Alexandra war recht ausgelassen und ich blieb hinter ihr nicht zurück. Pokrowsky erwies sich sehr aufmerksam gegen mich und suchte immerfort eine Gelegenheit, mit mir allein zu sprechen, aber ich ließ es nicht dazu kommen. Das war der schönste Tag in vier Jahren meines Lebens.

III.

Nun aber folgen trübe, schwere Erinnerungen, die Geschichte meiner finsteren Tage beginnt. Darum vielleicht bewegt sich jetzt die Feder langsamer in meinen Händen, als wollte sie nicht weiter schreiben; darum vielleicht bin ich mit so vieler Liebe alle Einzelheiten meines unbedeutenden Lebens in jenen glücklichen Tagen durchgegangen. Es waren so wenige, so kurze Tage, auf sie folgte bittrer, schwerer Kummer, und Gott allein weiß, wann er enden wird.

Mein Unglück begann mit der Krankheit und dem Tode Pokrowsky's.

Er erkrankte zwei Monate nach den letzten Begebnissen, die ich hier aufgezeichnet. In diesen zwei Monaten hatte er sich unermüdlich nach Existenzmitteln umgethan; denn er hatte bis dahin nichts Bestimmtes. Wie alle Schwindsüchtigen, verließ auch ihn bis zu seinem letzten Augenblicke nicht die Hoffnung, noch sehr lange zu leben. Er sollte irgendwo eine Hauslehrerstelle bekommen; aber dagegen hatte er entschiedene Abneigung. Eine Kronstelle konnte er wegen seiner Kränklichkeit nicht annehmen. Ueberdies hätte er lange auf die erste Auszahlung seines Gehaltes warten müssen. Kurz, dem armen jungen Manne schlug Alles fehl; das wirkte auf sein ganzes Wesen sehr nachtheilig. Seine Gesundheit war untergraben; er merkte es nicht. Der Herbst kam. Jeden Tag ging er in seinem dünnen Mäntelchen aus, um wo möglich seine Angelegenheiten zu fördern und sich irgend

Digitized by Google

ein Unterkommen zu erbitten, was ihn innerlich quälte. Der Regen durchnäßte ihn, er erkältete sich die Füße und mußte sich endlich in's Bett legen, von dem er nicht wieder aufstand. — Er starb im Spätherbst, Ende Oktober.

Ich kam fast nicht aus seinem Zimmer, so lange er krank war, pflegte und wartete ihn. Oft schlief ich ganze Nächte nicht. Er war selten bei Besinnung; oft redete er irre, sprach, Gott weiß, wovon, von seiner Stelle, seinen Büchern, von mir, von seinem Vater — und jetzt erfuhr ich Vieles von seinen Verhältnissen, was ich früher nicht gewußt, was ich nicht einmal geahnt hatte. In der ersten Zeit seiner Krankheit sahen mich die Leute bei uns Alle wie verwundert an, und Anna Fedorowna schüttelte den Kopf. Aber ich blickte ihnen dreist in's Gesicht, und meine Theilnahme für Pokrowsky wurde nicht mehr gemißbilligt, wenigstens nicht von meiner Mutter.

Bisweilen erkannte mich Pokrowsky, doch geschah dies selten; meist war er bewußtlos. Ganze Nächte sprach er zu Jemandem, sprach lange, lange, gar dunkle, unvernehmliche Reden, und seine heisere Stimme hallte dumpf in dem engen Stübchen, gleichwie in einem Sarg. Mir wurde es da recht bange. Besonders in der letzten Nacht war er wie rasend; er litt fürchterlich und warf sich angstvoll umher; sein Stöhnen zerriß mir die Seele. Im Hause war Alles in einem gewissen Schreck. Anna Fedorowna betete in einem fort, daß ihn Gott recht bald zu sich nehme. Der Arzt wurde gerufen und erklärte, daß der Kranke jedenfalls gegen Morgen sterben werde.

Der alte Pokrowsky brachte die ganze Nacht im Corridor zu, vor dem Zimmer seines Sohnes; dicht an der Thüre hatte man ihm eine Bastmatte untergebreitet. Jeden Augenblick kam er ins Zimmer; es war schrecklich ihn anzusehen, er war so betäubt vom Schmerz, daß er vollkommen gedankenlos und fühllos erschien. Sein Kopf zitterte vor Angst; er bebte durch und durch und flüsterte immer was vor sich hin, sprach was mit sich selbst. Ich glaubte, er würde wahnsinnig vor Schmerz.

Gegen Tagesgrauen versank der Alte, vom Seelenleid erschöpft, auf seiner Matte in einen todtenähnlichen Schlaf. Um acht Uhr lag der Sohn im Sterben; ich weckte den Vater. Pokrowsky war bei vollem Bewußtsein und nahm von uns Allen Abschied. Merkwürdig, ich konnte nicht weinen; aber mir brach das Herz.

Am meisten zerrissen und quälten mich seine letzten Augenblicke. Er bat lange, lange um etwas mit seiner erstarrten Zunge, aber ich konnte nichts von seinen Worten verstehen. Ich verging vor Weh. Eine ganze Stunde war er voll Unruhe, sehnte sich nach Etwas, bemühte sich, mit seinen erkalteten Händen irgend ein Zeichen zu machen, und dann fing er wieder kläglich mit heiserer, dumpfer Stimme zu bitten an; aber seine Worte waren unzusammenhängende Laute, ich verstand wiederum nichts. Ich führte

Digitized by Google

alle die Unsrigen zu ihm, reichte ihm zu trinken; aber er schüttelte zu Allem traurig den Kopf. Endlich errieth ich, was er wollte: er bat, daß der Vorhang am Fenster aufgezogen, und der Laden geöffnet würde. Er wollte wohl noch zum letzten Male das liebe Gotteslicht, die Sonne sehen. Ich hob den Vorhang, aber der beginnende Tag war trüb und finster, wie das erlöschende, armselige Leben des Sterbenden. Es war keine Sonne; Wolken überzogen den Himmel mit nebliger Hülle; er sah so regnerisch, traurig, düster aus. Ein feiner Regen tropfte an die Fensterscheiben; draußen war Alles grau und trüb. Kaum drang das matte Tageslicht ins Zimmer, kaum verdunkelte es den zitternden Schein des Lämpchens, das vor dem Heiligenbilde brannte. Der Sterbende warf einen wehmuthsvollen Blick auf mich und schüttelte den Kopf. Eine Minute darauf war er todt.

Die Beerdigung besorgte Anna Fedorowna selbst. Es wurde ein ordinairer schlechter Sarg gekauft, und ein Karren gemiethet. Um die Ausgaben zu decken, nahm Anna Fedorowna alle Bücher und Sachen des Verstorbenen in Beschlag. Der Alte schrie, zankte mit ihr, entriß ihr so viel Bücher als er konnte, stopfte sich alle Taschen voll, füllte seinen Hut, steckte sie hin, wo er nur konnte, trug sich die drei Tage in einem fort damit herum und wollte sich selbst dann von ihnen nicht trennen, als es zur Kirche ging. Die ganze Zeit war er wie besinnungslos, wie irre und machte sich mit einer eigenthümlichen, seltsamen Sorgfalt um den Sarg zu schaffen. Bald setzte er den Kranz auf dem Haupte des Verstorbenen zurecht, bald brannte er die Kerzen an und putzte sie. Man sah, daß seine Gedanken an nichts haften konnten. Weder meine Mutter noch Anna Fedorowna wohnten dem Todtenamt in der Kirche bei; meine Mutter war krank, und Anna Fedorowna, die schon im Begriff gewesen hinzugehen, blieb zu Hause, weil sie sich mit dem alten Pokrowsky gezankt hatte. Nur ich und der Alte waren zugegen. Während der Ceremonie überkam mich eine gewisse Bangigkeit — geradezu wie ein Vorgefühl der Zukunft. Ich vermochte kaum in der Kirche zu bleiben. Endlich wurde der Sarg geschlossen, zugenagelt, auf den Karren gestellt und fortgeführt. Ich begleitete ihn nur bis an's Ende der Straße. Der Karren begann schnell zu fahren. Der Alte lief hinter ihm her und weinte laut; sein Weinen zitterte und stockte durchs Laufen. Der arme Alte verlor seinen Hut und ließ ihn liegen. Der Regen strömte ihm auf den Kopf; ein frostiger, schneidender Wind erhob sich. Der Alte, glaube ich, spürte nichts vom Wetter; heulend und jammernd lief er von einer Seite des Karrens an die andere; die Schöße seines abgeschabten Rocks flatterten im Winde wie Flügel; aus allen Taschen staken Bücher heraus, in den Händen trug er einen großmächtigen Folianten, den er fest hielt. Die Vorübergehenden nahmen die Mütze ab und bekreuzten sich. Einige blieben stehen und wunderten sich über den armen Greis. Die Bücher fielen ihm jeden

Digitized by Google

Augenblick aus den Taschen in den Schmutz. Man hielt ihn an und zeigte ihm das Verlorene; er hob es auf und lief dann schnell wieder dem Sarge nach. An der Ecke der Straße schloß sich ihm eine alte Bettlerin an, und begleitete mit ihm den Sarg. Endlich bog der Karren um die Ecke und schwand mir aus dem Gesicht. Ich ging nach Hause. Ich warf in schrecklicher Beklommenheit mich an die Brust meiner Mutter; ich drückte sie fest und heftig in meine Arme, ich küßte sie, weinend und schluchzend, ich schmiegte mich bange an sie, als suchte ich meinen letzten, einzigen Freund in meiner Umarmung zurückzuhalten, ihn mir vom Tod nicht rauben zu lassen . . . . Aber der Tod schwebte schon über meiner armen Mutter! . . . . . .

Der Erfolg der „Armen Leute" verlockte Dostojewsky zu einer Vielschreiberei, in welcher er den einmal gethanen glücklichen Wurf immer wieder aufzunehmen suchte. Allein er schwächte dabei sein Talent dermaßen ab, daß er immer weiter hinter den Erwartungen zurückblieb, die sein erster Versuch hervorgerufen hatte. Von seinen Erzählungen, die bis 1849 erschienen, fand noch die meiste Beachtung eine unvollendete: „Aennchen Neswanow".

Im Jahre 1849 unterbrach ein verhängnißvolles Ereigniß seine schriftstellerische Thätigkeit und warf ihn selbst auf lange unter die „Lebendig-Todten", wie er mit Recht die Bewohner der sibirischen Strafanstalten nennt, wie wir unsererseits aber auch die Bewohner aller andern Gefängnisse nennen möchten. Dostojewsky war in Beziehungen zu der unglückseligen Genossenschaft Petraschewsky's gerathen. Aus deutschen Zeitungen werden sich unsere Leser dieses Namens und jener Genossenschaft erinnern. Sie war gewisser socialistischer Umtriebe angeklagt und überführt worden; über die Einzelheiten schwebt noch immer das Dunkel der damaligen Untersuchung. Die zwei und zwanzig Angeklagten, unter ihnen Dostojewsky, wurden zum Tode verurtheilt, auf den Richtplatz geführt, und hier erst, nach allen Vortodesschrecken, erfuhren sie die Abänderung ihrer Strafe, die bei Dostojewsky auf zehn Jahre Arbeit in einer Strafanstalt Sibiriens lautete. Er verließ die letztere 1854, wo er als Gemeiner dem Militär eingereiht ward. Die Thronbesteigung des jetzt regierenden Kaisers brachte auch ihm volle Begnadigung; 1856 zum Offizier ernannt, bat er bald um seinen Abschied und erhielt denselben, sowie später, auf Verwendung des wackeren Generals v. Totleben, der sich seiner wohlwollend annahm, die Erlaubniß zur Rückkehr in die Residenz.

Nach einer so furchtbar harten Schule des Schicksals, gebrochen an Körper, aber gereiften und frischen Geistes, griff Theodor Dosto-

Digitized by Google

jewsky seit 1858 wieder zur Feder. Auf seinen umfänglichen Roman „Die Entwürdigten und Gekränkten" (Уничиженные и Оскорбленные), welcher 1861 in der von seinem Bruder herausgegebenen Monatsschrift „Die Zeit" erschien, kommen wir bei Gelegenheit zurück. Die größte Aufmerksamkeit erregten und erregen noch immer seine sogenannten „Aufzeichnungen aus dem todten Hause" (Записки изъ мертваго дома), in denen er die Eindrücke und Erfahrungen seines Aufenthaltes in der sibirischen Strafanstalt niederlegt.

Der Belletrist Dostojewsky tritt hier vollständig in den Hintergrund — sowohl für das Interesse der Leser als auch seinen eigenen Ansprüchen nach, wie wir wenigstens anzunehmen allen Grund haben. Die belletristische Einkleidung setzen wir theils auf Rechnung seiner schriftstellerischen Gewohnheiten, die sich hier leider bisweilen auch in einer ermüdenden Breite der Darstellung kund geben, theils scheint sie uns von eben so anerkennenswerthen als unabweislichen Rücksichten geboten. Sie erleichterte ihm jedenfalls die Veröffentlichung, die an sich schon zu den erfreulichsten Lebenszeichen des jetzt in Rußland herrschenden liberalen Geistes gehört — eines Geistes, welcher das Licht der Wahrheit nicht scheut. Wahrheit aber, volle Wahrheit — ohne Dichtung — ist uns in den Aufzeichnungen Dostojewsky's verbürgt. Fiction ist nur das Vorwort, in welchem uns der Verfasser erzählt, er habe in einem Städtchen Sibiriens die Bekanntschaft eines wunderlich scheuen und stillen alten Mannes gemacht, eines ehemaligen Sträflings, der aus Eifersucht seine Frau getödtet, sich selbst dem Gerichte überliefert hatte und von diesem zu zehnjähriger Strafarbeit in Sibirien verurtheilt worden war. Nach abgebüßter Strafe sei demselben jenes Städtchen zum Aufenthalt angewiesen worden, wo er als Privatlehrer sein kärgliches Brod erwarb und in tiefster Zurückgezogenheit sein Leben beschloß. Unter seinem Nachlaß hätten sich Papiere vorgefunden, die der Verfasser an sich gebracht; unter diesen Papieren die „Aufzeichnungen aus dem todten Hause", als deren Herausgeber sich der Verfasser gerirt.

Vertrauenerweckend ist von vornherein schon der Ton, in welchem sie gehalten sind: der einer edlen Ruhe, eines maßvollen Ernstes, einer seltenen Objectivität, die alle Bitterkeit ausschließt. Wer hier Schreckensromantik sucht, wird schwerlich Befriedigung finden. Wer die Landesverhältnisse berücksichtigt, möchte nach diesen Mittheilungen zweifelhaft sein, was ihm daraus klarer wird: daß es im sibirischen Gefängniß nicht viel schlimmer ist, als in manchem europäischen Kerker — oder daß es in europäischen Gefängnissen nicht viel besser ist, als in den Strafanstalten Sibiriens? Er möchte zweifelhaft sein, ob er daraus eine mehmüthige Beruhigung für die sibirischen Sträflinge —

Digitized by Google

oder eine gesteigerte Trauer um die Gefangenen im civilisirten Europa zu schöpfen hat. Er möchte am Ende auf die seltsame Betrachtung verfallen, was härter sei: abgeschlossen in den Einöden Sibiriens oder auf der hohen Plassenburg, mitten in so naturgesegneter Gegend. Doch auf welche Betrachtungen man bei Dostojewsky's Memoiren verfallen kann — davon mögen sich unsere Leser selbst überzeugen. Wir wollen ein gut Stück daraus hervorheben und beginnen gleich mit den einleitenden Kapiteln.

Das todte Haus.

Unser Gefängniß stand hart am Festungswalle. Spähte man einmal durch die Ritzen der Planke hinaus in die Gotteswelt, ob man wohl irgend etwas zu sehen bekäme — so gewahrte man nichts als ein Streifchen Himmel, einen hohen, mit Steppengras überwachsenen Erdwall und die Schildwachen, die Tag und Nacht auf demselben hin- und herschritten. Und der Gedanke fiel Einem schwer auf's Herz: so werden Jahre hingehen, und du wirst immer wieder an die Planke herantreten, durch die Ritzen lugen, und erblickst immer wieder diesen Wall, diese Schildwachen, dieses kleine Streifchen des Himmels — nicht des Himmels über dem Gefängniß, sondern eines andern, fernen, freien Himmels.

Der äußere Hofraum des Gefängnisses war zweihundert Schritte lang und hundertfünfzig Schritte breit; die hohe Umzäunung in Form eines unregelmäßigen Sechseckes bildeten aufrechtstehende, tief in die Erde eingerammte Balken, welche dicht an einander gefügt, querüber mit Brettern befestigt und oben zugespitzt waren. An der einen Seite dieses Hofraums befanden sich feste, immer geschlossene, Tag und Nacht von Schildwachen bewachte Pforten, die nur geöffnet wurden, um die Sträflinge zur Arbeit hinaus zu lassen. Jenseit dieser Pforten war die lichte, freie Welt, lebten Menschen wie überall; aber innerhalb des Hofraums machte man sich davon eine Vorstellung wie von einem Wundermährchen. Denn hier drinnen war eine ganz eigene Welt, die keiner andern glich; hier gab es ganz absonderliche Gesetze, absonderliche Costüme, Sitten und Gebräuche — ein lebendig todtes Haus, ein Leben wie nirgend anders und Menschen, wie keine sonst. Ich will es versuchen, diese eigenthümliche Welt zu beschreiben.

So wie man in den Hofraum eintritt, sieht man zu beiden Seiten zwei Reihen langer, einstöckiger Holzgebäude. Das sind die Wohnungen der Gefangenen, die hier nach Klassen vertheilt werden. Im Hintergrunde ein ähnliches Gebäude, welches die Doppelküche, und weiterhin eines, das die Keller, Speicher und Schuppen umfaßt.

Digitized by Google

In der Mitte des Hofes ist ein recht großer, freier Platz. Hier wurden die Gefangenen aufgestellt, revidirt, des Morgens, des Mittags und des Abends namentlich abgerufen, was auch noch öfter am Tage geschieht, je nach der Aengstlichkeit und Lesefertigkeit der Wächter. Rings herum bleibt zwischen den Gebäuden und der Planke noch ein ziemlich großer Raum. Hier pflegen hinter dem Gebäude einige Gefangene, die besonders menschenscheu und finsterer Gemüthsart sind, in der arbeitsfreien Zeit vor Aller Augen verborgen herumzugehen und ihren Gedanken nachzuhängen. Wenn ich ihnen während dieser Spaziergänge begegnete, betrachtete ich gern ihre düstern, gebrandmarkten Gesichter und suchte zu errathen, was sie denken. Da war Einer, dessen Lieblingsgeschäft, wenn er freie Zeit hatte, war: die Pfähle an der Planke abzuzählen. Es waren deren fünfzehnhundert, die hatte er sich alle gemerkt. Jeder Pfahl bezeichnete für ihn einen Tag, jeden Tag zählte er einen Pfahl ab, und an den noch nicht abgezählten hatte er stets vor Augen, wie viele Tage ihm noch von seiner Strafzeit übrig blieben. Er war herzlich froh, wenn er mit einer Seite des Sechseckes fertig wurde. Viele Jahre hatte er noch zu warten; aber im Gefängniß lernt man Geduld. Ich sah einmal einen Sträfling, der nach zwanzig Jahren entlassen wurde, von seinen Gefährten Abschied nehmen. Es gab welche, die sich noch erinnerten, wie er im Gefängniß angekommen war, jung, sorglos, ohne an sein Verbrechen oder an seine Strafe zu denken. Jetzt verließ er das Gefängniß als Greis, finster und schwermüthig. Schweigend ging er durch alle Räume. Wo er eintrat, betete er vor den Heiligenbildern, dann grüßte er mit tiefem Bückling seine Genossen und bat sie, seiner nicht im Bösen zu gedenken. — Ich erinnere mich auch, wie ein Gefangener, der ehedem ein wohlhabender sibirischer Bauer gewesen, eines Abends an die Pforte gerufen wurde. Ein halbes Jahr zuvor hatte er die Nachricht erhalten, daß seine ehemalige Frau sich mit einem Andern verheirathet, und war darüber in tiefe Trauer gerathen. Jetzt kam die Frau selbst ans Gefängniß, ließ ihn herausrufen und gab ihm Almosen. Sie sprachen mit einander zwei Minuten, weinten Beide und nahmen auf ewig von einander Abschied. Ich sah, mit welchem Gesichte er nach dem Kerker zurückkehrte ..... Ja, das war der Ort, wo man Geduld lernen konnte.

Mit dem Dunkelwerden führte man uns Alle ins Haus und schloß uns auf die ganze Nacht ein. Mir wurde es immer schwer, aus dem Hofe dahin zurückzukehren. Wir hatten ein langes, niedriges, dumpfes Zimmer, das von Talglichten trüb erleuchtet und von einem erstickenden Geruch erfüllt war. Ich fasse jetzt nicht, wie ich zehn Jahre darin aushalten konnte. Meine Pritsche bestand aus drei

Digitized by Google

Brettern; das war mein ganzer Platz. Auf solchen Pritschen lagerten in dem einen Zimmer dreißig Personen. Im Winter wurde früh geschlossen. Vier Stunden hatte man zu warten, ehe Alle einschliefen. Und bis dahin — Gelärm, Gelächter, Schimpfreden, Kettengeklirr, Dunst, Ruß, rasirte Köpfe, gebrandmarkte Gesichter, was es nur Häßliches und Schandbares gab ..... O, der Mensch hat viel Lebenskraft; er ist ein Wesen, das sich an alles gewöhnt, und ich glaube, das ist das Beste an seiner Bestimmung.

Im Ganzen umschloß unser Gefängniß zweihundert fünfzig Personen — eine Zahl, die sich fast beständig erhielt. Die Einen kamen, die Andern gingen nach beendeter Strafzeit; wieder Andere starben. Und was für Volk war da nicht beisammen! Ich glaube, jedes Gouvernement, jeder Strich Rußlands lieferte hier sein Contingent. Es gab auch Sträflinge, die fremden Nationen, einige sogar, die den kaukasischen Bergstämmen angehörten. Alles das war nach der Stufe der Verbrechen und somit nach der Zahl der Strafjahre eingetheilt. Man darf annehmen, daß es kein Verbrechen gab, welches hier nicht seinen Vertreter hatte. Die Grundbevölkerung unseres Gefängnisses bildeten hauptsächlich die sogenannten Civilsträflinge (die Zuviel-sträflinge hieß sie der naive Wortwitz der Gefangenen). Das waren Verbrecher, aller Standesrechte entkleidet, abgeschnittene Fetzen der bürgerlichen Gesellschaft, mit dem Brandmal im Gesicht — zum ewigen Zeugniß ihrer Verwerfung. Sie kamen zu acht- bis zwölfjähriger Zwangsarbeit hierher, und darauf schickte man sie als Ansiedler nach irgend einem Bezirke Sibiriens. — Die „Militärverbrecher" behielten ihre Standesrechte, wie in den russischen Strafregimentern. Ihre Strafzeit war kurz, und nach deren Beendigung kehrten sie dahin zurück, von wo sie gekommen waren: unters Militair, in die sibirischen Linienbataillone. Viele von ihnen kamen gleich wieder ins Gefängniß wegen wiederholter schwerer Verbrechen — und dann nicht mehr auf kurze Zeit, sondern auf zwanzig Jahre. Letztere Klasse nannte man die „Immerwährenden". Doch auch die „Immerwährenden" waren noch nicht gänzlich aller Standesrechte beraubt. Endlich gab es noch eine besondere Klasse der allerschrecklichsten Verbrecher, die vorzugsweise aus Soldaten bestand und sehr zahlreich war. Sie hatte den Namen der „besonderen Abtheilung" und umfaßte Verbrecher aus allen Gegenden Rußlands. Sie hielten sich selbst für ewige Sträflinge und sprachen sich in diesem Sinne gegen die übrigen Gefangenen aus. Sie wußten nichts von einer Frist für ihre Strafarbeit, deren ihnen das Gesetz ein doppeltes und dreifaches Maß auferlegte. Sie sollten im Gefängniß bis auf Weiteres für die schwersten Zwangsarbeiten in Sibirien aufgespart bleiben. Später indeß hörte ich, daß diese Klasse

Digitized by Google

ganz aufgehoben wurde, daß außerdem an unserer Festung die Civileinrichtung beseitigt, und statt deren eine allgemeine Militair-Strafcompagnie eingeführt ward. Damit änderte sich natürlich auch das Regiment. Was ich also hier beschreibe, gehört schon der Vergangenheit an.

Es ist lange her; und alles das erscheint mir jetzt wie ein Traum. Ich erinnere mich, wie ich im Gefängniß eintraf. Es war eines Abends, im December. Schon wurde es dunkel; die Leute kamen von der Arbeit zurück; man schickte sich an zur Revision. Ein schnurrbärtiger Unteroffizier öffnete mir endlich die Thüre dieses seltsamen Hauses, wo ich so viel Jahre zubringen, so viel Empfindungen durchleben sollte, von denen ich, wenn ich sie nicht thatsächlich erfuhr, auch nicht annähernd einen Begriff haben konnte. Ich würde mir z. B. nie vorgestellt haben, welche furchtbare Qual darin lag, daß ich die zehn Jahre meiner Strafzeit hindurch kein einzig Mal, keine einzige Minute allein sein würde. Bei der Arbeit unter Escorte, im Hause unter zweihundert Kameraden, und niemals, niemals allein! Doch hatte ich mich nicht noch an ganz Anderes zu gewöhnen?

Hier waren Mörder aus Zufall und Mörder von Profession, Räuber und Räuberhäuptlinge. Hier waren einfache Gauner und Vagabunden, die mit gefundenem Gelde speculirt hatten. Es waren auch solche dabei, von denen man sich unwillkürlich fragte: was konnte sie hergebracht haben? Und doch hatte Jeder von ihnen seine eigene Geschichte — trüb und schwer, wie das Nachgefühl des gestrigen Rausches. Im Allgemeinen sprachen sie selten von ihrer Vergangenheit, erzählten nicht gern von dem Geschehenen und suchten es sich offenbar aus den Gedanken zu schlagen. Ich kannte unter ihnen sogar Mörder, die so heiter waren, sich so wenig jemals nachdenklich zeigten, daß man darauf wetten konnte, ihr Gewissen mache ihnen nicht den geringsten Vorwurf. Allein es gab auch sehr ernste, fast immer schweigsame Gesichter. Nicht leicht ließ sich Jemand über sein Leben aus, und Neugierde kam auch nicht vor, sie war gleichsam nicht üblich. Höchstens, daß mitunter Einer zu plaudern anfing, weil er nichts zu thun hatte, und ein Anderer hörte ihm kaltblütig und finster zu. Man wunderte sich hier über Niemand und über nichts. „Wir sind schriftkundige Leute", pflegten sie mit einer sonderbaren Selbstzufriedenheit zu sagen. Einmal, erinnere ich mich, erzählte ein betrunkener Räuber (denn im Gefängniß gab es bisweilen Gelegenheit, sich einen Rausch zu trinken), wie er einem fünfjährigen Knaben, den er mit einem Spielzeug in eine leere Scheune gelockt, den Hals abgeschnitten. Sämmtliche Zuhörer, die bis dahin seine Späße belacht hatten, schrieen auf und nöthigten den Räuber, still zu schweigen. Aber nicht vor Unwillen schrieen sie auf, sondern weil es nicht *nothwendig*, weil es

Digitized by Google

nicht Brauch sei, von dergleichen zu reden. Bemerken will ich nur, daß diese Leute wirklich zur großen Hälfte lesen und schreiben konnten. An welchem Orte sonst, wo das russische Volk in Masse versammelt ist, ließen sich zweihundert fünfzig Leute herausheben, von denen die Hälfte lesen und schreiben kann? Aus solchen Thatsachen soll Jemand, wie ich später erfuhr, den Schluß gezogen haben, daß der Unterricht im Lesen und Schreiben das Volk verderbe. Weit gefehlt. Hier wirken ganz andere Ursachen, wenn man auch zugeben muß, daß der Unterricht im Volke ein gewisses Selbstvertrauen entwickelt. Aber das ist ja doch kein Fehler.

Sämmtliche Klassen der Sträflinge waren durch ihre Kleidung gekennzeichnet. Die meisten hatten doppelfarbige Jacken und Hosen an: halb dunkelbraun, halb grau. Als wir einmal draußen bei der Arbeit waren, trat eine Brezelverkäuferin an uns heran, betrachtete mich lange und fing plötzlich an zu lachen: „Pfui, wie das aussieht! Das graue Tuch hat nicht gereicht und das dunkle hat nicht gereicht." — Andere trugen ganz graue Jacken, an denen nur die Aermel dunkelbraun waren. Auch die Köpfe waren verschieden rasirt: bei den Einen der Länge, bei den Andern der Breite nach.

Auf den ersten Blick bemerkte man eine gewisse auffallende Gemeinsamkeit in dieser seltsamen Familie. Selbst die ausgeprägtesten, originellsten Persönlichkeiten, die sich unwillkürlich vor den Anderen hervorthaten, selbst die suchten sich den im ganzen Gefängniß herrschenden Ton anzueignen. Ueberhaupt muß ich sagen, daß dessen Bewohner, einige unverwüstlich lustige Kerle ausgenommen, welche deshalb die allgemeine Verachtung traf, durchweg mürrisch, neidisch, furchtbar eitel, übelnehmisch und im höchsten Grade förmlich waren. Die Fähigkeit, sich über nichts zu wundern, galt als die größte Tugend. Alle hatten die fixe Idee, wie sie sich äußerlich halten müßten. Aber oft verwandelte sich die hochmüthigste Miene blitzschnell in die allerkleinmüthigste. Es gab einige wirklich starke Naturen darunter; die waren schlicht und ohne Grimasse. Doch seltsam genug, auch bei diesen ging manchmal die Eitelkeit bis zum Aeußersten, ja, bis ins Krankhafte. Ueberhaupt stand der Schein in erster Reihe. Die Meisten waren ausschweifend und schrecklich gemein. Klaschereien und Verleumdungen nahmen kein Ende, es war der tiefste Höllenpfuhl. Aber gegen das, was einmal im Gefängniß als Brauch und Sitte galt, wagte sich Niemand aufzulehnen. Dem unterordneten sich Alle. Es gab scharf hervorstechende Charaktere, die sich nur mit Mühe unterordneten; allein sie thaten es doch. Es kamen Leute ins Gefängniß, die so sehr über die Schnur gehauen hatten, daß sie ihre Verbrechen sogar schließlich halb willenlos, in einer Art von Taumel,

Digitized by Google

meist aus überreizter Eitelkeit begingen. Bei uns aber schlug man sie sofort nieder, trotzdem, daß Leute unter ihnen waren, die vor ihrer Ankunft im Gefängniß der Schrecken ganzer Dorfschaften und Städte gewesen. Der Neuling hatte sich kaum umgesehen, so wurde ihm klar, daß er hier nichts ausrichte, daß er hier Niemandem imponire; unmerklich beschied er sich und ging auf den allgemeinen Ton ein. Dieser allgemeine Ton bestand darin, daß man ein absonderliches Gefühl eigener Würde zur Schau trug, wovon sich fast jeder Bewohner des Gefängnisses durchdrungen zeigte, als wäre der Stand eines Sträflings in der That ein gewisser Rang, und zwar ein Ehrenrang. Von Scham und Reue keine Spur! Uebrigens wurde auch der Schein einer gewissen, so zu sagen officiellen Demuth angenommen, die sich in ruhigen Betrachtungen und Sentenzen erging. „Wir sind verlorene Leute" hieß es —

„Wußtest nicht zu leben im Freien,
Jetzt lauf' mal durch die Reihen." —
— „Wolltst dich nicht an Vater und Mutter kehren,
Jetzt mag dich das Trommelfell belehren." —
— „Wolltest nicht mit Goldfäden stopfen,
Jetzt magst du die Steine klopfen." —

Solche Sprüche führten sie oft und sehr erbaulich im Munde; aber ernst war das niemals gemeint. Das alles waren leere Worte. Kaum gab es Einen unter ihnen, der sich innerlich sein Unrecht gestand. Wenn etwa Jemand, der nicht zu den Gefangenen gehörte, sich herausnahm, einem derselben seine Schuld vorzuhalten, ihn auszuschelten (wiewohl es gar nicht in der Natur des Russen liegt, einem Verbrecher Vorwürfe zu machen), so war des Schimpfens kein Ende. Und wie meisterhaft verstanden sie Alle zu schimpfen! Das war raffinirt, kunstvoll. Das Schimpfen hatte bei ihnen Methode; sie packten nicht sowohl mit dem beleidigenden Wort, als mit dem beleidigenden Sinn — und das ist feiner, empfindlicher. Eine Methode, welche die unaufhörlichen Streitigkeiten unter ihnen noch mehr entwickelten. Alle diese Leute arbeiteten unter dem Regiment des Stockes; sonach waren sie innerlich müßig und der Verderbniß unrettbar verfallen. Wer nicht schon früher ganz verdorben war, wurde es im Gefängniß. Dazu waren Alle, die man hier zusammengezwungen, einander durchaus fremd.

„Der Teufel hat drei Paar Bastschuhe abgetragen, ehe er uns Alle in Einen Haufen zusammenbrachte", pflegten sie selbst von sich zu sagen. So standen denn Intrigue, Wiedersagerei, Weiberklatsch, Wuth und Hader immer obenan in diesem Höllenleben. Kein Weib konnte so weibisch sein, wie einige dieser Blutmenschen. Ich wieder-

Digitized by Google

hole, es gab unter ihnen auch Leute von Kraft und Charakter, zeitlebens gewohnt durchzubrechen und zu befehlen, gehärtete Naturen, die keine Furcht kannten. Vor denen hatte man unwillkürlich Respect. Aber sie ihrerseits, wenn sie auch mit einer gewissen Eifersucht auf ihren Ruhm hielten, vermieden es doch im Allgemeinen, die Andern zu belästigen, ließen sich nicht gern in Schimpfereien ein, bewahrten eine ungewöhnliche Würde und Bedächtigkeit und zeigten sich fast immer gehorsam gegen die Vorgesetzten, was nicht aus Princip des Gehorsams, nicht aus Pflichtgefühl geschah, sondern wie in Folge eines gewissen Abkommens und der Erkenntniß gegenseitigen Vortheils. Auch wurde mit ihnen vorsichtig verfahren. Ich erinnere mich, wie Einer dieser Gefangenen, ein furchtloser und entschlossener Mann, dessen thierische Triebe die Vorgesetzten kannten, einmal hinausgerufen wurde, um wegen eines Vergehens bestraft zu werden. Es war an einem Sonntag, außer der Arbeitszeit. Der Stabsoffizier, der nächste und unmittelbare Chef des Gefängnisses, war selbst nach der dicht an unserer Pforte befindlichen Wachtstube gekommen, um der Execution beizuwohnen. Dieser Major war eine Art verhängnißvolles Wesen für die Gefangenen. Er hatte es dahin gebracht, daß sie vor ihm zitterten. Er war unsinnig streng, „warf sich auf die Leute", wie die Gefangenen sagten. Am meisten fürchteten sie sein durchdringendes Luchsauge, vor dem sich nichts verbergen ließ. Er sah alles, ohne hinzublicken. Trat er ins Gefängniß, so wußte er schon, was am andern Ende desselben geschah. Die Gefangenen nannten ihn den Achtäugigen. Sein System war ein grundfalsches. Er erbitterte die ohnehin erbosten Menschen durch seine rasende Behandlung, und hatte er nicht den Commandanten über sich, einen edlen und besonnenen Mann, so würde sein Regiment großes Unglück angerichtet haben. Ich begreife nicht, wie er ein gutes Ende hat nehmen können. Er gerieth zwar in Untersuchung, verließ aber mit heiler Haut den Dienst. Der Gefangene, von dem ich sprach, erblaßte, als er gerufen wurde. Sonst pflegte er still und entschlossen sich zur Abprügelung hinzulegen, ertrug still seine Strafe, dann stand er frisch auf und betrachtete mit philosophischem Gleichmuth die ihm widerfahrene Unannehmlichkeit. Allein diesmal glaubte er aus irgend einem Grunde sich im Recht. Er erblaßte also, und ohne daß es die Wachen merkten, steckte er rasch ein scharfes englisches Schuhmachermesser in seinen Aermel. Messer und alle scharfen Instrumente waren im Gefängniß auf das strengste verboten. Es wurden häufige, unerwartete und sehr ernste Nachsuchungen gehalten; es standen darauf die härtesten Strafen. Aber da es schwer ist, bei einem Dieb etwas zu finden, was er sich ent-

Digitized by Google

schlossen hat, ganz besonders zu verstecken, und da Messer und schneidende Instrumente im Gefängniß ein stetes Bedürfniß waren, so kamen sie auch trotz aller Nachsuchungen nicht ab. Wurden sie ja einmal weggenommen, so schaffte man gleich neue an. Alles stürzte nun an die Planke und mit klopfendem Herzen lugten die Sträflinge durch die Ritzen. Alle wußten, daß Petrow (so hieß der zu Bestrafende), sich diesmal nicht gutwillig hinlegen würde, und daß es um den Major geschehen sei. Aber gerade im entscheidenden Augenblicke stieg unser Major in seinen Wagen und fuhr davon, nachdem er die Execution einem andern Offizier übertragen hatte. „Gott selbst hat ihn gerettet", sagten später die Gefangenen. Petrow erlitt nun mit aller Seelenruhe seine Strafe. Mit der Entfernung des Majors war sein Zorn vorüber. Bis zu einem gewissen Grade ist so ein Gefangener folgsam und unterwürfig; aber es giebt eine äußerste Grenze die nicht überschritten werden darf. Beiläufig gesagt, nichts ist interessanter, als diese seltsamen Ausbrüche von Ungeduld und Widerspenstigkeit. Oft hat Einer mehrere Jahre Alles in Ergebung hingenommen, die härtesten Strafen ertragen — und mit einem Male, um irgend einer Kleinigkeit willen, ja fast um nichts bricht er los. Aus manchem Gesichtspunkte könnte man ihn wahnsinnig nennen, und das thut man auch.

Ich habe bereits gesagt, daß ich im Verlaufe mehrerer Jahre bei diesen Leuten nicht das geringste Zeichen von Reue, nicht die leiseste Spur eines drückenden Gedankens an ihre Verbrechen wahrgenommen, und daß der bei weitem größere Theil sich innerlich vollkommen in seinem Rechte glaubt. Freilich, wer kann sagen, daß er die Tiefe dieser verlorenen Seelen ergründet, und in ihnen gelesen, was vor der ganzen Welt verborgen ist? Aber in so vielen Jahren hätte sich doch etwas in diesen Herzen bemerken, irgend ein flüchtiger Zug auffangen lassen, der von innerem Leiden zeugte. Nichts, gar nichts von alledem. Ja, die Philosophie des Verbrechens ist schwieriger als man glaubt, und läßt sich aus gegebenen, bestimmten Gesichtspunkten nicht erschöpfen. Gewiß ist, daß Gefängnisse und Zwangsarbeiten den Verbrecher nicht bessern. Sie strafen ihn nur und schützen die Gesellschaft vor weiteren Angriffen des Bösewichts auf ihre Ruhe. In dem Verbrecher aber entwickeln Gefängniß und Zwangsarbeit, man mag letztere noch so sehr steigern, nur Haß, Begierde nach verbotenen Genüssen und einen entsetzlichen Leichtsinn. Auch mit dem berühmten Zellensystem wird nach meiner festen Ueberzeugung nur ein trügerischer und rein äußerlicher Zweck erreicht. Es saugt allen Lebenssaft aus dem Menschen, entnervt, schwächt, ängstet seine Seele, und stellt dann eine vertrocknete Mumie, einen halb Blödsinnigen als

Digitized by Google

Muster der Besserung und der Reue dar. Sicher ist, daß der Verbrecher, der sich gegen die Gesellschaft aufgelehnt, sie haßt und für ungerecht hält, sich selbst dagegen fast immer Recht giebt. Zudem hat sie ihn ja Strafe erleiden lassen; durch diese sieht er sich gewissermaßen entsühnt und quitt. Aus solchem Gesichtspunkte freilich könnte man fast dahin gelangen, den Verbrecher zu rechtfertigen. Aber trotz aller möglichen Gesichtspunkte wird Niemand in Abrede stellen, daß es Verbrechen giebt, die immer und überall, nach allen nur erdenklichen Gesetzen, vom Anfang der Welt für unbestreitbare Verbrechen galten und so lange gelten werden, als der Mensch Mensch bleibt. Erst im Gefängniß hörte ich von den entsetzlichsten, unnatürlichsten Handlungen, von den grausamsten Mordthaten mit unmäßigem Gelächter, mit einer wahren Kindeslust erzählen. Namentlich ein Vatermörder kommt mir nicht aus dem Sinn. Er war von Adel, stand im Dienste und wurde für seinen sechzigjährigen Vater eine Art verlorener Sohn. Er verfiel in Ausschweifungen und machte Schulden. Der Vater beschränkte, ermahnte ihn. Aber der alte Mann besaß ein Haus, ein Landgut, man vermuthete Geld bei ihm — und der Sohn, nach der Erbschaft lechzend, erschlug ihn. Das Verbrechen kam erst nach einem Monat heraus. Der Mörder selbst hatte der Polizei die Meldung gemacht, daß sein Vater spurlos verschwunden wäre. Diesen ganzen Monat brachte er auf die liederlichste Weise zu. Endlich fand die Polizei in seiner Abwesenheit den Leichnam. Längs des Hofes zog sich eine mit Bohlen gedeckte Schleuße. In dieser lag der Leichnam, ganz angekleidet; der greise Kopf war abgeschnitten und dem Rumpfe angefügt; unter den Kopf hatte der Mörder ein Kissen gelegt. Er gestand nicht; doch wurde er des Adels und seines Ranges beraubt und zu zwanzigjähriger Strafarbeit nach Sibirien geschickt. So lange ich mit ihm beisammen war, sah ich ihn nicht anders als in der heitersten Gemüthsverfassung. Das war ein verdrehter, leichtsinniger, im höchsten Grade unbedachtsamer Mensch, obgleich durchaus nicht dumm. Ich bemerkte nie an ihm eine besondere Härte. Die Gefangenen verachteten ihn nicht wegen seines Verbrechens, von dem gar nicht mehr die Rede war, sondern weil er sich albern benahm und keine Haltung hatte. Seines Vaters erwähnte er bisweilen. Einmal sprach er mit mir von der in seiner Familie erblichen gesunden Constitution, und setzte hinzu: „Sehen Sie, mein Vater, der hat bis an sein Ende nie über das geringste Unwohlsein geklagt." — Eine solche thierische Gefühllosigkeit ist allerdings unmöglich. Das ist ein Phänomen. Hier muß irgend ein Fehler des Organismus, irgend eine der Wissenschaft noch unbekannte körperliche oder geistige Monstrosität vorliegen. Es versteht

Digitized by Google

sich, daß ich an dieses Verbrechen nicht glauben wollte. Aber Leute aus seiner Stadt, die mit allen Details seiner Geschichte vertraut sein mußten, erzählten sie mir ausführlich. Die Thatsachen waren so klar, daß man nicht zweifeln konnte.

Die Gefangenen hörten ihn einmal des Nachts im Schlafe rufen: „Halt' ihn, halt' ihn, schlag' ihm den Kopf ab, den Kopf! ...."

Fast alle Gefangenen redeten im Schlafe. Am meisten waren es Schimpfworte, Gaunerausdrücke, Messer, Beile, die in diesen nächtlichen Phantasien auf ihre Zunge kamen. „Wir sind gewalkte Leute" pflegten sie zu sagen; „bei uns ist das Innere weggerissen, darum schreien wir im Schlafe."

Die Strafarbeit wurde von den Gefangenen nicht als ihre eigentliche Beschäftigung, sondern als etwas zwangsmäßig Auferlegtes mit Widerwillen hingenommen. Beschäftigung aber, an die sich das eigene Interesse heftet, braucht der Mensch auch im Gefängniß, um leben zu können; schon der bloße Müßiggang entwickelt in ihm Laster, von denen er früher keine Ahnung gehabt, und ohne irgend ein gesetzliches, normales Eigenthum entartet der Mensch zum Thier. Daher hat im Gefängniß Jeder aus natürlichem Bedürfniß und aus Selbsterhaltungstrieb sein Handwerk und seine Beschäftigung. Die langen Sommertage waren ganz von der Strafarbeit ausgefüllt; die kurze Nacht reichte kaum für den Schlaf. Aber im Winter war der Gefangene, der Verordnung gemäß, bei einbrechender Dunkelheit schon im Hause eingeschlossen. Was sollte er in den langen, langweiligen Winterabenden beginnen? Da verwandelte sich denn ungeachtet des Verbotes jede Gefangenenstube in eine große Werkstätte. Arbeit an sich, Beschäftigung war nicht untersagt, aber alles Werkzeug im Gefängniß streng verboten, und ohne Werkzeug war keine Arbeit möglich. Allein es wurde im Stillen gearbeitet, und die Behörde schien in manchen Fällen keine sonderliche Aufmerksamkeit darauf zu wenden. Viele Sträflinge konnten nichts, als sie ins Gefängniß kamen, und verließen es, von Anderen unterrichtet, als tüchtige Meister. Da waren Schuhmacher, Schneider, Tischler, Schlosser, Graveure und Vergolder. Ein Jude, Namens Jesaias Bodenstein, war Juwelier und trieb zugleich Wuchergeschäfte. Alle arbeiteten unverdrossen und erwarben sich etwas Geld. Die Bestellungen kamen aus der Stadt. Geld ist geprägte Freiheit, und für Denjenigen, der aller Freiheit beraubt ist, erhält es daher einen zehnfach höhern Werth. Wenn er es auch nicht ausgeben kann, klimpert es nur in seiner Tasche, so ist er schon halb getröstet. Aber Geld kann man auch immer und überall ausgeben, um so mehr, da die verbotene Frucht desto süßer schmeckt. Im Gefängniß war sogar Wein zu haben. Tabak war auf das

Digitized by Google

strengste untersagt; gleichwohl rauchten Alle. Geld und Tabak schützten vor Skorbut und anderen Krankheiten, die Arbeit vor Verbrechen. Ohne Arbeit würden die Gefangenen einander aufgefressen haben, wie Spinnen im Glase. Trotzdem war sowohl Arbeit als Geld verboten. Bisweilen fanden in der Nacht plötzliche Nachsuchungen statt; alles Verbotene wurde weggenommen, und auch das Geld fiel dabei oft den Suchenden in die Hände, wie sehr es auch versteckt war. Zum Theil aus diesem Grunde sparte man es nicht und vertrank es eilends; daher der Bedarf des Weines im Gefängniß. Jedesmal wurde auf eine solche Nachsuchung der Schuldige nicht nur seines ganzen Besitzthums beraubt, sondern auch schwer bestraft; aber jedesmal ersetzte man das Fehlende, schaffte sofort neue Sachen an, und alles kam in den alten Gang. Die Behörde wußte darum, und die Gefangenen murrten über ihre Strafen nicht, obwohl ein solches Leben dem Wohnen auf einem Vulkan glich. Wer kein Handwerk hatte, trieb andere Gewerbe, mitunter sehr originelle. So gab es z. B. Leute, die nur aufkauften, und zwar bisweilen solche Sachen, die außerhalb des Gefängnisses nicht allein Keiner sich würde einfallen lassen zu kaufen und zu verkaufen, sondern überhaupt nur für Sachen anzusehen. Aber die Sträflinge waren sehr arm und äußerst betriebsam. Jeder Lappen war etwas werth und zu etwas zu brauchen. Wegen der Armuth hatte auch das Geld im Gefängniß einen ganz andern Werth als sonst wo. Eine große und complicirte Arbeit wurde mit Groschen bezahlt. Einige machten sehr vortheilhafte Geldgeschäfte. Hatte ein Gefangener Alles vergeudet, so brachte er seine letzten Sachen dem Wucherer und bekam von diesem etwas Kupfergeld zu ungeheuren Procenten. Löste er die Sachen nicht zur bestimmten Frist ein, so wurden dieselben unverzüglich und unbarmherzig verkauft. Der Wucher stand dermaßen in Blüthe, daß sogar dem Gefängniß zugehörige, der Revision unterliegende Gegenstände, wie Wäsche, Stiefel u. dergl. verpfändet wurden — Gegenstände, die der Gefangene jeden Augenblick brauchte. Aber dergleichen Verpfändungen nahmen wohl auch einen andern, übrigens nicht so ganz unerwarteten Ausgang. Der Verpfänder hatte kaum das Geld empfangen, so begab er sich ohne Weiteres zu dem ersten Unteroffizier, dem nächsten Vorgesetzten im Gefängniß und zeigte an, daß er die Gegenstände verpfändet habe, die sofort dem Wucherer wieder abgenommen wurden, ohne daß der Oberbehörde hiervon Meldung geschah. Interessant war, daß dies oft sogar ohne allen Streit ablief. Der Wucherer gab schweigend und finster das Verlangte heraus, als wäre er darauf gefaßt gewesen. Er mußte sich freilich gestehen, daß er an der Stelle des Verpfänders ebenso gehandelt haben würde. Wenn er daher manch-

Digitized by Google

mal auch hintennach schimpfte, so meinte er es gar nicht böse und that es nur, um sein Gewissen zu beschwichtigen.

Ueberhaupt bestahlen Alle einander schrecklich. Fast Jeder besaß seinen Kasten mit Verschluß zur Aufbewahrung der Kronsachen. Das war erlaubt; allein die Kasten schützten nicht. Man mag sich leicht vorstellen, was es da für geschickte Diebe gab. Mir wurde von einem Gefangenen, der mir aufrichtig ergeben war (ich übertreibe nicht), die Bibel gestohlen, das einzige Buch, das man im Gefängniß haben durfte; er selbst gestand es mir noch am selben Tag — nicht aus Reue, sondern weil es ihn dauerte, daß ich sie so lange suchte. Diejenigen, die sich mit dem Weinverkauf beschäftigten, wurden schnell reich. Auf diesen Handel komme ich noch einmal besonders zu sprechen; er ist recht interessant. Im Gefängniß befanden sich viele Schmuggler, und deshalb ist es nicht zu verwundern, daß trotz aller Bewachung und Beaufsichtigung Wein hineingeschafft werden konnte. Der Schmuggel an sich ist eine ganz eigene Art Verbrechen. Wer sollte denken, daß bei manchem Schmuggler das Geld bisweilen eine untergeordnete Rolle spielt? Und doch ist dem so. Der Schmuggler arbeitet aus Leidenschaft, aus Beruf; er ist ein Stück Dichter. Er wagt Alles, setzt sich der schrecklichsten Gefahr aus, gebraucht List, erfindet, weiß sich herauszuwickeln, bisweilen handelt er in einer Art Begeisterung. Diese Leidenschaft ist eben so mächtig wie das Spiel. Ich kannte im Gefängniß einen Mann von kolossalem Körperbau, aber von so sanfter und stiller Gemüthsart, daß man nicht begreifen konnte, wie er hierher gerathen war. Er war so gutmüthig und verträglich, daß er während der ganzen Zeit seines Aufenthaltes im Gefängniß mit Niemandem Streit hatte. Aber wegen Schmuggels an der westlichen Grenze war er hierher gebracht worden. Hier ließ es ihm natürlich keine Ruhe; er übernahm es, Wein herbeizuschaffen. Wie viele Mal wurde er dafür bestraft, und welche Furcht hatte er vor den Hieben! Sein Gewinn war von dem ganzen Weinvertrieb ein sehr geringer; denn bereichern konnte sich nur der Entrepreneur. Aber der Sonderling liebte die Kunst um der Kunst willen. Er war weinerlich wie ein Weib, und wie oft pflegte er, nachdem er bestraft worden, den Schmuggel zu verreden und zu verschwören! Mit aller Selbstbeherrschung beharrte er manchmal einen ganzen Monat bei seinem Vorsatz; länger aber konnte er es doch nicht aushalten. Solchen Persönlichkeiten hatte man es zu danken, daß der Wein im Gefängniß nicht ausging.

Endlich hatten die Gefangenen noch eine Einnahme, die sie zwar nicht bereicherte, aber von Dauer war und ihnen sehr zu Statten kam. Dies waren die milden Gaben. Unsere vornehme Gesellschaft hat

Digitized by Google

keinen Begriff, wie die Kaufleute, Kleinbürger und unser ganzes Volk für diese sogenannten „Unglücklichen" sorgen. Die milden Gaben flossen ihnen ununterbrochen zu, meist in Brod und allerhand Gebäck, seltner in Geld. Ohne diese Gaben wären die Gefangenen an vielen Orten, namentlich diejenigen, denen noch der Proceß gemacht wird, und die weit strenger gehalten werden als die Verurtheilten, gar zu bedrängt. Die Gaben werden gewissenhaft unter die Gefangenen gleichmäßig vertheilt. Wenn z. B. die Brode nicht für Alle reichen, so werden sie in gleiche Theile zerschnitten, mitunter sogar in sechs Stücke, und jeder Gefangene bekommt sicher sein Stück. Ich erinnere mich, wie ich das erste Mal eine Geldgabe erhielt. Das war kurz nach meiner Ankunft im Gefängniß. Ich kehrte eben mit einer Wache allein von der Morgenarbeit zurück; mir entgegen kam eine Frau mit einem zehnjährigen bildschönen Töchterchen. Ich hatte sie schon einmal gesehen. Die Mutter war eine Soldatenwittwe. Ihr Mann, ein junger Soldat, starb im Gefängnißspitale zur selben Zeit, wo auch ich dort krank daniederlag. Sein Weib und sein Kind kamen hin, von ihm Abschied zu nehmen; beide weinten furchtbar. Als das Mädchen mich jetzt erblickte, erröthete es, und flüsterte der Mutter etwas zu; die blieb stehen, langte aus ihrem Körbchen eine Viertelkopeke heraus und gab sie dem Kinde, das mir nachrannte. „Hier, Unglücklicher, nimm in Christi Namen", rief dieses, und schob mir das Geldstück in die Hand. Ich nahm es an und das Mädchen kehrte froh zur Mutter zurück. Ich habe diese Kopeke lange aufbewahrt.

Erste Eindrücke.

Gleich am ersten Tag meines Gefängnißlebens machte ich eine Bemerkung, von deren Richtigkeit ich mich in der Folge überzeugt habe. Nämlich, daß die Gefangenen von Allen, die in Beziehung zu ihnen stehen, von den Wachen sowohl wie von Jedem, der mit der Sträflingsexistenz auch nur in die leiseste Berührung kommt, mit einer gewissen Uebertreibung angesehen werden. Als hätte man jeden Augenblick zu gewärtigen, daß der Gefangene mit einem Messer in der Hand auf Einen losstürze. Die Gefangenen ihrerseits haben ein Bewußtsein davon, daß man sie fürchtet, und das verleiht ihnen offenbar eine Art Courage. Aber der beste Aufseher der Gefangenen ist gerade derjenige, der sie nicht fürchtet. Auch ist es den Gefangenen selbst, bei all ihrer Courage, weit angenehmer, wenn man Vertrauen zu ihnen hat. Damit kann man sie sogar gewinnen. Während meiner Gefängnißzeit traf es sich, wenn auch nur selten, daß Einer der Vorgesetzten ohne Begleitung unter die Gefangenen

Digitized by Google

trat. Da hätte man sehen sollen, welchen überraschenden, und zwar günstigen Eindruck das auf sie machte. Ein solcher furchtloser Besucher flößte immer Respect ein, und hätte wirklich etwas Uebles geschehen können, seine Gegenwart unterdrückte es. Die Furcht vor den Gefangenen zeigt sich aller Orten, wo es welche giebt, und ich weiß wahrlich nicht, woher sie kommt. Allerdings hat schon der Anblick eines Sträflings, eines anerkannten Missethäters etwas Beängstigendes; außerdem weiß Jeder, der sich einer Strafanstalt nähert, daß sie keine freiwilligen Bewohner zählt, und daß sich durch keinerlei Maßregeln in einem lebendigen Menschen der Lebenstrieb ersticken läßt, daß ihm seine Gefühle, sein Rachedurst, seine Leidenschaften bleiben. Trotzdem bin ich fest überzeugt, daß man keinen Grund hat, die Gefangenen zu fürchten. Keiner stürzt so leicht und so bald mit dem Messer auf Jemand los. Die Möglichkeit der Gefahr ist nicht ausgeschlossen; sie tritt auch bisweilen ein, aber dergleichen unglückliche Zufälle kommen so selten vor, daß sie nicht der Beachtung werth ist. Ich rede natürlich nur von den Arrestanten, deren Proceß bereits entschieden ist. Von denen sind viele froh, daß sie endlich ihre Strafzeit angetreten, und deshalb geneigt, sich ruhig und friedlich zu verhalten. Dazu werden die wirklich Unruhigen schon von den Andern gehindert, ihrer Courage freien Lauf zu lassen. Jeder Sträfling, mag er sonst noch so keck und dreist gewesen sein, fürchtet Alles im Gefängniß. Anders ist es mit dem Arrestanten, dessen Proceß noch schwebt. Der ist in der That fähig, auf den Ersten Besten loszustürzen, und das aus keinem Grunde weiter, als weil ihm morgen die Execution bevorsteht. Zieht er sich einen neuen Proceß zu, so schiebt er die Execution hinaus. Er verbindet also mit dem Angriff einen besondern Zweck: um jeden Preis und so schnell wie möglich eine Aenderung seines Schicksals herbeizuführen. Ich weiß sogar von einem eigenthümlichen, psychologisch interessanten Fall der Art zu erzählen.

In der Militairabtheilung unsers Gefängnisses befand sich ein Soldat, der auf zwei Jahre hierher geschickt worden war, ohne daß man ihn seiner Standesrechte beraubt hatte. Er war ein schrecklicher Prahlhans und merkwürdig feig. Beides Eigenschaften, die man beim russischen Soldaten äußerst selten findet. Unser Soldat schaut immer so beschäftigt drein, daß er zum Prahlen keine Zeit hat, wenn er auch Lust dazu hätte. Ist er aber ein Prahler, so ist er auch fast immer ein Spitzbube und eine Memme.

Die zwei Jahre waren um, und Dutow (so hieß der in Rede stehende Arrestant) trat wieder in sein Bataillon ein. Allein es ging ihm, wie fast Allen seines Schlages, die man zur Besserung in eine

Digitized by Google

Strafanstalt thut, und von denen ich bereits erwähnte, daß sie kaum einige Wochen nach ihrer Entlassung wieder in Untersuchung gerathen und von neuem ins Gefängniß kommen, aber nicht mehr auf kurze Zeit, sondern in die Klasse der „Immerwährenden", auf fünfzehn bis zwanzig Jahre. So beging denn auch Dutow drei Wochen, nachdem er das Gefängniß verlassen hatte, einen Diebstahl mit Einbruch und ließ sich dabei noch arge Excesse zu Schulden kommen. Er wurde zu einer schweren Züchtigung verurtheilt. Vor der entsetzte er sich auf das äußerste, und am Vorabend des Tages, wo er Spießruthen laufen sollte, stürzte er sich mit einem Messer auf den wachthabenden Offizier, als dieser in die Gefangenenstube eintrat. Natürlich sah er recht wohl ein, daß diese Handlung sein Urtheil verschärfen und seine Strafzeit verlängern würde. Aber es war ihm eben darum zu thun, nur auf einige Tage, ja auch nur auf einige Stunden den schrecklichen Augenblick der Execution hinauszuschieben. Er war dermaßen feig, daß er den Offizier nicht einmal traf. Er that das alles pro forma, nur damit ein neues Verbrechen vorliege, das ihn einem neuen Proceß unterwerfe.

Der Augenblick vor der Execution ist allerdings ein furchtbarer für die Verurtheilten. Ich habe deren im Laufe mehrerer Jahre genug beobachtet am Vorabend des für sie verhängnißvollen Tages. Meist traf ich mit ihnen im Gefängnißhospital zusammen, wo ich sehr oft krank daniederlag. Die Arrestanten in ganz Rußland wissen, daß am mitleidigsten gegen sie die Aerzte sind. Die machen nie einen Unterschied zwischen den Gefangenen, wie das unwillkürlich jedem Andern begegnet, nur dem gemeinen Manne nicht. Unser Volk — ich sagte es schon — wirft keinem Gefangenen sein Verbrechen vor; was er auch Schreckliches begangen habe, es vergiebt ihm Alles, um der erlittenen Strafe, überhaupt um seines Unglücks willen. Nicht umsonst nennt in ganz Rußland das Volk Verbrechen „Unglück" und den Verbrecher einen „Unglücklichen". Eine tiefbedeutsame Bezeichnung, die um so wichtiger ist, da sie nicht aus Bewußtsein, sondern aus Instinkt hervorgegangen. — Die Aerzte aber sind in vielen Fällen eine wahre Zuflucht für den Arrestanten, namentlich für den in Untersuchung Stehenden, der strenger gehalten wird, als die Verurtheilten. Ein solcher berechnet im Voraus den muthmaßlichen Eintritt des für ihn schreckensvollen Tages und rettet sich ins Hospital, um nur einigermaßen den schweren Moment hinauszuschieben. Wenn er nun wieder heraus muß und fast mit Sicherheit weiß, daß der morgende Tag die verhängnißvolle Frist sei, dann pflegt er meist in eine heftige Aufregung zu gerathen. Mancher sucht aus Eitelkeit seine Gefühle zu bergen; aber sein gezwungener, angenommener Muth kann die

Digitized by Google

Genossen nicht täuschen. Alle begreifen, um was es sich handelt, und schweigen still aus Menschenliebe. Ich kannte einen jungen Arrestanten aus dem Soldatenstande, einen Mörder, der zur vollen Zahl Hiebe verurtheilt war. Er bekam eine solche Angst, daß er am Abend vor der Execution sich entschloß, einen Krug Wein zu trinken, in welchen er Schnupftabak eingerührt hatte. Beiläufig bemerkt, Wein hat der Arrestant immer vor der Execution. Derselbe wird lange vorher angeschafft und sehr theuer erkauft. Denn gern versagt sich der Arrestant ein halbes Jahr lang das Unentbehrlichste, um nur so viel aufzubringen, als er für eine halbe Flasche Wein zahlen muß, die er einige Minuten vor der Execution trinken kann. Unter den Arrestanten herrscht nämlich die Ueberzeugung, daß man im Rausch die Peitsche oder den Stock weniger schmerzlich empfindet. — Doch ich kam von meiner Erzählung ab. Als der arme Kerl seinen Krug Wein getrunken hatte, wurde er wirklich auf der Stelle krank. Es trat Bluterbrechen bei ihm ein, und man brachte ihn fast besinnungslos ins Hospital. Dieses Erbrechen erschütterte dermaßen seine Brust, daß nach einigen Tagen sich die Symptome der Schwindsucht einstellten, welcher er in wenigen Monaten erlag. Die ihn behandelnden Aerzte wußten nichts von dem Ursprung seiner Krankheit.

Allein wie ich von dem häufigen Kleinmuth der Arrestanten vor der Execution erzähle, so muß ich auch erwähnen, daß manche dagegen durch ihre ungewöhnliche Furchtlosigkeit den Beobachter in Erstaunen setzen. Ich entsinne mich einiger Beispiele kecker Entschlossenheit, die an Fühllosigkeit grenzte, und solche Beispiele kamen nicht gar zu selten vor. Namentlich erinnere ich mich meines Zusammentreffens mit einem entsetzlichen Verbrecher. An einem Sommertage verbreitete sich unter uns das Gerücht, daß Abends an dem berühmten Räuber Orlow, einem Deserteur, die Execution stattfinden und daß man ihn nach derselben ins Hospital bringen würde. Die kranken Arrestanten, die Orlow erwarteten, sprachen von einer grausamen Execution. Alle waren in einer gewissen Aufregung, und ich gestehe, auch ich sah dem Erscheinen des berühmten Räubers mit äußerster Neugier entgegen. Längst hatte ich Wunder von ihm erzählen hören. Das war ein Bösewicht, wie es wenige giebt, der kaltblütig Greise und Kinder metzelte — ein Mensch von furchtbarer Willenskraft und stolzem Selbstbewußtsein. Er hatte sich vieler Mordthaten schuldig bekannt und war zu Spießruthen verurtheilt worden. Es war schon spät am Abend, als man ihn brachte. Im Krankenzimmer war es bereits dunkel geworden, und die Lichter wurden angebrannt. Orlow war fast besinnungslos, todtenbleich, sein dichtes pechschwarzes Haar zerzaust, sein Rücken geschwollen und blau mit Blut unterlaufen. Die

Digitized by Google

ganze Nacht pflegten ihn die Arrestanten, brachten ihm frisches Wasser, wendeten ihn von einer Seite auf die andere, gaben ihm Arznei ein — als hätten sie einen Blutsfreund, als hätten sie ihren Wohlthäter zu pflegen. Am andern Morgen aber war er vollkommen munter, und ging ein paar Mal durchs Zimmer. Das setzte mich in Erstaunen nach dem Zustande völliger Erschöpfung, in welchem man ihn ins Hospital gebracht. Er hatte die Hälfte der ihm zuerkannten Zahl von Hieben mit einem Mal empfangen. Der Arzt ließ die Execution erst innehalten, als er bemerkte, daß die Fortsetzung den Verbrecher unfehlbar tödten würde. Dabei war Orlow klein, von schwachem Körperbau und obenein von der langen Untersuchungshaft entkräftet. — Wer den Opfern einer solchen jemals begegnet ist, dem werden sicherlich die abgezehrten bleichen Gesichter und fieberhaften Blicke lange nicht aus dem Sinne gekommen sein. — Dennoch erholte sich Orlow rasch. Offenbar half seine geistige Energie der Natur auf. Er war in der That kein gewöhnlicher Mensch. Aus Neugierde machte ich seine nähere Bekanntschaft und studirte ihn eine ganze Woche. Ich darf entschieden behaupten, daß ich nie in meinem Leben einem Manne von größerer Kraft und mehr eiserner Festigkeit des Charakters begegnet bin. Früher hatte ich schon einmal in Tobolsk eine Berühmtheit dieser Art, einen ehemaligen Räuberhauptmann gesehen. Der war geradezu ein wildes Thier. Stand man neben ihm, so empfand man, ohne seinen Namen zu kennen, schon instinktmäßig die Nähe eines schrecklichen Wesens. Aber was mich an Jenem erschreckte, war die moralische Stumpfheit. Das Fleisch hatte dermaßen die Oberhand über alle seine Geistesfähigkeiten gewonnen, daß man ihm auf den ersten Blick ansah: hier war nur der wilde Durst nach Sinnengenuß und Wollust geblieben. Ich bin überzeugt, daß Korenew — so hieß er — der Strafe gegenüber allen Muth verlor und vor Angst bebte, während er metzeln konnte, ohne zu zucken. Einen vollständigen Gegensatz zu ihm bildete Orlow. Hier zeigte sich ein offenbarer Sieg über das Fleisch. Dieser Mensch hatte die äußerste Selbstbeherrschung, verachtete alle Qualen und körperlichen Schmerzen und fürchtete nichts auf der Welt. Wir sahen in ihm eine unendliche Energie, einen Drang nach Thätigkeit, Rachedurst und ein heißes Streben nach dem vorgesetzten Ziel. Unter Anderm überraschte mich sein seltsamer Hochmuth. Er sah Alles von oben herab; doch ging er dabei nicht auf Stelzen, sondern nahm sich ganz natürlich. Ich glaube, es gab Niemand, der ihm durch bloße Autorität imponirt hätte. Er betrachtete Alles mit einer Ruhe und einem Gleichmuth, als könnte nichts in der Welt ihn in Verwunderung setzen. Obgleich er vollkommen begriff, daß die Arrestanten vor ihm Respect hatten, warf er sich ihnen gegenüber keines-

Digitized by Google

wegs in die Brust. Und doch sind Eitelkeit und Aufgeblasenheit fast ohne Ausnahme allen Sträflingen eigen. Orlow war nichts weniger als dumm und sonderbar offenmüthig, ohne schwatzhaft zu sein. Auf mein Befragen antwortete er mir geradaus, daß er nur seine Heilung abwarte, um so bald wie möglich den Rest seiner Strafe zu empfangen. Im Anfang habe er besorgt, die Execution nicht aushalten zu können. „Nun aber", setzte er hinzu, indem er mir mit den Augen zuwinkte, „nun ist's abgemacht. Sowie ich meine volle Zahl Hiebe bekommen habe, schickt man mich nach Nertschinsk, und unterwegs entfliehe ich — ganz sicher. Wenn nur mein Rücken bald heilt." Fünf Tage hindurch wartete er mit Sehnsucht auf den Augenblick, wo er aus der Krankenliste gestrichen würde. In dieser Erwartung war er bisweilen sehr aufgeräumt und lustig. Ich versuchte mit ihm von seinen Abenteuern zu sprechen. Er zog ein etwas verdrießliches Gesicht bei meinen Fragen, antwortete mir indeß mit aller Offenheit. Als er aber inne wurde, daß ich an sein Gewissen rührte und auf einige Reue bei ihm hinzielte, warf er einen so verächtlichen und hochmüthigen Blick auf mich, wie wenn ich in seinen Augen plötzlich zu einem kleinen, dummen Jungen herabsank, mit dem man nicht reden könne, wie mit Erwachsenen. Es drückte sich sogar etwas wie Mitleid mit mir auf seinem Gesichte aus. Einen Moment darauf brach er über mich in das herzlichste Gelächter aus, dem nichts von Ironie beigemischt war, und ich bin überzeugt, für sich allein wird er, meiner Worte gedenkend, noch wiederholt gelacht haben. Endlich wurde er, noch ehe sein Rücken ganz heil war, aus der Krankenliste gestrichen; ich ebenfalls, und aus dem Hospitale gingen wir zufällig miteinander — ich ins Gefängniß zurück, er in die Wachtstube daneben, wo man ihn auch zuvor in Gewahrsam gehalten hatte. Als er von mir Abschied nahm, drückte er mir die Hand, was von seiner Seite ein Zeichen großen Vertrauens war. Ich glaube, er that es nur, weil er mit sich selbst und mit dem gegenwärtigen Augenblick sehr zufrieden war. Eigentlich aber konnte er nicht anders, als mich verachten und in mir ein fügsames, schwaches, klägliches, in jeder Beziehung ihm untergeordnetes Wesen sehen. Am folgenden Tage ward die Execution an ihm wiederholt.

Sobald unsere Gefangnenstube verschlossen wurde, bekam sie ein eigenes Ansehen: das einer wirklichen Wohnstätte, eines häuslichen Herdes. Erst jetzt zeigten sich nun die Arrestanten, meine Genossen, wie zu Hause. Den Tag über können die Unteroffiziere, die Wächter und Aufseher jeden Augenblick eintreten, und deshalb nehmen sämmtliche Bewohner des Gefängnisses sich ganz anders, als hätten sie keine rechte Ruhe, als wären sie in einer gewissen Aufregung, als

Digitized by Google

erwarteten sie noch etwas. Kaum aber war die Stube geschlossen, so nahmen Alle ruhig Platz, und fast Jeder griff zu irgend einer Arbeit. Es wurde plötzlich hell. Jeder hatte sein Licht und seinen Leuchter — meist einen hölzernen. Der Eine machte sich an ein Paar Stiefel, der Andere nähte ein Kleidungsstück. Ein mephitischer Dunst verbreitete sich durch das Zimmer und wurde von Stunde zu Stunde stärker. In einer Ecke saß ein Häuflein Faullenzer mit untergeschlagenen Beinen vor einem ausgebreiteten Teppich und spielte Karten. Fast in jeder Gefangnenstube war irgend ein Arrestant Inhaber eines solchen kleinen abgenutzten Teppichs, einer Kerze und unglaublich abgegriffener schmieriger Karten. Das alles zusammen hieß man den „Maidan" (das Spiel). Der Inhaber bekam von den Spielern fünfzehn Kopeken für die Nacht. Das war sein Erwerb. Gespielt wurden nur Hazardspiele. Jeder Theilnehmer warf einen Haufen Kupfermünze vor sich hin — alles, was er in der Tasche hatte, und stand nicht eher auf, als bis er alles verspielt oder seinen Partnern abgewonnen. Das Spiel endete erst spät in der Nacht. Zuweilen dauerte es bis Tagesanbruch, bis zu dem Augenblick, wo die Gefangenenstube geöffnet wurde. Bei uns, wie in allen andern Stuben des Gefängnisses gab es stets Bettler — entweder solche, die alles verspielt und vertrunken hatten, oder Bettler von Haus aus, so zu sagen, von Natur. Den letztern Ausdruck betone ich ganz besonders. Denn wirklich fanden und finden sich immer in unserm Volke, gleichviel unter welchen Verhältnissen und in welcher Umgebung, manche seltsame Individuen, stillen Wesens und oft nichts weniger als träge, denen es aber einmal vom Schicksal beschieden ist, für alle Zeit Bettler zu bleiben. Sie sind ewige Nichtshaber, gehen immer schlumpig einher, sind immer niedergeschlagen und von etwas gedrückt, werden immer von Jemand herumgehetzt, gewöhnlich von Faullenzern oder plötzlich reich und vornehm Gewordenen. Jeder Anfang, jede Initiative ist ihnen Jammer und Beschwerde. Sie scheinen dazu geschaffen, nichts selbst zu unternehmen, sondern nur aufzuwarten, keinen eigenen Willen zu haben, nach eines Andern Flöte zu tanzen; ihr Beruf ist: nur Fremdes auszuführen. Keine Umstände, keinerlei Veränderungen können ihnen zu etwas verhelfen. Sie sind und bleiben Bettler. Ich habe bemerkt, daß dergleichen Individuen nicht allein im Volke, sondern auch in allen Gesellschaftsklassen, allen Ständen, allen Parteien, allen Associationen, ja selbst in der Journalistik vorkommen. So ist es denn auch in jedem Gefängniß und in jeder Gefangnenstube. Kaum war das Kartenspiel arrangirt, so stellte sich Einer von dieser Menschenart sofort zu Dienstleistungen ein. Zu jedem „Maidan" brauchte man einen Aufpasser. Den mietheten in der

Digitized by Google

Regel die Spieler insgesammt für fünf Silberkopeken auf die ganze Nacht. Seine Obliegenheit war hauptsächlich: die ganze Nacht auf der Lauer zu stehen. Meist fror er sechs bis sieben Stunden im finstern Flur bei dreißig Grad Kälte, und horchte auf jedes Pochen, auf jedes Geräusch, auf jeden Schritt im Hofe. Der Platzmajor oder die wachthabenden Offiziere erschienen bisweilen im Gefängniß sehr spät in der Nacht, traten leise ein und erwischten sowohl die Spieler, als die Arbeitenden und die überflüssigen Lichter, die man schon vom Hofe aus sehen konnte. Denn wenn einmal im Flur an der Thür nach dem Hofe plötzlich das Schloß klang, so war es schon zu spät, sich zu verstecken, die Lichter auszulöschen und sich auf die Pritschen hinzulegen. Aber da die Maidangesellschaft hernach den Aufpasser so etwas schwer entgelten ließ, so passirten dergleichen Versehen auch nur höchst selten. Fünf Kopeken sind allerdings ein Spottgeld selbst im Gefängniß. Aber die Miether waren in solchen wie in andern Fällen unbarmherzig streng. „Bist du einmal bezahlt, so diene." Dies Argument duldete keinen Einspruch. Für den gezahlten Groschen nahm der Miether alles, was er irgend nehmen konnte, wo möglich mehr, als ihm zukam, und dabei glaubte er noch dem Gemietheten einen Gefallen zu thun. Wie oft sah ich einen Bruder Liederlich, einen Trunkenbold, der rechts und links mit Gelde um sich warf, den armen Kerl prellen, der ihn bediente! Doch ich sah das nicht bloß beim „Maidan", und nicht im Gefängniß allein*). —

W. W.

*) Wir übergehen hier zu sehr in die Details individueller Charakteristik führende Beschreibungen einzelner Sträflinge und wenden uns in Dostojewsky's Memoiren zu Schilderungen von mehr allgemeinem Interesse, deren wir noch mehrere in den nächsten Heften unserer Zeitschrift mittheilen.

Digitized by Google

Vergangenes Leben *).

Von W. v. K.

I.

Es wird in letzter Zeit viel gesprochen von den Fortschritten Rußlands auf der Bahn der Civilisation, und wahrlich mit Recht. Mächtig wirkt der Impuls von oben, nicht weniger mächtig der innere Drang der Nation, den vorausgeeilten westlichen Nachbarn gleich zu kommen. Vieles, was noch vor drei bis vier Jahrzehnten, wenn auch nicht gut geheißen, so doch stillschweigend und gleichgültig geduldet wurde, ist jetzt schon zur Unmöglichkeit geworden; es ist nicht mehr alles nachahmungswerth, was die Väter und Großväter in übermüthiger Rohheit thaten.

Diese Behauptung ist an und für sich klar genug, und wird schwerlich auf Widerspruch stoßen. Noch klarer aber wird sie, wenn

*) Indem wir unmittelbar auf die Aufzeichnungen Dostojewsky's aus dem Leben der Gefangenen diese Mittheilungen aus dem Leben eines freien Herrn folgen lassen, ist es keineswegs unsere Absicht, Nachtbilder zu häufen und den trostlosen Eindruck der Sträflingsexistenz durch den empörenden einer straffreien Willkür zu übersteigern. Vielmehr glauben wir, wenn etwas das Gemüth von der Beklemmung lösen kann, welche uns bei dem Gedanken faßt, das Widerwärtige, das uns vorgeführt worden, sei noch nicht beseitigt, und würde auch niemals ganz zu beseitigen sein, so ist es die Hinweisung auf eine trübe Vergangenheit, von der wir uns nur eben getrennt, aber für immer und ewig getrennt haben. Je tiefer und dunkler ihre Schatten sind, in desto hellerem Lichte steht für uns die Gegenwart. — Verbrechen wird es immer und überall geben; und zu welcher Vollkommenheit in seinen Einrichtungen es ein Staat auch bringen mag — Strafanstalten sind nirgends zu entbehren, und sind und bleiben überall ein lebendiges Grab. Deshalb können die Memoiren Dostojewsky's nicht anders als einen trostlosen Eindruck hinterlassen, den kein Blick in die Zukunft zerstreut. Aber diese Züge aus dem langen Leben eines ungebändigten und unbestraften vornehmen Herrn, diese Züge, von denen kein einziger übertrieben ist, kein einziger sich von der nackten Wirklichkeit entfernt, gehören, aus so frischer Erinnerung sie geschöpft sind, einer unwiederbringlichen Vergangenheit an. Sie machen uns deutlich, welche Kluft zwischen letzterer und der gegenwärtigen Culturepoche Rußlands liegt, und für jeden Menschenfreund muß die Erfahrung eben so belehrend als erhebend sein, was der Wechsel einiger Jahre vermag. D. Red.

Digitized by Google

sie sich auf ein Beispiel stützt, das den Unterschied zwischen Sonst und Jetzt handgreiflich vor die Augen stellt. Unter solchen Beispielen wähle ich eins — das Leben eines Mannes, der im Jahre 1832, also in Tagen, die uns sehr nahe liegen, gestorben ist. Durch freundliche Mittheilungen der nächsten Verwandten mit den überraschendsten Einzelheiten aus der Existenz dieses culturhistorisch merkwürdigen Todten bekannt geworden, erzähle ich davon soviel als mir nöthig scheint, um dem Bilde einige Vollständigkeit zu geben. Der Name bleibt für den deutschen Leser ein leicht zu verschmerzendes Geheimniß, sobald er weiß, daß der Berichterstatter sonst mit geschichtlicher Treue wiedergegeben, was er aus sicherer Quelle geschöpft.

Alexej Petrowitsch war der Sohn eines bemittelten Gutsbesitzers im Gouvernement Poltawa. Ueber die Erziehung, die er in seiner Kindheit genossen, weiß Niemand etwas Genaues, und wir können uns auch füglich darüber hinwegsetzen, da es sich ja nicht um eine vollständige Biographie des Mannes handelt. Die Resultate dieser Erziehung zeigen uns später deutlich genug, welcher Art sie gewesen sein muß.

Wir erblicken ihn zum ersten Mal im Jahre 1775, etwa 30 Jahr alt, in St. Petersburg als Hauptmann in einem Garde-Regiment der Kaiserin Katharina.

Alexej Petrowitsch war groß von Wuchs und vom Himmel mit einer eisernen Constitution beschenkt. Ein aus einer etwas späteren Periode seines Lebens erhaltenes Bildniß zeugt zugleich von ungewöhnlicher männlicher Schönheit. Große braune Augen, von dunklen Augenbrauen kühn überwölbt, schauten, trotz des eigentlich mehr strengen Zuschnitts des ganzen Gesichts, mit einer gewissen lachenden Dreistigkeit in die Welt hinaus. Die fein gebogene Nase näherte sich dem griechischen Typus, wie auch die ins Gelbliche spielende Farbe der Haut eine Beimischung südlichen Blutes verrieth. Das gepuderte Haar ließ, sorgfältig zurückgestrichen, die hohe Stirn vollkommen frei, und der nach unseren Begriffen so unmännliche Zopf mag sich auf dem breiten Rücken lächerlich genug ausgenommen haben. Die Lippen waren schmal, aber nicht zusammengepreßt: wenn man das nicht ohne künstlerisches Geschick ausgeführte Bild ansieht, so bleibt man in Zweifel, ob Spott oder Gutmüthigkeit aus dem in den Falten des Mundwinkels kaum angedeuteten Lächeln spricht. Läßt aber Manches in dem Ausdruck des Gesichts eine vortheilhafte Deutung zu, so erweckt doch die gerunzelte Stirn und die einer Furche ähnliche Falte zwischen den Augenbrauen durchaus kein Zutrauen.

Vielleicht hatte übrigens diese Falte sich später ausgebildet: im Jahre 1775 galt Alexej Petrowitsch in St. Petersburg für einen der

Digitized by Google

schönsten Männer und war gesucht in der Gesellschaft. Auch an einem gewissen Grad von dem, was man damals Bildung nannte, scheint es ihm nicht gefehlt zu haben — wenigstens lag der Instinkt dafür in ihm, denn eine nicht unansehnliche Sammlung guter Bilder und seltener Münzen aus seinem Nachlaß ist noch heute in den Händen seiner Erben. Die Zeit, wo die französische Emigration den russischen Adel mit großen Theils höchst miserablen Hauslehrern versorgte, war noch nicht gekommen; aber schon seit Peter dem Großen hatte das Ausland bald mehr, bald weniger Einfluß auf den äußeren Firniß bei der Erziehung, und die Achtung der Kaiserin Katharina vor den großen Geistern ihrer Zeit hatte, von den Stufen des Thrones ausgehend, sich auch unter den angesehenen Familien der Residenz wenigstens scheinbar Eingang verschafft. So viel scheint gewiß, daß die allen Anstand mit Füßen tretenden Schwelgereien schon damals mit dem Schleier des Geheimnisses bedeckt wurden, und der Mann, der auf eine gewisse Stellung in der Gesellschaft Anspruch machte, seine thierischen Instinkte nicht zur Schau trug. Auf diese Weise wird es erklärlich, daß Alexej Petrowitsch in den höchsten Kreisen der Residenz gern gesehen war, daß sich aus der ersten Hälfte seines Lebens durchaus gar keine charakteristischen Züge als Tradition bei seinen Nachkommen erhalten haben; denn die Art, wie wir ihn später auftreten sehen, kann nicht aus einer plötzlichen Inspiration hervorgegangen sein — Jugend und Mannesalter mußten manches Motivirende dafür aufzuweisen haben. Er war heftig bis zum Jähzorn, heißt es von ihm in einem Briefe, aber gutmüthig in hohem Grade; man konnte ihm nicht gram sein, wenn er auch bisweilen mit Wort und That drein schlug, denn mit Wort und That wußte er auch wieder zu helfen, wo sich ihm eine Gelegenheit darbot.

Der erste Zeitpunkt seines Lebens, über den wir ins Einzelne gehende Notizen besitzen, ist der seiner Vermählung.

Unter der großen Zahl der Häuser, die dem liebenswürdigen Alexej offen standen, war auch das der Familie K. Der Name thut hier wieder nichts zur Sache, und ich füge dem geheimnißvollen Buchstaben nur die Erläuterung hinzu, daß er von dem Kaiser Alexander I. mit einer Grafenkrone geschmückt wurde und daß die Familie noch heute zu den angesehensten Rußlands gehört. Häufiger als sonst wo in den Salons der Großen war Alexej in dem Pallast des Großwürdenträgers K. zu finden: die Tochter des Hauses, Agrippina, zog ihn mächtig an. Ohne blendende Schönheit war das junge Mädchen von ganz eigenthümlichem Liebreiz: man fühlt sich unwillkürlich von Wehmuth beschlichen bei dem Anblick ihres Bildes, so Schmerz und Kummer ahnend schaut das große blaue Auge daraus hervor. Weder

Digitized by Google

Puder noch Stumpfnäschen sind im Stande diesen Eindruck zu verscheuchen, und die nach der Mode der Zeit unter der Brust beginnende Taille mit den senkrechten, unsern heutigen Schönheitsbegriffen widersprechenden Linien, die an beiden Seiten hinablaufen, entlocken kein Lächeln in dem Conterfei der lieblichen, melancholischen Agrippina.

Von der Art, wie Alexej Petrowitsch der Auserwählten seines Herzens den Hof machte, sagen die Traditionen nichts, und ich wage es nicht, den Liebeserklärungen Worte zu leihen, die der Leser in jedem Roman finden könnte. Es genügt uns zu wissen, daß der feurige Alexej an einem Vormittage dreist mit seinem Heirathsantrage vor den Vater seiner Auserwählten trat. Aus der Antwort des alten K. ergiebt sich, daß der junge Mann, bei all seiner Liebenswürdigkeit im geselligen Kreise, schon damals nicht den Ruf eines Tugendhelden gehabt haben mußte: er war mehr als wohlhabend, von guter altadeliger Familie, und konnte also in Betracht seiner äußeren Vorzüge für „eine gute Partie" gelten, und dennoch wurde er als Freier trocken abgewiesen.

Wie lange Alexej nach dieser Demüthigung zu Hause getobt haben mag, ist uns unbekannt, aber die Begebenheiten nahmen bald den Gang, den er ihnen geben wollte. Den ersten Akt bildeten sehr reichliche Prügel, die er seiner Dienerschaft eigenhändig administrirte; darauf folgte eine Vertheilung eben so reichlicher Geschenke, von den freundlichsten, herzlichsten Worten begleitet, so daß die Geprügelten ihre Beulen und blauen Flecken vergaßen, und gleich wieder bereit waren, seinen Befehlen blind zu gehorchen. Unser Held muß bei solchen Gelegenheiten eine beneidenswerthe Eloquenz an den Tag gelegt haben; denn das Hausgesinde hing bis in das späteste Alter des Herrn mit einer Liebe an ihm, die durch den einfachen Wechsel von Mißhandlungen und Trinkgeldern nicht leicht zu erklären wäre.

Nachdem also der Sturm sich gelegt, den jedes momentane Mißlingen eines Vorsatzes hervorrief, versammelte Alexej seine zahlreichen Diener, und erzählte ihnen in freundschaftlichen Ausdrücken, warum er ihnen so übel mitgespielt und welche wichtige Rolle er ihnen jetzt zugedacht. Ein Operationsplan wurde gemeinschaftlich ausgearbeitet, und schon am Abende desselben Tages die Ausführung eingeleitet.

Aleschka, der erste Kammerdiener, ein Muster der Vorzimmer-Eleganz, war schon seit Monaten der erklärte Anbeter der ersten Kammerjungfer im K.'schen Hause. Diesem wurde ein Brief an Fräulein Agrippina anvertraut. Das merkwürdige Dokument hat sich bis auf den heutigen Tag im Familien-Archiv erhalten, und liefert den Beweis, daß die parfümirten rosenrothen Billets noch nicht in der

Digitized by Google

Mode waren: es ist ein ziemlich großes Blatt in quarto, auf dem in langen, steifen, aber sehr deutlichen Buchstaben Folgendes in russischer Sprache zu lesen ist: „Liebe Freundin Agrippina Pawlowna, ich habe heute früh um Deine Hand gebeten, und Dein Vater hat mich zur Thüre hinausgewiesen. Wenn Du mich liebst, so komm Donnerstag Abend um 11 Uhr an das Hausthor, das zur Wladimirstraße führt; ich bringe Dich nach Pakrowo und wir lassen uns trauen. Dein Freund Alexej Petrowitsch, Garde-Hauptmann."

Wir müssen annehmen, daß das Herz der jungen Agrippina sich in hinreißenderen Ausdrücken erging, als der lakonische Brief ihres Geliebten, der ohne Zweifel besser sprach als schrieb. Thatsache ist es, daß sie in der dem festgesetzten Donnerstage vorhergehenden Zeit viel weinte, dabei aber mit Hülfe ihrer Kammerjungfer ein nicht unansehnliches Bündel schnürte, und zur bestimmten Stunde die dunkle Treppe hinunterstieg. Der weitläuftige Pallast der Familie K. machte gegen zwei Straßen Fronte; der Dwornik oder Hausknecht, der an dem Thor wachte, das der Wladimirstraße zuging, war von zwei Dienern Alexej's durch häufiges Brüderschaftstrinken unschädlich gemacht, und ohne auf das geringste Hinderniß zu stoßen, fanden sich die Liebenden auf der Straße, als noch der letzte Schlag der scheidenden elften Stunde durch die Luft hallte. Es war eine dunkle, schneidend kalte Novembernacht; aber der Schnee kam mit seinem Weiß der höchst spärlichen Straßenbeleuchtung der damaligen Zeit zu Hülfe, und die Fliehenden erreichten in wenigen Minuten den Schlitten, der an der nächsten Ecke ihrer harrte. Als sie den Schlagbaum hinter sich hatten, wurde der Riemen gelöst, der in der Stadt der Glocke an dem Gespann die Zunge fesselte, und mit der Eile des Sturmes jagten die Pferde auf der endlosen Ebene dahin.

Wer eine solche Winterfahrt in Rußland gemacht hat, der kennt die düstere Poesie der Nacht fast so gut als der Seemann. Wie am Bord des Schiffes ist die Schnelligkeit der Bewegung nicht zu berechnen — nur die wimmernden Schläge der Glocke an dem Krummholz lassen das rasende Rennen der Pferde errathen, und auch diese Glockentöne gehen bisweilen in ein Aechzen und Seufzen über, wenn die Zunge, statt anzuschlagen, im Kreise herum getrieben wird. Die Phantasie, die dem Träumen hold ist, glaubt sich in ein Märchen aus den Kinderjahren versetzt.

Das liebende Paar in der mit Bastmatten gedeckten und mit Bärenfellen ausgeschlagenen Kibitka hatte natürlich mehr als gewöhnliche Reisende Grund, sich seinen Träumereien zu überlassen, und wird das auch wohl in seinen vortrefflichen Pelzen gethan haben. Der Berichterstatter kann darüber nichts als Vermuthungen aus-

Digitized by Google

sprechen, und weiß nur, daß sie vierundzwanzig Stunden lang mit rastloser Eile ihren Weg verfolgten, also nicht lange vor Mitternacht in dem Dorfe Pakrowo ankamen. Hier waren alle Vorbereitungen schon getroffen; der Geistliche wartete in der matterleuchteten Dorfkirche — zwei Zeugen, deren Namen die Geschichte nicht aufgezeichnet, standen bereit, und nach einer halben Stunde war Agrippina Alexej's Frau.

Alexej Petrowitsch hatte vor seiner Abreise aus Petersburg einen Urlaub auf einen Monat erhalten, und brachte in Folge dessen seine Flitterwochen in einem Städtchen zu, das dem Dorfe nah lag, wo er getraut worden war. Keine polizeilichen Nachforschungen störten die Freuden der jungen Ehe, obgleich die Spur der Geflohenen gewiß leicht zu entdecken gewesen wäre, und Alexej und Agrippina schlugen nach Ablauf der Urlaubszeit den Rückweg in die kaiserliche Residenz ein, mit der festen Ueberzeugung, die väterliche Nachsicht würde, dem nicht mehr zu ändernden Faktum gegenüber, Gnade für Recht ergehen lassen. Die Enttäuschung erfolgte bald. Der alte K. war nur mit Mühe zu besänftigen gewesen, als er die Entführung seiner Tochter erfuhr, die er im ersten Augenblick hatte auf allen Landstraßen verfolgen lassen wollen; nur um seinen Namen zu schonen, waren alle Gewaltschritte unterblieben. Als aber Agrippina an die Thüre ihres Vaters klopfte, wurde sie streng zurückgewiesen, und statt der erwarteten Verzeihung ward ihr die Nachricht: sie sei gerichtlich enterbt.

Wie sehr die junge Frau ihren Mann lieben mußte, bewies schon der leichtsinnige Schritt, zu dem sie sich entschlossen; sie suchte also in der Liebe Trost für die väterliche Strenge. Alexej seinerseits war nicht der Mann, sich die Enterbung seiner Frau zu Herzen zu nehmen: er machte sich gar nichts daraus. Die Neuvermählten blieben in Petersburg. Ob die Ehe in den ersten Jahren eine leidlich glückliche war, ist unbekannt — wir wollen es hoffen, um in dem Leben der armen Agrippina wenigstens einen Zeitpunkt vorauszusetzen, der ihr nicht zur Strafe ihrer Unbedachtsamkeit wurde.

II.

Achtzehn bis neunzehn Jahre übergehen wir mit Stillschweigen in unserer Skizze. Agrippina erzählte nie etwas aus dieser Periode, und überließ es ihren wenigen Freunden, ihre Thränen und Seufzer zu deuten. Das Einzige aus dieser Zeit, worüber sie sich aussprach, und was, ihren beiden Söhnen gegenüber, ihr sogar noch kurz vor dem Tode ein Lächeln entlockte, war die Schilderung der Art, wie

Digitized by Google

diese als Knaben in das kaiserliche Pagencorps abgegeben wurden: „Ihr hattet hellgrüne Röcke an", sagte sie, „mit rothen Wollenschwänzchen, in der Weise des Hermelin-Pelzwerks. Es war Euer schönster Anzug, und der Vater jagte Euch zur Thüre hinaus, als Eure Augen naß wurden." Sonst nichts aus dieser langen, langen Zeit. Das Spätere war so offenkundig, daß kein Zartgefühl ihr ein Schweigen auferlegte, und aus ihrem Munde kommt mittelbar Manches des hier Aufgezeichneten.

Alexej Petrowitsch war unterdeß Brigadier geworden und mit den russischen Truppen nach Polen marschirt. An einem historisch denkwürdigen Tage finden wir ihn wieder.

Heiß war der Kampf bei Maciejowice, am 10. October 1794, der letzte dieses Krieges: Kosciuszko hatte tollkühn mit 6000 Polen 16,000 Russen unter General Ferfen angegriffen, und war gefangen. Ermattet lagerten die Sieger theils in der Umgegend, theils in dem Dorfe selbst (einer Besitzung des Grafen Zamoyski). Die Schlacht hatte fast bis Sonnenuntergang gewüthet; ein trüber Herbstabend folgte mit unheimlicher Stille dem geräuschvollen Tage.

Aus den Fenstern eines verhältnißmäßig nicht unansehnlichen Hauses in der Gegend der Dorfkirche — es war vielleicht die verlassene Wohnung des Geistlichen — strahlte noch um Mitternacht eine grelle Beleuchtung. Es war ein hölzernes Gebäude mit einem unförmlichen hohen Strohdach, aus dessen Vorderseite ein Ausbau mit einem windschiefen Altan hervorragte und ein paar bewohnbare Bodenkammern verrieth. Unten führte die Eingangsthür unmittelbar in den größten Raum des Hauses, der vielleicht in friedlichen Zeiten die Dorfschule beherbergte — eine Anzahl von Tischen und Bänken, deren einige schon dazu gedient hatten, das Feuer in dem großen Ofen zu nähren, schienen wenigstens darauf hinzudeuten.

In diesem Raume ging es bunt und lebendig her an jenem Abend. Etwa zwanzig russische Offiziere hatten sich versammelt und spielten Pharao an drei zusammengerückten Tischen. Schon waren bedeutende Summen aus einer Hand in die andere übergegangen, als gegen Mitternacht der Rittmeister Barkowsky seine letzten zweihundert Dukaten vor sich ausschüttete und die Kameraden zum Pointiren aufforderte. Aus dem Leben dieses Barkowsky hat sich wohl schwerlich etwas Anderes erhalten, als dieser eine Moment, aber er bleibt dennoch ein lebendiges Zeichen der Zeit; was mußte damals geduldet und erlaubt sein, wenn die folgende historisch wahre Scene möglich war!

Barkowsky hielt seine Bank mit entschiedenem Unglück, und das Häuflein Gold wurde mit jedem Augenblick kleiner. Da ertönte drau-

Digitized by Google

ßen der Hufschlag eines Pferdes; ein Reiter schwang sich vor der Thüre des Hauses aus dem Sattel, und Alexej Petrowitsch trat in das Gemach. „Va banque!“ rief er, als er kaum die Schwelle übertreten — „va banque, auf die Dame!“ Der Banquier schlug die Karten klatschend auf den Tisch, bis die Dame links fiel, und ihm den Rest seiner Baarschaft raubte.

Barkowsky's Seele gerieth in jenen, einem jeden Spieler von Profession bekannten Zustand, wo nach dem Verlust der ganzen Habe nicht der Untergang aller seiner Hoffnungen allein in den Vordergrund tritt — die Wuth, nichts zu haben, um weiter zu spielen, peinigt ihn noch mehr und weckt den ersten Ausdruck der Verzweiflung. Niemand sprach ein Wort, während Alexej seinen übrigens sehr unbedeutenden Gewinn in die Tasche steckte und Barkowsky mit stierem Blick und blaß wie eine Leiche die ihm in der Hand gebliebenen Karten krampfhaft zusammenpreßte.

Alexej stand dem unglücklichen Spieler einen Augenblick schweigend gegenüber; dann sagte er: „Barkowsky, ich habe viel Geld in meinem Gürtel — fahre fort — es ist noch manches Dein, was Goldes werth ist!“

Barkowsky sah sich unwillkürlich um, als suchte er nach irgend einem Gegenstande, der die verlorenen Dukaten wieder in seinen Besitz bringen könnte — aber der bedeutend abgenutzte Reitermantel, der hinter ihm neben seinem Säbel am Boden lag, war Alles, was er besaß — sogar der Gaul, der ihn während der kaum verklungenen Schlacht getragen, war nicht mehr sein.

Alexej verstand den Blick des Verzweifelnden. „Deine Frau!“ rief er nach einer Pause.

Barkowsky war in der That vermählt: auf einer Reise, die er kurz vor dem Feldzuge gemacht, hatte er in Frankreich die Tochter eines Gärtners kennen gelernt und geheirathet. Die junge Französin, Adele Grenier, war ihrem Gatten nicht nur nach Rußland, sondern bei dem Ausbruch des Krieges auch nach Polen gefolgt. Mit festem Vertrauen auf die Unbesiegbarkeit der russischen Waffen, hatte sie in einem elenden, mit Matten gedeckten Fuhrwerk alle die langen Märsche mitgemacht, und war auch am 10. October dem Schlachtfelde so nah gewesen, daß sie bald nach eingebrochener Dunkelheit Maciejowice erreichen konnte.

„Adele Grenier war ein schönes Weib“, sagen noch heute die alten Leute, die sie, wenn auch nicht in ihrer Jugend, so doch wenigstens in einer Zeit gekannt haben, wo sie noch nicht ganz verblüht war. Das ist aber auch Alles, was sich über ihr Aeußeres sagen läßt — kein Maler hat die Züge der schönen Französin verewigt. Nur

Digitized by Google

ihrer großen schwarzen Augen, die der Tod erst vor drei Jahren geschlossen, erinnern sich noch Viele.

„Deine Frau!" wiederholte Alexej Petrowitsch.

Barkowsky besann sich — aber nicht lange. Das Weib, das er aus leidenschaftlicher Liebe geheirathet, das ihm vor wenigen Monaten einen im Innern Rußlands zurückgelassenen Sohn geboren, war ihm weniger werth, als die Gelegenheit, wieder zu erlangen, was ihm die Laune des Spiels genommen, und es begann unter lärmender Theilnahme der Kameraden ein Handeln um den Preis des einzusetzenden Kleinods. Barkowsky wollte in der ersten Hitze keine Karte anrühren, bevor sein Gegner nicht 20,000 Rubel auf den Tisch gelegt — aber er ließ allmälig ab von seiner Forderung, und die Spieler bestimmten endlich die Summe von 12,000 Rubeln. Eine einzige Karte sollte entscheiden.

Alexej warf eine Dame auf den Tisch. Barkowsky mischte langsam sein Spiel und zog noch langsamer eine Karte nach der andern ab — die Dame fiel links — seine Frau war verloren!

Ob die Sache zu Scenen zwischen Mann und Weib Anlaß gegeben, wissen wir nicht, und kennen nur das überraschende Resultat: Adele ging wirklich in den Besitz des Gewinners über! — Die damaligen Zustände, besonders im Kreise zügellos roher Offiziere, mögen freilich schlimm genug gewesen sein: wir können aber nicht annehmen, daß es der jungen Frau durchaus unmöglich gewesen wäre, Schutz gegen die Eigenmächtigkeit ihres Gatten und Alexej's zu finden, wenn sie ihn gesucht hätte. Wir müssen vielmehr glauben, daß Alexej Petrowitsch, obgleich damals schon gegen fünfzig Jahre alt, der Französin nicht unbedeutend angenehmer erschienen, als der Mann, der sie ihrer Heimath entführt. Ueber den kitzlichen Punkt des kirchlichen Segens mochte sie, als Kind der französischen Revolution, ebenfalls sehr liberale Ideen hegen — genug, das Spiel hatte entschieden, Alexej behielt sein Geld und den gewonnenen, 12,000 Rubel werthen Schatz. Barkowsky tritt ab von der Scene; es ist nie wieder etwas von ihm zu hören gewesen.

Schon am folgenden Tage wurde Adele unter dem Schutze zahlreicher Diener auf ein im Gouvernement Poltawa gelegenes Gut geschickt. Alexej versprach zu folgen, sobald er sich von seinen Dienstverhältnissen würde losgemacht haben.

Digitized by Google

III.

Was wir bis jetzt von dem Helden dieser Skizze gelesen, bietet uns noch wenig von dem Typus, den ich zu charakterisiren beabsichtigte. Erst jetzt tritt Alexej als wahrer Bojare der damaligen Zeit auf. Das zweite Viertel unsers Jahrhunderts hat die letzten Repräsentanten dieser Klasse verschwinden sehen; das dritte Viertel wird ihrer nur noch wie einer längst verklungenen Sage gedenken.

Der Landsitz Brokna, an der großen Straße, die von Poltawa nach Kiew führt, ist der Schauplatz, den wir betreten.

Wenig verändert steht noch heute alles da, wie in den Tagen Alexej's. Nur hat, was früher mit Stroh gedeckt war, in neuerer Zeit eine feuerfestere Bedachung erhalten.

Hart an der Landstraße liegt das Wohnhaus — ein langes hölzernes Gebäude mit niedrigen Fenstern und niedrigen Zimmern. Die einzige architektonische Ausschmückung besteht in einem kunstlosen Altan an der vorderen Façade und einem ähnlichen an der entgegengesetzten Seite; ein großer Saal, der die ganze Tiefe des Hauses einnimmt, verbindet die beiden Altane; die übrigen Räume sind ohne allen Plan an einander gereiht, und die Anfahrt mit den ausgetretenen Stufen befindet sich an einer Ecke. Das Ganze macht einen höchst unbehaglichen Eindruck, und die Möbel, von denen sich noch manche vorfinden, waren durchaus nicht geeignet, den Gedanken an Comfort aufkommen zu lassen. Lange, mit Kuhhaaren spärlich gepolsterte Bänke standen an den Wänden. In dem erwähnten großen Saale hingen grell colorirte, Don Quixote's Thaten darstellende englische Kupferstiche. Es ist übrigens zu bezweifeln, daß der Hausherr selbst Gefallen an diesen übertünchten Kunstwerken gehabt haben sollte: in entlegeneren Zimmern befanden sich einige sehr gute Bilder, die er nur auserwählten Gästen zeigte.

Mit mehr Sorgfalt als die übrigen war das Schlafgemach eingerichtet. Hier fanden sich einzelne Gegenstände vor, die der verfeinerte Luxus des Westens zum Bedürfniß gemacht, und ein dicker Teppich bedeckte den Fußboden. Das Auffallendste war das in einem geräumigen Alkoven stehende Bett, das drei Personen bequem beherbergen konnte, und auch bis zum letzten Lebensmoment Alexej's nie leer blieb. Zwei Gefährtinnen mußten ihm Gesellschaft leisten — — er spielte jeden Abend Schach mit ihnen und prügelte sie, wenn er gewann, um das Verständniß des sinnreichen Spiels so schnell als möglich zu entwickeln. Hinter dem Bette führte eine verborgene Thür in einen kleinen viereckigen Raum, in welchem er Geld und Kostbarkeiten aufbewahrte.

Digitized by Google

Einen eigenthümlichen Anblick gewährte der Hof an der Rückseite des Hauses. An zwei Seiten eines großen Rasenplatzes standen in geringer Entfernung von einander eine Menge kleiner Häuschen, jedes durch einen schmalen Gang in zwei Hälften getheilt, jede Hälfte von zwei weiblichen Wesen bewohnt. Die bei der Schilderung des Schlafgemachs erwähnten geselligen Gewohnheiten des Hausherrn erklären hinlänglich, warum er seine weibliche Umgebung so zahlreich als möglich machte. — Die Begabung für das Schachspiel ist nicht jedem Geiste in gleichem Maße eigen. Das Rekrutiren für den Kreis blühender Gestalten war nicht schwer. Alexej Petrowitsch hatte freie Wahl unter den Weibern und Töchtern der Leibeigenen auf seinen Gütern, und Väter und Männer mußten schweigend dulden, was sie nicht hindern konnten!

Doch fehlte es den armen Serailbewohnern nicht an Arbeit — von dem glückseligen Müßiggang ihrer Schwestern im Orient wußten sie nichts.

Die dritte Seite des Hofes, an dem wir die kleinen Häuschen gesehen, nahm ein Gebäude ein, das die Frauenwelt in Brokna täglich mit den Verwünschungen der Verzweiflung überhäufte. Heute steht eine Kirche an der Stelle — noch vor dreißig Jahren war es ein Theater. Nur ein weiblicher Fuß durfte die Bühne betreten. Liebhaber und edle Väter durften nur von Frauenzimmern dargestellt werden; bis auf den Lampenputzer hinab war keine männliche Seele bei dem Kunstinstitut. Das Ballet spielte freilich die Hauptrolle im Repertoire, aber auch Dramen und Trauerspiele wurden aufgeführt. Obgleich die letzten Vorstellungen kurz vor dem Tode des Besitzers von Brokna, also vor etwa dreißig Jahren stattgefunden, so weiß ich doch nur ein einziges Stück zu nennen. „Der Baum der Diana" betitelt, und auch von diesem erinnern sich die Zeitgenossen nicht mehr, ob es Ballet oder Drama gewesen. Die von einem durchreisenden Künstler dazu verfertigten Coulissen sind noch im Besitz der Erben — ein Tempel, ein Brunnen mit großen Löwenköpfen, ein Wald mit abenteuerlich gefärbten Bäumen, denen bei dem besten Willen kein botanischer Name anzupassen ist. Wenn man bedenkt, daß es Töchter der umliegenden Dörfer waren, die zu Tänzerinnen und Schauspielerinnen herangebildet werden mußten, daß keine zu lesen verstand, daß also die Rollen nur durch unaufhörliches Vorlesen und mit der Peitsche in der Hand dem rebellischen Gedächtniß einzuverleiben waren, so ergiebt eine jede Vorstellung eine solche Masse von Mißhandlungen, daß man nicht begreifen kann, wie die armen Wesen noch im Stande waren, Liebe und Zärtlichkeit, sei es in Worten oder battements, auf den Brettern nachzuäffen. Wie groß die Furcht

Digitized by Google

vor dem Gebieter gewesen sein muß, beweist unter andern das Faktum, daß das letzte vor ein paar Jahren zufällig entdeckte Mitglied der Schauspielertruppe, Jungfer Sachartschenka, die, ihrem eigenen Ausdrucke nach, als Kind die Amours gespielt, vor dem Portrait ihres seit mehr als fünfundzwanzig Jahren todten Herrn mit dem Ausruf „Alexej Petrowitsch!" in tiefe Ohnmacht sank.

Und nicht nur spielen mußten die Frauen und Mädchen — auch die Fabrikation sämmtlicher Theater-Requisiten lag ihnen ob. In den kleinen Häuschen wurden die feinsten Stoffe gewebt, mit farbiger Seide gestickt und mit Flittern und Goldpapier beklebt. Einzelnes von bewunderungswürdiger Arbeit wird noch als Curiosum aufbewahrt — so auch ein Dutzend Pomeranzen, muthmaßlich für einen Zaubergarten bestimmt, bei denen jedoch die Künstlerin den heimathlichen Kürbis zum Vorbild genommen zu haben scheint. Und immer war die Peitsche die Anregung zur Vervollkommnung — zwischen Prügeln und erzwungenen Liebkosungen in dem Lokal der Schachpartieen flossen die Jahre dieser Unglücklichen dahin.

Nicht nur auf der Bühne durfte kein Mann erscheinen — das Orchester allein machte davon eine Ausnahme — auch in den herrschaftlichen Gemächern wurde nur weibliche Bedienung geduldet. Während die weniger begabten und seltener mit der großherrlichen Gunst bedachten Frauen in ihrer ursprünglichen Bauerntracht, in Sarafan und Kakoschnik, einhergingen, bildeten die vom Himmel mit einem besonders glücklichen Aeußeren Begabten das eigentliche Hofgesinde, und wurden zu diesem Ende in die glänzende Tracht der Diener Ludwigs XIV. gesteckt. Man denke sich die russischen Bauerweiber mit gepudertem Haar als Kammerdiener, Läufer und Pagen! Es ist kaum zu glauben, daß in einer uns so nah liegenden Zeit so etwas möglich gewesen, und doch erzähle ich die buchstäbliche Wahrheit. Die Zahl der Dienenden soll oft auf hundert gestiegen sein.

Wenn aber im Hause selbst nur das schöne Geschlecht dem Herrn nahen durfte, so war doch auch die männliche, in entfernten Nebengebäuden untergebrachte Dienerschaft sehr zahlreich. Namentlich konnte die Jagd nicht von Nymphen geleitet werden, und der Stall, in welchem sich nie unter hundert und fünfzig Pferde befanden, bedurfte ebenfalls kräftiger Arme zu seiner Besorgung. Mancherlei Umstände rechtfertigten die Unterhaltung einer so großen Anzahl von Pferden: die Menge von Gästen, denen sie nicht selten zur Verfügung gestellt werden mußten, der Zustand der Landstraßen, besonders aber der gigantische Bau der Fuhrwerke, deren sich Alexej Petrowitsch bediente. Einzelne davon existiren noch, unter andern eine schwer zu bezeichnende Maschine, deren er sich zum Spazierenfahren in größerer Gesellschaft

Digitized by Google

bediente und die ich mit eigenen Augen gesehen: an die beiden Enden einer langen gepolsterten Bank schließen sich in mächtiger Rundung zwei halbzirkelförmige Sitze mit hohen Lehnen; vier schwere eiserne Stangen heben den Bock hoch in die Luft, und das Ganze ruht auf Rädern von sechs Fuß im Durchmesser. Zehn russische Steppen-Klepper bewegen mit Anstrengung die leere Maschine von der Stelle; war sie mit vier und zwanzig Luftfahrenden besetzt, so mußten natürlich noch mehr daran gespannt werden.

IV.

Schon während seiner Dienstzeit in der Residenz hatte Alexej Petrowitsch jährlich einige Monate auf diesem Landsitz zugebracht. Daß Agrippina das Treiben daselbst mit ihrer Würde unvereinbar fand, ist nicht zu verwundern — merkwürdiger erscheint uns, daß sie ihren rücksichtslosen Gatten erst vor dem Beginn des Marsches nach Polen verließ und sich in Poltawa einmiethete. Ihre edeldenkenden Brüder hatten die von dem Vater ausgesprochene Enterbung nicht anerkannt und ihr ein Landgut überlassen; sie konnte also unabhängig leben, und wurde bald von allen Hülfsbedürftigen der Umgegend wie eine Heilige verehrt.

Wie der unglücklichen Adele Grenier-Barkowsky zu Muthe sein mußte, als sie nach Brokna kam, können wir uns leicht vorstellen. Alexej mochte sie unwiderstehlich angezogen haben, durch sein offenes, liebenswürdiges Wesen und die eiserne Energie, die in jeder seiner Bewegungen lag; hier wurde es ihr sehr schwer gemacht, den Mann zu achten, den sie liebte: nicht das allein, was sie vor Augen sah, war enttäuschend, es kamen allmälig noch andere Dinge hinzu, die ihr den Aufenthalt im Hause verleiden mußten.

Alexej hatte schon von seinem Vater ein nicht unbedeutendes Vermögen geerbt — ein Zufall machte ihn zum reichen Mann. Auf dem Hofe eines angekauften Gutes stand ein kleines steinernes Häuschen — lange Jahre unbeachtet und unbenutzt. Dem neuen Besitzer fiel es endlich auf, daß die äußeren Dimensionen größer schienen, als der einzige gewölbte Raum im Innern: er ließ einen alten Schrank von massivem Eichenholz von der Stelle rücken, und entdeckte hinter demselben einen dunklen Raum, aus welchem einige Stufen in einen Keller führten. Dieser Keller war buchstäblich angefüllt mit Münzen und Silbergeräth. Der frühere Herr des Gutes mochte sich die Kostbarkeiten auf der Landstraße gesammelt haben, da er nie im Rufe großen Reichthums gestanden. Kein Erbe meldete sich — Alexej blieb

Digitized by Google

im Besitze des Schatzes, und die in dem Versteck gefundenen Leuchter und Gefäße sind noch heute in den Händen seiner Nachkommen.

Und nicht dieser Zufall allein hatte ihn bereichert — der Hang zum Sammeln hatte ihm noch andere Mittel angewiesen, seinen Wohlstand zu vergrößern. Wenn er während des Krieges sich am Tage tapfer herumgeschlagen, so benutzte er die Nacht zu weiten Streifzügen in Begleitung einiger Getreuen, und betrachtete als gute Prise, was er auf entlegenen Schlössern und Landsitzen erbeuten konnte. Die kostbare Sammlung von Goldmünzen und die guten Bilder, die er hinterlassen, sind die Frucht dieser vortheilhaften Spekulationen. Wieviel er an Geld auf solche Weise heimgebracht, ist natürlich unbekannt; er sprach nie von seinen Geschäften, und verbrannte sogar in späteren Jahren bisweilen kleinere und größere Päckchen von Kassenbillets — um seinen muthmaßlichen Erben die Vorausberechnung des Nachlasses zu erschweren, wie er behauptete. Noch ein Zug beweist, wie weit er die Liebhaberei für das Anhäufen trieb. Nach dem Vorbilde des Häuschens, in dessen Unterbau sich der Schatz vorgefunden, steht auch in Brokna ein kleines viereckiges Gebäude — ohne Thüre, aber mit einem verschließbaren Fenster: dort warf er die kupferne Scheidemünze hinein, die ihm in die Hände kam. Eine der beiden Töchter, die ihm Adele geschenkt, erhielt bei ihrer Verheirathung aus diesem Häuschen eine Mitgift von 10,000 Rubeln in grün angelaufenen Kopekenstücken.

Geiz war es nicht, was Alexej den Geschmack für dergleichen extravagante Sammlungen gab — er war im Gegentheil in hohem Grade freigebig, und gab mit der größten Leichtigkeit die ungeheuren Summen her, die sein fabelhafter Hausstand erheischte. Weil er aber so viel brauchte, so mußte er auch darauf bedacht sein, immer die Mittel zu dem sinnlosen Aufwand zu haben, und hierbei legte er Grundsätze an den Tag, die damals durchaus nicht ihm allein angehörten.

Seine Leibeigenen betrachtete er natürlich als ein Eigenthum, mit dem er rücksichtslos schalten und walten konnte. So lange die Sonne am Himmel stand, mußten sie für ihn arbeiten mit Weib und Kind; nicht nur die unabsehbaren Felder wurden bebaut, auch der etwa hundert und zwanzig preußische Morgen große Garten mit seinen künstlichen Seen, Inseln und Bergen mußte hergestellt und unterhalten werden. Und die Leute arbeiteten ohne Murren, denn die Vergeltung harrte ihrer nach Sonnenuntergang. „Der Tag ist mein, die Nacht ist euer", hatte der Herr gesagt, und die Weisung war verstanden worden. Brokna ist ein Hügelland; bergauf, bergab zieht sich die Landstraße durch dichte Wälder, und wie heute schleppten sich

Digitized by Google

auch damals lange Züge waarenbeladener Karren zwischen Poltawa und Kiew. Aber wenn sie heute gefahrlos ihren Weg verfolgen, so war es damals anders. Die Nacht gehörte nach des Herrn Ausspruch den Bauern von Brokna, und wehe dem Handelsmann oder Reisenden, der sich bei einbrechender Dunkelheit auf ihrem Revier erjagen ließ. Uebertrieben ist vielleicht, daß Alexej sich von jedem seiner Unterthanen für eine mondhelle Nacht einen, für eine rabenschwarze zwei Rubel zahlen ließ; that er es aber nicht, so ist schon das Gerücht davon bezeichnend genug, und beweist jedenfalls, daß einer oder der andere seiner Zeitgenossen diese Einnahmequelle nicht verschmäht.

Von offenkundigen Räubern also war die junge Französin umgeben, und selten verging eine Woche, ohne ihr die grauenerregenden Einzelheiten eines Mordes zuzutragen. Doch brauchte ihre Phantasie sich nicht in den Wald hinauszuwagen, um zurückzuschrecken. Auch in ihrer nächsten Nähe ging manches Empörende vor.

Wie Alexej seine Damenwelt abwechselnd liebte und prügelte, habe ich schon angedeutet. Mit den Männern wurden die Strafen ernster genommen: wenn die Folterwerkzeuge der Peitsche und Knute nicht mehr helfen wollten, so wurde der Delinquent auf ein eisernes Pferd mit scharfem Rücken gesetzt — da blieb er, mit Gewichten an beiden Beinen, sitzen bis zur völligen Ohnmacht, und erwachte in Ketten. Das Heulen und Winseln ertönte dann bis weit in das Dorf hinaus, und man ließ den Menschen heulen zur Warnung für die Uebrigen. Das eiserne Pferd existirt noch in Brokna als Andenken an den strengen Gebieter; anatomische Correktheit der Nachbildung hat der Künstler bei Verfertigung desselben nicht im Auge gehabt, aber ein solider Gaul ist es, bei dessen Anblick man Gott dankt, daß die Zeiten anders geworden in Rußland.

Und wurde Alexej in den Ausbrüchen seines Jähzorns dem Thiere gleich, so ließ er sich auch bei guter Laune in einer Weise gehen, die den unheimlichsten Eindruck machen mußte. Versammelte sich ein Kreis von Gästen in seinem Hause, so war für diese natürlich das auf dem Lande so seltene Vergnügen einer theatralischen Vorstellung die erste Gabe seiner Gastfreundschaft; dann aber mischten sich die Schauspielerinnen und Tänzerinnen in die Gesellschaft, und der Kunstgenuß machte der zügellosesten Rohheit Platz, da der Hausherr seine Eifersucht nur auf einzelne Mitglieder der Truppe erstreckte. Wurde aber die Eifersucht rege, so erschien das Jagd- und Stallpersonal, mit Stöcken bewaffnet, und sämmtliche Gäste, der Schuldige wie der Unschuldige, wurden im strengsten Sinne des Worts zum Hause hinausgeprügelt. Auch die Diener der Religion waren in solchen Fällen von der Execution nicht ausgeschlossen: da Alexej nie eine Kirche be-

Digitized by Google

trat, so stand auch die geistliche Würde in gar keinem Ansehn bei ihm. Unter Androhung der ausgesuchtesten Mißhandlungen zwang er einst einen Popen, sein langes geistliches Gewand zu schürzen und jenen russischen Nationaltanz aufzuführen, bei welchem der Tänzer sich im Tempo zur Erde niederduckt und bald das rechte, bald das linke Bein von sich schleudert. Man kann sich denken, wie reichlich der Angstschweiß dem armen Alten bei dieser ungewohnten Leibesübung von der Stirne geflossen sein mag.

In einem solchen Treiben schwanden die Jahre in Brokna, und das Alter schien keine Macht zu haben über Alexej. Und sonderbarer Weise erhielt sich auch seine Umgebung in Kraft und Gesundheit trotz der angreifenden Lebensart. Daß die Leute im Dorf bei dem Anblick des nicht zu erschütternden Knochenbaues ihres alten Herrn von einem Bündniß mit dem Bösen munkelten, ist bei solchen Umständen nicht auffallend; aber auch seine nächste Umgebung war nicht frei von diesem Glauben. Wie wäre sonst zu erklären gewesen, warum Alexej Petrowitsch jährlich vom 1. bis zum 31. Mai nicht nur selbst an jedem Morgen auf nüchternen Magen eine Eidechse verschluckte, sondern auch das ganze Hausgesinde zwang, dasselbe zu thun? Einer kleinen grünen Eidechse, deren zoologische Bezeichnung ich nicht näher anzugeben weiß, wurden die Beine, der Kopf und der Schwanz abgeschnitten, und ohne alle sonstige Zubereitung verschluckten die Bewohner von Brokna den Körper auf einem Stückchen Brod. — Es wäre nicht uninteressant, die möglichen Erfolge einer solchen Frühlingscur ärztlich beleuchtet zu sehen: seiner eigenen Inspiration folgte Alexej bei dem ekelhaften Frühstücke gewiß nicht, und das Faktum führt vielleicht zu der Entdeckung, daß der Genuß der Eidechse dem Menschen noch im hohen Alter die Möglichkeit erhält — Schach zu spielen.

Aber unerklärlicher als die wunderbar sich erhaltende Manneskraft des Besitzers von Brokna erscheint, nach Allem, was ich erzählt, die Liebe seiner Hausgenossenschaft für ihn, bis zum letzten Stalljungen hinab. Diese Erscheinung wäre vielleicht nur nach persönlicher Anschauung psychologisch zu erklären gewesen, und der Alte ruht längst im Grabe. Einerseits ist der Grund dieser Anhänglichkeit gewiß in der instinktiven Unterordnung ungebildeter, roher Naturen unter die erprobte Energie einer begabteren Natur zu suchen; doch auch das freundliche Wort, das er jedem seiner Diener und Dienerinnen zu sagen wußte, that ohne Zweifel das Seinige dazu. Und der Herr war Mensch, der Leibeigene nicht viel mehr als Sache; was bei einem solchen Verhältnisse schon die einfache Beachtung des Vorhandenseins des Untergebenen für einen Eindruck auf diesen hervorbringen mußte,

Digitized by Google

liegt auf der Hand — wie viel mehr ein Wort und sogar Hülfe, wo es Noth that.

Adele widerstand eine lange Reihe von Jahren dem enttäuschenden Einfluß des täglichen Umgangs mit Alexej. Erst als ihre Reize völlig verblüht waren und sie sich unwiederbringlich verdrängt sah, zog sie sich in ein kleines, einsam im Park gelegenes Häuschen zurück, wo sie mit ihren beiden Töchtern und ihrem Vater lebte, der bald nach ihrer Ankunft in Brokna Gärtner auf dem Gute geworden war. Ihrer Heimath gänzlich entfremdet, hatte sie sogar die französische Sprache vergessen, merkwürdiger Weise aber den reinsten Pariser Accent bewahrt, der den gebrochenen Phrasen einen eigenthümlichen Reiz verlieh. Nicht aus Habsucht hatte sie sich in das Schicksal gefügt, das sie dem Sonderling Alexej beigesellt; sie hätte Schätze sammeln können, und starb, ohne ein Vermögen zu hinterlassen. Von den Erben ihres einstigen Geliebten nahm sie nichts an, als eine unbedeutende Leibrente und die Ausstattung ihrer Töchter. Den Sohn aus ihrer Ehe mit Barkowsky hat sie nur ein Mal in ihrem Leben wiedergesehen, als sie siebenzig und er über fünfzig Jahre zählte.

V.

1832 wurde Alexej fünf und achtzig Jahr alt.

Eine Bäuerin aus dem Dorfe Brokna, Marina, ein Weib von wunderbarer Schönheit, war in der letzten Zeit die Hauptperson im Hause geworden. Sie führte die Wirthschaft und hatte sogar den Schlüssel zu dem Raum hinter dem Alkoven, wo Geld und Kostbarkeiten eingeschlossen waren. Es hatte noch keine vor ihr das Vertrauen des Gebieters in so hohem Grade genossen.

Als sie am 11. Februar erwachte, fand sie Alexej in glühender Fieberhitze.

Die Worte „Arzt" und „Apotheke" waren verpönt in Brokna. Nur was Feld und Wald an Kräutern lieferten und was die Weiber daraus zu brauen verstanden, wurde bei den seltenen Krankheitsfällen angewendet.

Aber diesmal half kein duftender Thee — das Fieber nahm zu.

— „Alexej", sagte Marina zögernd, „deine Krankheit ist böse. Denke an den lieben Gott."

— „Geh zum Teufel", war die Antwort.

— „Denke an den lieben Gott und unsern Heiland", fuhr sie fort. „Ich werde den Geistlichen mit den Sakramenten holen lassen."

Digitized by Google

Der Kranke richtete sich hoch auf und stierte sie an. Die in ihm kochende Wuth ließ ihn nicht zu Worte kommen.

— „Wirst du wieder gesund, so hat deine Seele ihren Vortheil davon; stirbst du aber, so rettet dich das Abendmahl vom ewigen Tode!“ sprach Marina leise weiter.

Alexej sprang aus dem Bett, noch immer keines Lautes mächtig. Wie im Wahnsinn griff er nach einem eisenbeschlagenen Knüttel, der in einer Ecke stand, und holte mächtig aus, um seine Pflegerin zu Boden zu schmettern. Doch in demselben Augenblick machte ein Schlagfluß seinem Leben ein Ende.

Marina selbst hat die schauervolle Scene erzählt — aber nicht in Brokna. Alexej hatte versäumt, ihr einen Freibrief auszustellen, und sie wurde bald nach dem Tode ihres ersten Gebieters die Leibeigene eines Zweiten.

Die Leiche Alexej's wurde in dem Städtchen Glinsk zur Erde bestattet.

Es bedarf wohl keiner weiteren Betrachtungen über den Mann, aus dessen Leben ich einzelne Scenen flüchtig zu zeichnen versucht.

Aehnlicher Beispiele hat es viele gegeben, vielleicht mit anderen Gewohnheiten, einer anderen Lebensweise, aber mit denselben Anschauungen in Betreff des Eigenthumsrechtes des Menschen auf den Menschen.

Und Alexej war noch nicht Einer von den Schlimmsten.

Digitized by Google

Eine pädagogische Controverse.

Wir versprachen unseren Lesern die vollständige Mittheilung eines vor Jahren erschienenen Aufsatzes von Pirogoff gegen die Prügelstrafe, mit welchem die gleiche Argumentation in dem Entwurfe des neuen russischen Schulreglements fast wörtlich übereinstimmt. Es ist uns doppelt lieb, daß dieses Versprechen uns Gelegenheit giebt, auf den Gegenstand überhaupt zurückzukommen, da, wie wir richtig vorhergesehen haben, jene Aufstellungen des russischen Schulreglementsentwurfes nicht ohne Widerrede von deutscher Seite geblieben sind. — Sie fanden sogar Gegner, die in allen anderen Punkten der vorgeschlagenen Reform des russischen Unterrichtswesens ihre volle Zustimmung gaben, und bei denen wir weit entfernt sind, ein Festhalten am Schlendrian oder Mangel an Humanität vorauszusetzen. So würdigt z. B. die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung unsere Revue einer Besprechung, die nicht anerkennender und sympathischer sein kann; der Referent zollt namentlich auch den Reformvorschlägen für das Schulwesen in Rußland lebhaften Beifall, den er besonders Pirogoff zu Gute kommen läßt, weil er ihn auf Grund unserer Hinweisung für den eigentlichen Urheber jener Vorschläge betrachtet. Gegen Pirogoff also wendet sich auch seine Opposition, so wie er auf jenes „Zuchtmittel der Pädagogik" kommt, das er entschieden in Schutz nehmen zu müssen glaubt, und das eben nichts Anderes ist, als die Ruthe oder gar der Stock. Denn gegen den Dogmatismus, von welchem der Referent in diesem Betracht Pirogoff nicht freisprechen kann, gegen Aufstellungen, worin er eine philanthropische Schwärmerei erblickt, beruft er sich auf die Praxis Englands, wo auf der Gelehrtenschule zu Eton „der pädagogischen Musteranstalt" gegen Jünglinge von 13 bis 20 Jahren noch heute der Stock erbarmungslos gehandhabt werde. — Wir lassen hier ununtersucht, ob die Gelehrtenschule zu Eton als pädagogische Musteranstalt*), ob überhaupt England als Vorbild nicht nur in der Pädagogik, sondern auch in aller Cultur gelten kann,

*) Wer sich vom Gegentheil überzeugen will, lese die vortreffliche Schrift von Dr. Karl Volkmar Stoy: „Zwei Tage in englischen Gymnasien" (Leipzig, Engelmann, 1860).

Digitized by Google

und machen den Referenten der Leipziger Zeitung zunächst darauf aufmerksam, daß er unsere Hinweisung auf Pirogoff insofern mißverstanden, als wir zwar dessen mittelbaren Einfluß auf die neuesten Reformvorschläge hervorhoben, denen wohl auch sein unmittelbarer Antheil nicht fern geblieben, keineswegs aber ihn für den eigentlichen Urheber jener Aufstellungen erklärten. Doch trifft es sich für uns ganz erwünscht, daß in Folge jenes Mißverständnisses gerade gegen Pirogoff die Vertheidigung der Prügelstrafe gerichtet ist. Wir haben um so mehr Grund, Pirogoff selbst antworten zu lassen, und thun es mit seinem versprochenen Aufsatz, der an die Ueberschrift anknüpfend: „Müssen Kinder geprügelt werden, und das in Gegenwart anderer Kinder?" folgendermaßen lautet:

„Nicht wahr, eine geringfügige und man möchte sogar sagen unangemessene Frage für ein gebildetes, mit ernsten Angelegenheiten beschäftigtes Publikum? Aber für die Kinder ist die Ruthe nichts Geringfügiges, und zu denen, die sie handhaben, gehören auch gebildete, mit ernsten Sachen beschäftigte Leute. Ich wende mich hier eben nur an die Prügelnden. Und dann, wie Manche giebt es noch unter uns, die der Ruthe etwas zu danken haben — Gutes oder Böses — die sich wenigstens einbilden, daß sie es ihr zu danken haben! Ueberhaupt ist die Ruthe, auch von Kindern abgesehen, kein unbedeutender Gegenstand. Von ihr ist die Rede sowohl in der Bibel als in der Pädagogik und Gesetzgebung. Vollends im Leben der Kinder ist sie das wichtigste aller wichtigen Dinge. Freilich für viele Väter, Mütter und Lehrer ist ein Kind abprügeln nicht mehr, als sich die Nase putzen. Ich habe auch solche gekannt, die behaupteten, daß man ein Kind bis zum zwölften Jahre wie eine junge Katze oder einen jungen Hund zu behandeln habe. Ich übertreibe nicht: genau mit diesen Worten drückte ein Vater — und zwar kein gemeiner Mann — seine Erziehungsansicht aus, wobei er versicherte, daß er alle seine Kinder so erzogen habe. Ein Produkt dieser Methode kenne ich heute noch in seinem Sohne, der ein ziemlich bekannter Gelehrter, aber unzuverlässiger Mensch ist. Es leben auch noch Viele, die regelmäßig Sonnabends ihre Prügel erhielten; und Manche von ihnen können diese Methode nicht genug preisen, der sie es sogar beimessen, daß sie in ihrer Dienstlaufbahn zu Ehren gelangt sind. Endlich giebt es auch Solche, die gar nicht glauben mögen, daß man noch Zeit an die Erörterung von etwas verlieren könne, was nach ihrer Meinung aller Welt klar, was von der Zeit geheiligt und somit über jeden Einwurf erhaben sei.

Unser Schulreglement beschränkt die körperliche Züchtigung auf die äußersten Fälle, wenn alle übrigen Besserungsmittel sich erfolglos zeigen, und auch dies nur in den unteren Klassen. Allein das Schulreglement ist nicht für die Eltern geschrieben; und Kinder, die im Alter von zehn Jahren und drüber auf die Schule kommen, sind bis dahin schon zu Hause auf

Digitized by Google

die oder jene Art erzogen worden. Hierdurch sehen sich die Lehrer und Directoren von Schulen in einer schwierigen Lage, die sie oft zweifelhaft macht, ob sie das Begonnene fortsetzen oder Neues beginnen sollen. Kinder, die einmal Prügel gekostet haben, nicht mehr prügeln — das hieße alle Autorität bei ihnen aufgeben; sie fortprügeln — dann muß es derber geschehen. Der Mensch, namentlich das Kind, gewöhnt sich schnell an alles; und wer eines oder zwei abgeprügelt, möchte es auch an anderen versuchen. Die Methode lockt durch ihre Einfachheit und die größere Anschaulichkeit ihrer Wirkungen.

Gewiß ist, daß von den prügelnden Eltern und Lehrern die Meisten aus Gewohnheit oder Nachahmung handeln. Neulich sah ich ein zweijähriges Kind, das einen Stock in der Hand hielt und mit jenem auch für alle Erwachsene so verlockenden Kindeslachen den Vater schlug. In den Bewegungen dieses kleinen Händchens lag so wenig Sinn, wie in der strafenden Hand vieler Eltern und Lehrer.

Worin besteht denn nun der Grundgedanke der Körperstrafe überhaupt? Erstens soll eine zugefügte Kränkung gerächt, zweitens soll beschämt, drittens geschreckt werden. Diese drei Gefühle sind es, auf welche die Menschheit seit undenklichen Zeiten alle ihre physischen Besserungsmittel gründet. Lassen wir die Rache bei Seite, als ein Gefühl, das weder dem Christenthum noch einer gesunden Moral eigen ist und das nur die ursprünglichen Gesetzgeber in der Jugendepoche der Gesellschaft leitete; bleiben wir bei den anderen zwei, die allein für unsere Zeit zu berücksichtigen sind: Scham und Furcht.

Mit körperlicher Züchtigung den Schuldigen beschämen wollen — heißt das nicht durch Scham auf Jemand wirken wollen, der die Scham verloren hat? Denn hätte er sie noch nicht verloren, so genügte die bloße Androhung körperlicher Strafe. Wird hier nicht ein Mittel zum Zweck angewendet, das den Zweck selbst vernichtet? Wie will man, daß Ruthenstreiche auf den nackten Leib ein Kind beschämen, da sie just die Scham ersticken, indem das Kind zu etwas gezwungen wird, dessen es sich zu schämen hat? Mag es sich immerhin schämen, eine solche Strafe zu verdienen — das ist gut; wenn es aber einmal dahin gekommen, so ist es schon zu spät, hier durch Scham zu wirken. Da bleibt nur die Furcht. Doch welche? Nicht die moralische Scheu vor verdienter Strafe, nicht die Gewissensangst wegen verletzter Pflicht, sondern nur die Furcht vor physischem Schmerz. Soll denn aber das Gewissen des Kindes von der Ruthe abhängig werden? Und könnte man das wirklich erreichen, könnte man es zuletzt dahin bringen, daß physischer Schmerz oder der bloße Gedanke daran das Gewissen wecke — wäre das etwa wünschenswerth? wäre es erfreulich? Thut es gut, das Gewissen, dieses freieste Gefühl des Menschen, im zarten Jugendalter an Abhängigkeit von körperlichen oder selbst geistigen, aber

Digitized by Google

weniger willensfreien Eindrücken zu gewöhnen? Oder glaubt man etwa, der bloße Gedanke an Schmerz genüge, in Furcht zu setzen? Nach dieser Anschauung wäre die Ruthe für das Kind eine Art memento mori. Ein einziger Blick auf sie — auch nur ein verstohlener Blick muß schon erschrecken und erschüttern. Dann würde die Furcht zu einem zwitterhaften Gefühl, das weder rein physisch noch rein moralisch. In solchem Falle aber müßten wir, um consequent zu sein, es nicht zur Verwirklichung kommen lassen. Ein deutsches Sprichwort sagt: „Der Teufel ist nicht so schwarz, wie er gemalt wird". Das rührt wahrscheinlich von Leuten her, die den Teufel schon gesehen haben, wenigstens in Träumen oder Fieberphantasien. Hat der Feige das, was ihn in der Einbildung schreckte, einmal in Wirklichkeit erfahren, so kann er plötzlich beherzt werden. Auch das Kind, welches schon ein Blick auf die Ruthe in Furcht setzte, hört zu fürchten auf, sobald es a posteriori erfahren hat, daß sie gar nicht so schrecklich sei, als sie ihm zuvor geschienen. Doch angenommen endlich, der Zweck wäre erreicht, es wäre gelungen, in dem Kinde die schönste physische Furcht zu erwecken: wie will man sie auf die Dauer erhalten? Man wird sie verstärken müssen; denn, wie gesagt, das Kind gewöhnt sich schnell an alles. Wie weit nun gehen mit dem Verstärken? Sobald das Kind auch nur einen Augenblick sich dem Damoklesschwert entzieht, sobald es auch nur flüchtig die Sicherheit gewinnt, daß seine Streiche unbemerkt bleiben — was denkt ihr wohl: wird es seine vermeintliche Freiheit sich zu Nutze machen oder nicht? Da hätten wir also schon eine Doppelheit: Sein und Scheinen. Angesichts der Ruthe — alles hübsch anständig; sobald die Ruthe aus den Augen ist, geht's drunter und drüber. Und das wäre Sittlichkeit? Wenn aber etwa in euerm Hause oder in der Schule so treffliche Ordnung herrscht, daß kein einziges Vergehen der Kinder unbemerkt bleiben kann, wozu dann noch die Ruthe? Bestände nur diese Ueberzeugung, so kämen auch niemals oder höchst selten Vergehungen vor. Darin liegt ja eben das ganze Geheimniß. Flößt diese Ueberzeugung ein; beschäftigt euch ernstlich. Das ist so schwer nicht, wie es auf den ersten Blick scheint, obgleich allerdings schwerer, als einen guten Birkenthee zu bereiten. Und doch ist das noch lange nicht Alles. Es ist nur ein Schritt zum Guten; aber es giebt noch Besseres. Macht es so, daß die Strafe für ein Vergehen nicht äußerlich, sondern innerlich den Schuldigen treffe — dann gelangt ihr zu dem Ideal moralischer Erziehung. Vergesset nicht, daß ich dies den Eltern sage, die sowohl die weiche Masse zum Modell wie die Form in Händen haben. Aber auch die Lehrer sollten bedenken, daß diese Masse noch nicht ganz abgekühlt in ihre Hände kommt. Auch sie können noch etwas daraus bilden.

So ist denn die Ruthe ein viel zu rohes und gewaltsames Instrument zur Erweckung der Scham. Und das Gefühl der Scham ist eine so

Digitized by Google

zarte Blume, daß sie gleich verwelkt, wenn eine rohe Hand sie berührt. Die Ruthe jagt Furcht ein, das ist wahr; aber nicht jene bessernde, von der man sich etwas versprechen darf, sondern eine, die den innern Schaden nur überdeckt. Sie wirkt nur auf den Kleinmüthigen, und auf den würden auch andere, weit ungefährlichere Mittel wirken.

Unser seliger Erzbischof Innocenz*) sagte mir einmal: „Jeder mit Ueberzeugung ausgesprochene Gedanke ist in den Boden gestreuter lebendiger Samen, der früher oder später Keime treiben wird." Ich glaube fest an die Wahrheit dieser Worte, und darum schreibe ich dies Alles. Die Prügelfreunde werden freilich bei ihrer Ansicht beharren, wenn sie eben nicht aus blinder Gewohnheit und in sinnloser Nachthuerei handeln. Allein so einig diese Herren im Grundprincip unter einander sind, so stimmen doch nicht Alle hinsichtlich der Mittel überein, dasselbe in Anwendung zu bringen, und zerfallen deshalb in mehrere Sekten.

Die eine Sekte behauptet, daß die Prügelstrafe en flagrant délit — auf dem Flecke vollzogen werden müsse. Nach ihrer Meinung wären in solchem Augenblick Bestrafter und Strafender in einer eigenthümlichen Stimmung, die jenen empfänglicher, diesen ausgiebiger macht. Die zweite Sekte verspart die Strafe auf günstigere Zeit und vollstreckt sie methodisch, mit belehrenden Pausen. Diese Sekte in ihrer höchsten Entwickelung bildeten unsere alten Sonnabendpädagogen, diejenigen nämlich, die Sonnabends alle ihre Zöglinge durch die Bank prügelten, was nach ihrer Versicherung den Schuldigen zur Vergeltung des Vergangenen und den Unschuldigen zum Vortheil für die Zukunft gereichen sollte. Ferner eine dritte Prügelpartei hegt die Besorgniß, daß in den Kindern Abneigung oder Haß gegen den Strafenden entstünde und verbietet deshalb den Lehrern und Erziehern selbst die Strafvollstreckung, die sie eigens dazu vorbereiteten Experten überträgt. Es braucht wohl kaum erwähnt zu werden, daß eine solche diplomatische Berechnung nur von den Jesuiten ausgehen konnte. Noch sinnreicher ist übrigens eine vierte Klasse, die bei uns noch vor ganz kurzer Zeit existirte: die strafte nämlich den Unschuldigen, um den Schuldigen dadurch zu bessern und ihm außerdem ihre Liebe zu bezeigen. Wir brauchen nicht zu bemerken, daß die Schuldigen ihre leiblichen Kinder, die Unschuldigen ihre Diener und Pflegekinder waren. Endlich eine fünfte Gattung von Adepten der Ruthe vollzieht, um den moralischen Nutzen der Strafe außer dem Schuldigen auch dessen Kameraden zu Gute kommen zu lassen, dieselbe nicht im Stillen, sondern setzt sie feierlich in Scene. Eine Gattung, die ihrerseits sich in zwei Species theilt: die eine läßt, damit der Bestrafte sich recht schäme, alle seine Kameraden der Strafe beiwohnen; die andere

*) Starb 1857 in Odessa. Einer der aufgeklärtesten und menschenfreundlichsten Priester, die Rußland besessen. D. Red.

Digitized by Google

macht aus diesem Beiwohnenmüssen nur eine Strafe für Schuldige. Die letzte Species ist namentlich auch in Neurußland bemerkbar, und mit der will ich hier noch ein paar Worte reden. Ich habe ihr bereits gesagt, daß in meinen Augen ihre Handlungen unsittlich sind. Sie giebt das nicht zu. So wollen wir öffentlich mit einander rechten.

So lange es einem Schuldigen gegenüber bei der bloßen Drohung bleibt, ihn der Bestrafung seines Kameraden oder Bruders beiwohnen zu lassen, habe ich dagegen nichts zu sagen. Wenn Vater oder Lehrer in Augenblicken des Zornes einen Knaben vor seinen Brüdern oder Mitschülern bestrafen, so will ich auch das noch nicht für übel erklären. Aber wenn ein Erzieher mit Vorbedacht es den Schuldigen als Strafe auferlegt, daß sie der Bestrafung Anderer beiwohnen, wenn er sie dazu zwingt, und mehr als einmal, so heißt das meines Dafürhaltens von dem menschlichen Herzen entweder gar keine Kenntniß oder eine sehr schlechte Meinung haben — und eben dadurch das verdorbene noch mehr verderben. Was wollt ihr denn? Dem Beiwohnenden Abscheu vor der Strafe einflößen? Ihr flößt ihm nur Abscheu vor dem Strafenden ein. Beabsichtigt ihr Widerwillen gegen den Schuldigen zu wecken? Ihr weckt nur Mitgefühl für ihn. Kann denn Jemand, dessen Seele nicht ganz verhärtet ist, ohne Mitleid Schmerzensgeschrei hören und den Kampf des Starken mit dem Schwachen sehen? — Welche Art Furcht wünschet ihr denn in euerem Zöglinge hervorzurufen? Physische oder moralische? Gegen die erstere stumpft er je nach seinem Charakter sich früher oder später bis zur Gleichgültigkeit ab; ist es euch aber um moralische Scheu zu thun, so könnt ihr euern Zweck mit der Ruthe — gleichviel ob a priori oder a posteriori — nimmermehr erreichen.

Moralische Furcht kann nur Der einflößen, der ihrer selbst vollauf hat. Das ist die Furcht Gottes, die, wie uns gelehrt wurde, auch aller Weisheit Anfang ist. Ihr aber macht nur Memmen fürchten; und auch die fürchten nicht die Strafe, sondern den Strafenden.

Eben so wenig erreichet ihr euere Absicht, gegen den Schuldigen in seinem Kameraden und Tischgenossen Unwillen zu erwecken, da ihr im Gegentheil Mitleid mit seinem Schmerz erregt. Der Unwille kehrt sich nicht gegen ihn, sondern gegen Denjenigen, der ihn straft. Ein Besserungsmittel also, das statt der Gefühle, welche man damit hat wecken wollen, ganz entgegengesetzte hervorruft, ist zum mindesten unpassend und unklug. Kann es aber zudem noch lasterhafe Empfindungen erzeugen, so ist es unsittlich. Ich weiß, alle Diejenigen, welche nur durch die Zeit festgestellte Regeln beobachten, sind schwer zu etwas Anderem zu bewegen; und sie haben darin Recht. Die Zeit ist ein wichtiges Argument, wenn sie etwas Gutes hervorgebracht. Aber hier liegt eben die ganze Schwierigkeit. Beweiset mir, daß dieses Mittel gut gewirkt, beweist, daß das Gute gerade von diesem Mittel abhing — so will ich der Erste sein, der es verehrt,

Digitized by Google

sei es meinetwegen die Ruthe, wie wenig ich ihr auch zugeneigt bin. So lange ihr aber den Beweis nicht führen könnt, daß eben nur von ihr alles Gute abhing, und nichts Anderes versucht habt, mögt ihr euch, wie ihr wollt, auf die Erfahrung — sogar auf hundertjährige — berufen: ich habe das Recht, euch nicht zu glauben. In der Pädagogik wie in den anderen praktischen Wissenschaften folgert man immer und ewig: post hoc, ergo propter hoc; das soll unbedingt und unabänderlich den Nutzen der einen oder der andern Maßregel erweisen. Hierzu kommt noch ein Schluß folgender Art: Die und die Behandlung oder das und das Mittel ist offenbar energisch, und kann daher nicht ohne Wirkung bleiben; es muß unbedingt entweder helfen oder schaden: wenn es also nicht schadet, so hilft es. In der Medicin z. B. hat man auf solche Syllogismen gestützt, Jahrhunderte lang bei Lungenentzündungen Aderlaß angewendet. Ein Arzt, der in solchem Falle nicht zur Ader ließ, konnte zu gerichtlicher Verantwortung gezogen werden. Endlich fanden sich Leute, die mit Zahlen nachwiesen, daß an Lungenentzündung Erkrankte auch ohne Aderlaß genesen können, ja, sogar öfter und schneller genesen. Wenn es aber in der Welt ein energisches Mittel giebt, so ist es sicher der Aderlaß; damit hält die Ruthe keinen Vergleich aus; das zapft nicht tropfen-, sondern pfundweise Blut ab. Was half nun hier alle officielle Logik? Die Vernunftschlüsse waren richtig; die Erfahrung bestätigte, die Zeit befestigte die Thatsachen; aber man vergaß nur Eines: zu versuchen, ob es nicht auch auf andere Weise, ohne energische Mittel gut wäre. Schließlich stellte es sich heraus, daß das Energische bisweilen einen ganz andern Anschein hat.

W. W.

Digitized by Google

Auch ein Emancipationsthema.

St. Petersburg, November 1862.

So ruhig und glücklich auch bei uns die bisweilen hart an die Grenze der Ueberstürzungen streifenden Reformen ihren Weg verfolgen, den Charakter einer socialen Revolution können sie nicht verleugnen. Es wird in demselben Moment an allem gerüttelt, was alt ist; neben den wichtigsten Fragen tauchen auch unwesentliche auf und werden mit Ernst und Eifer in den Tageblättern und Monatsheften behandelt.

So gern ich das geistige Fortschreiten unserer Frauen sehe, kann ich doch nicht umhin, die Angelegenheit ihrer Emancipation in die Reihe dieser, für den Augenblick, unwesentlichen Fragen zu setzen. Wie zu allen Zeiten, so haben wir auch hier wieder umsonst geschichtliche Studien gemacht und bilden uns ein, durch das, was wir zu Stande zu bringen hoffen, der Geschichte einst zu beweisen, die Sachen hätten doch anders gehen können in den Uebergangsperioden anderer Nationen.

Die Presse will die geistige Emancipation der Frauen: sie will unserm schönen Geschlecht die Hörsäle der Universitäten öffnen. Der Jüngling soll nicht mehr allein am Quell des Wissens schöpfen können; der Jungfrau soll freistehen, mitzuschöpfen, wenn sie den Drang dazu fühlt.

Den Anlaß zu einer Polemik über diesen Gegenstand hat das Faktum gegeben, daß Frauen sich an verschiedene Universitätsbehörden unsers Vaterlandes mit der förmlichen Bitte um Zulassung zu den Vorlesungen gewendet, und abschlägig beschieden wurden. Die meisten der Zeitschriften, welche die Thatsache mit Betrachtungen begleiten, sind empört über das schreiende Unrecht, das den Frauen widerfährt und über die Zopf-Ideen der Herren Professoren.

Wo entspringt aber nun der Durst unserer Damenwelt nach Wissen und Lernen, und ist es durchaus nöthig, ihr die Thore der Universitäten zu öffnen?

Es wird mir wohl kaum Jemand widersprechen, wenn ich behaupte, daß bis jetzt die wissenschaftliche Erziehung unserer jungen Mädchen in einer mehr als oberflächlichen Weise betrieben worden ist.

Digitized by Google

Die Außenseite spielte durchgehends die Hauptrolle. Wenn die Jungfrau sich nur mit Grazie in der Gesellschaft bewegen konnte und einen halbweg orthographischen Brief schreiben gelernt hatte, so brauchte sie es mit den Kreuzzügen und dem dreißigjährigen Kriege nicht mehr so genau zu nehmen. Sie trat in die Welt, sprach geläufig französisch, und hatte in den meisten Fällen Verstand genug, ihre Unwissenheit durch leichtes Hingleiten über Gegenstände des Gesprächs, die ihr fern standen, zu verdecken. Glauben Sie jedoch nicht, daß ich hiermit dem schönen Geschlecht in Deutschland den Vorrang vor dem unsrigen einräumen will — durchaus nicht. Unsere Frauenwelt kann es in Betreff der Liebenswürdigkeit furchtlos mit dem ganzen civilisirten Europa aufnehmen. Der Mann sucht Erholung und nicht Belehrung im Umgang mit dem anderen Geschlecht; er will heiter sein ohne Erörterungen über das absolute Ich. Und nicht nur in Hinsicht auf den Reiz des Umgangs, den wir in Gottes Namen frivol nennen wollen, steht die Russin der Deutschen und Französin nicht nach; sie hat noch andere, solidere Tugenden aufzuweisen, wenn auch die tadellose Berechnung der Einnahmen und Ausgaben ihres Haus-Budgets nicht immer unbedingt dazu zu zählen ist. Die Skandalosa sind bei uns nicht häufiger als anderswo, und mehr als eine Dame aus den höchsten Schichten der Gesellschaft ist ihrem Manne mit heldenmüthiger Aufopferung gefolgt bis in die Bergwerke Sibiriens.

Der Unterricht war also bis jetzt im Durchschnitt sehr mangelhaft. Wo aber die solide Grundlage fehlt, wird ein solider Bau zur Unmöglichkeit. An Fähigkeiten und Geist, oft sprudelndem Geist, fehlt es den slavischen Frauen nicht, was Jeder bestätigen wird, der das schöne Geschlecht bei uns bis in die unteren Klassen hinab unparteiisch studirt hat. Das plötzliche Erwachen, das rasche Vorwärtsschreiten in allen Richtungen des geselligen und geistigen Lebens mußte folglich auch unsere Frauen in gerechtfertigtem Enthusiasmus auflodern lassen, und ich erinnere mich in der That manches Ausrufs naiver Bewunderung, der unserem Kaiser gewiß zu Herzen gegangen wäre. Bald blieb es auch nicht bei der passiven Bewunderung allein: die Frauen fühlten sich gehoben wie die Männer, und das überströmende Gefühl machte sich Luft. So lange nun dieses Ueberströmen nicht über die Grenzen des intimen Kreises hinaus ging, war nichts dagegen einzuwenden: im Gegentheil — der Mann erwärmte sich an den regellosen Aeußerungen des Enthusiasmus, und fühlte doppelt die Wohlthaten, die sich von oben herab über sein theures Vaterland verbreiteten. Aber dabei ließ es die Frau nicht bewenden; in einer Zeit, wo Alles nach Oeffentlichkeit strebt, trieb es auch sie

Digitized by Google

hinaus aus den vier Mauern, und ich könnte Ihnen Beispiele von Vorlesungen anführen, in denen das Weib die Weiblichkeit, ihre höchste und edelste Zierde, geradezu mit Füßen getreten.

Vorlesungen zu halten ist indeß ein schwerer Entschluß, und zu einem anderen Weg der Oeffentlichkeit, dem Roman- und Verseschreiben, hat nicht jede die nöthige Begabung. Es duldet sie aber nicht mehr in der stillen Klause, es muß etwas geschehen, was die Frauen mit in den Vordergrund der Tagesbesprechungen drängt — und da wurde das Petitioniren um Zulassung in die Hörsäle der Universitäten auf's Tapet gebracht.

Daß der Drang nach Wissen erwacht ist in unserer Frauenwelt — wer wollte es leugnen? Die erwähnten Petitionen aber sind — Modesache. Eine jede Mode hat ihren rationellen Grund: das Kleid bedeckt die Blößen des Körpers; die Einbildungskraft schmückt es mit Extravaganzen aus. Die Wißbegier regt sich — und die Phantasie träumt von der Glorie eines weiblichen Doctor juris. Wären beide Moden gleich harmlos, sie könnten ungehindert zugleich die geistige Thätigkeit der Frau in Anspruch nehmen. Das Kokettiren mit der Universität ist aber keineswegs so unschuldiger Natur: der Ernst der Wissenschaft würde leiden unter dem Zudrang des schönen Geschlechts, und für einen weiblichen Candidaten der Philosophie würden zwanzig männliche unfehlbar ihre Zeit verlieren. Wollte man auch, wie in den protestantischen und katholischen Kirchen, in den Hörsälen die Lämmlein von den Böcklein scheiden, die Störung wäre jedenfalls eine gründliche, und auch dem eloquentesten Professor würde es nicht mehr gelingen, die Aufmerksamkeit seiner Zuhörer ausschließlich zu fesseln.

Doch ist wohl die ganze Frage keiner eingehenden Widerlegung werth. Könnte das vereinte Studiren der erwachsenen Jugend beiderlei Geschlechts nur irgend einen praktischen Nutzen gewähren, längst wäre man uns im westlichen Europa mit gutem Beispiel vorangegangen. Wir werden noch hin und wieder einen mehr oder weniger gut geschriebenen Artikel über die Frage lesen, und dann fällt sie in sich zusammen, aus Mangel an innerem Gehalt. Es wird unsern Frauen erspart bleiben, ihre Töchter in die Vorlesungen zu begleiten, um sie vor zu naher Kameradschaft zu bewahren, und Mesdemoiselles Olga, Véra, Nadine u. s. w. werden auch im Stillen froh darüber sein, nichts mit der lateinischen Grammatik zu schaffen zu haben, die ihnen das Studententhum ohnehin bald verleidet hätte.

Schließen wir aber unserer Frauenwelt den Zugang zu den Vorlesungen auf den Universitäten, so sollten wir wenigstens die

Digitized by Google

Gelegenheit benutzen, ihrer Wißbegier auf einem andern, passenderen Wege entgegenzukommen. Hier kann die Tagespresse auf das wohlthätigste wirken. Wer nur irgend dazu befähigt ist, wem die Verhältnisse nur irgend die Mittel dazu in die Hand gegeben, der forsche, wie es in den weiblichen Lehranstalten mit dem Unterricht steht, und decke mit der rücksichtslosesten Strenge die Gebrechen auf, die er findet. Unsere Autoritäten können bei dem besten Willen nicht Alles sehen, und kennen nur selten die Reihe anekdotenhafter Episoden, aus denen in mancher Anstalt die Komödie des öffentlichen Examens besteht. Schwebt gewissenlosen Lehrern und Lehrerinnen die Geißel der Oeffentlichkeit vor Augen, so werden sie unsern Töchtern mit mehr Eifer den Schatz ihres Wissens zugänglich machen — oder abtreten von dem Schauplatz, wenn dieser Schatz bei näherer Prüfung des edlen Metalls nur wenig enthalten sollte.

Und wenn durchaus noch etwas dazu gethan werden soll, was an den Ernst der Universität erinnert — warum giebt es bei uns keine Vorlesungen für Damen, wie sie in den größeren Städten des Abendlandes so häufig vorkommen? Belehrungen über Gegenstände von allgemeinem Interesse, den Vorkenntnissen der Zuhörerinnen angepaßt und ohne Pedanterie vorgetragen, würden nicht allein in Petersburg und Moskau sehr besucht sein, und unsere Professoren würden sich, den Zeitungsschreibern gegenüber, von dem Vorwurf weiß waschen, Rußlands Frauen fern halten zu wollen von dem Quell des Wissens.

J. B.

Digitized by Google

Verdi in Rußland.

Verdi's neueste Oper: „La forza del destino" hat bei ihrer ersten Aufführung auf dem kaiserl. russischen Theater zu St. Petersburg, dortigen Zeitungsnachrichten zufolge, enthusiastische Aufnahme gefunden. Wir dürfen dieser Nachricht keinen unbedingten Zweifel entgegensetzen. Wenn aber freilich aus Petersburg kritische Stimmen nach Deutschland herübergeklungen sind, nach denen Verdi mit dieser Oper eine neue Aera seiner Componistenlaufbahn eröffnet habe, so muß man ein wenig mißtrauisch werden, zumal deutsche Journale gleichzeitig von einer Niederlage berichten, die das neue Werk des italienischen Maestro bei seiner ersten Darstellung factisch erlitten haben soll. Die unverkennbare Ueberschätzung Verdi's von Seiten der Petersburger Kritik kann nicht ohne Nachhall im dortigen Publikum bleiben, und in Folge dessen ist es wiederum unvermeidlich, daß dieser Componist einen gewissen Einfluß auf das Petersburger Musikreiben ausüben muß. Welcher Art dieser Einfluß nun sein kann, möge aus folgenden Bemerkungen geschlossen werden.

Verdi darf ohne Bedenken seiner Anlage nach ein bedeutendes Bühnentalent genannt werden. Ihm steht eine ungewöhnliche Befähigung für den musikalisch-dramatischen Ausdruck zu Gebote. Indeß bei alledem gebricht es ihm an einigen wichtigen Eigenschaften, ohne deren Besitz eine bis zur vollkommenen Meisterschaft sich steigernde Fortentwickelung der Begabung nicht denkbar und möglich ist. Verdi's Opern offenbaren auf empfindliche Weise gleichzeitig den Mangel einer tieferen Kunstbildung, eines feinen, geläuterten Geschmacks und einer edeln Richtung. Seine Gestaltungsweise läßt ein seltenes Gemisch von Geistreichem, Reizvollem einerseits, und grob Sinnlichem, Trivialem andererseits erkennen. Die Richtung auf den rohen, materiellen Masseneffekt ist neben einer äußerlichen, mehr theatralischen als dramatischen Auffassung des Stofflichen vorherrschend, und der Drang nach Charakteristik verleitet den Componisten nicht selten zu geschmackloser Speculation. Die unvermeidliche Folge dieser Erscheinungen sind: ein sehr ungleicher, öfters bis zur Leichtfertigkeit herabsinkender Styl und eine häufig mißbräuchliche Anwendung der Instrumentalmittel, namentlich des Blechrohres. Auch ist Verdi's Behandlung der Singstimme nicht frei von Forcirtheit, obwohl er den andern Bühnencomponisten der Neuzeit gegenüber (mit Ausnahme Meyerbeer's) im Ganzen immer noch die allgemeineren Anforderungen des Gesangsgemäßen zu berücksichtigen weiß.

Digitized by Google

Damit hätten wir in kurzen Zügen die Licht- und Schattenseiten des Verdi'schen Künstlerthums angedeutet. Die Gesammterscheinung desselben darf keine zufällige genannt werden: sie steht in genauer Wechselwirkung mit den neueren culturhistorischen Zuständen Italiens, des Vaterlandes von Verdi. Dieser ist als Künstler ein ganz naturgemäßes Produkt der Zerfahrenheit und Ohnmacht, welche so lange Zeit hindurch Italiens politische und sociale Zustände niederhielt. Ein durch die unwürdigsten Mittel der Regierungen systematisch demoralisirtes Volk wie die Italiener, von dem wahrscheinlich weder eine innere noch äußere Erhebung mehr zu hoffen wäre, wenn es nicht so ungemeine Begabung hätte, mußte nothwendig auf einen niederen Grad der wissenschaftlichen und künstlerischen Bildung zurücksinken.

Auch in Betreff der Tonkunst erfüllte sich dies. Die Italiener von heut und gestern haben, einzelne ehrenwerthe Ausnahmen abgerechnet, weder Sinn noch Verständniß für die classischen Gebilde ihrer früheren Meister — eine Erscheinung, die sogar theilweise Anwendung auf Componisten der Neuzeit, wie Rossini und Bellini, findet. Das musikalische Bedürfniß äußert sich in Folge der allgemeinen Verdorbenheit des Geschmacks hauptsächlich in dem Drang nach Befriedigung des sinnlich rohen Genusses. Diesem Verlangen zu entsprechen, ist Verdi durchaus der Mann, und wie es sich gelohnt hat, der Masse und dem Tagesbedürfniß zu dienen, beweist der Umstand, daß der Maestro neuerdings die italienische Opernbühne fast ausschließlich beherrscht.

Freilich wird der bessere Geist, welcher sich seit kurzer Zeit in der italienischen Nation zu regen begonnen, auf Wissenschaft und Kunst günstige Einwirkungen äußern, und es dürfte dann auch unfehlbar geschehen, daß ein gedeihlicher Rückschlag zu Gunsten der Tonkunst und namentlich der Oper stattfindet, die seither in so unzweideutig nachtheiliger Weise durch Verdi's Richtung beeinflußt worden ist. Wohl liegt der Wunsch nahe, daß diese bedauernswerthe Thatsache auf das Vaterland des Componisten beschränkt geblieben wäre. Doch bei dem Mangel an wirklich bedeutenden, epochemachenden Opern in der neuern Zeit hat es nicht fehlen können, daß eine gewisse Anzahl der Verdi'schen, trotz aller künstlerischen Gebrechen immerhin talentreichen Schöpfungen die Runde über alle größeren Bühnen des Auslandes gemacht hat. In Deutschland haben seine Opern zwar weder bei der urtheilsfähigen Kritik noch beim Publikum sonderliches Gefallen erregt; sie fristeten hier stets nur ein ephemeres Dasein, und schon aus diesem Grunde ließ sich eine schädliche Nachwirkung derselben auf die deutschen Musikzustände befürchten, des Umstandes nicht zu gedenken, daß das deutsche Volk durch den abwehrenden Einfluß der aus seiner Mitte hervorgegangenen klassischen Meister vorläufig von unreinen Kunstelementen höchstens immer nur oberflächlich berührt werden kann.

Ein fast entgegengesetztes Verhältniß läßt sich mit Bezug auf die Ton-

Digitized by Google

kunst bei dem russischen Volke beobachten. Es hat keine nationale Musik mit Ausnahme des Volksgesanges, und daher auch kein wirkliches öffentliches, aus dem Kern des Volksthums hervorgewachsenes Kunstleben, welches regelnd für den Geschmack sein könnte. In Rußland existiren bis heute nur künstlich hergestellte Musikverhältnisse, und das Wesentlichste davon findet sich in Petersburg, der Metropole russischer Bildung, vereinigt. Hieran haben selbst die ehrenwerthen, aber nichts desto weniger in ihrer Vereinzelung ohne Tragweite gebliebenen Bestrebungen einiger russischen Tonsetzer, von denen hier nur Glinka und unter den Neueren A. Rubinstein genannt seien, nichts ändern können. Rußland ist mit seinen Musik- und Operbedürfnissen hauptsächlich auf das Ausland angewiesen. Hierin aber liegt eben das Bedenkliche für eine gedeihliche Musikpflege und, was damit zusammenhängt, für eine zuverlässige Bildung des öffentlichen Geschmacks. In Ermangelung eines sicheren Maßstabes für die Forderungen der Kunst wird nicht sowohl das Gediegene, Classische (mit Ausnahme von exclusiven Kreisen natürlich) bevorzugt, als vielmehr dasjenige, was eben Mode ist. Ein Publikum aber, welches der Mode in künstlerischer Hinsicht unterworfen ist, läuft immer mehr oder minder Gefahr, sich dem epikuräischen Kunstgenuß zuzuwenden und in Folge dessen am Oberflächlichen, Seichten Gefallen zu finden und es zu bevorzugen. Es liegt sehr nahe, die Nothwendigkeit dieser Erscheinung unter Anderem auch auf Verdi's Opern zu beziehen, die ihrer oben angedeuteten Beschaffenheit zufolge, öfter gehört, unfehlbar einen nachtheiligen Einfluß auf die Geschmacksrichtung eines Publikums ausüben müssen. Und in Petersburg wird dieß um so sicherer der Fall sein, als dort eine stehende italienische Oper ist, welche ohne Zweifel die Erzeugnisse dieses, eben in Mode stehenden Componisten fleißig zur Darstellung bringt. Wäre auch selbst sein gegenwärtiges Werk wirklich durchgefallen, worüber noch nähere Nachrichten abzuwarten sind, so ist doch mit Gewißheit die Vermuthung auszusprechen, daß seine bisherigen, relativ besten Schöpfungen, wie Rigoletto, il Trovatore, la Traviata etc., lebhaften und dauernden Antheil beim Petersburger Publikum erweckt haben.

Beruhte diese Annahme in der Wahrheit, so wäre es doppelt zu bedauern; einmal um der primitiven musikalischen Begabung willen, welche das russische Volk in nicht geringem Maße besitzt, dann aber auch wegen der bedeutenden materiellen Opfer, die man, besonders in Petersburg, für die Kunst bringt. In der richtigen Weise angewendet, sollten doch letztere mit der Zeit Resultate zu Tage fördern, die geeignet sind, wenn auch nur zunächst in den Hauptstädten Rußlands, eine gedeihliche Pflege und Entwickelung eines öffentlichen, allmählig ins Volksleben dringenden musikalischen Kunstlebens zu erzeugen. Man hat vor Kurzem in Petersburg ein Conservatorium der Musik begründet und auch bereits eröffnet. Von der Leitung dieses zur Hebung der künstlerischen Zustände Rußlands wohlgeeigneten In-

Digitized by Google

stitutes wird demnächst auch wesentlich die weitere Gestaltung der dortigen musikalisch-theatralischen Verhältnisse abhängen. Wir behalten uns vor, auf die Wirksamkeit desselben späterhin näher einzugehen.

P. U.

Zur Geschichte der Kaiserlichen öffentlichen Bibliothek in St. Petersburg.

Unter dem Titel: **„Catalogue des publications de la bibliothèque Impériale publique de Saint-Pétersbourg depuis sa fondation jusq'uen 1861 ainsi que des différents écrits qui la concernent spécialement on qui ont été publiés à son profit"** liegt uns jetzt eine Uebersicht aller die kaiserliche öffentliche Bibliothek zu St. Petersburg von ihrer Gründung im J. 1747 bis zum J. 1861 betreffenden oder zu ihrem Nutzen herausgegebenen Schriften aus der Feder des dortigen Bibliothekars, unseres gelehrten Landsmannes Dr. R. Minzloff in prachtvoller Ausstattung vor. Derselbe motivirt das Erscheinen einer solchen Uebersicht durch den Mangel genauer Kenntniß von der Entstehung dieser von dem großen und glänzenden Talente des Herrn Staatssecretairs und Reichsrathmitgliedes Baron v. Korff auf das zweckmäßigste eingerichteten und durch mehr als ein Decennium geleiteten kaiserlichen Staatsanstalt (wie wir aus seinen Berichten, die auszugsweise im Naumann'schen Serapeum vom J. 1858. Intelligenzblatt Nr. 16. 17. 18. und 1860 Nr. 2. 3. 4. mitgetheilt sind, gesehen haben). Wir entnehmen aus der LIV Seiten starken Vorrede, daß die Bibliothek im J. 1747 vom Grafen Joseph Zaluski in Warschau gegründet wurde. In Folge der Kriegswirren zu Ende des 18. Jahrhunderts finden wir sie in Kisten verpackt zu St. Petersburg. Mit dem 2. Januar 1812, wo sie Kaiser Alexander I. zum ersten Male in ihrem neuen Gebäude besuchte, beginnt das neue Stadium der durch kaiserliche Verordnung herbeigeführten Organisation dieser schönen Sammlung, zu welcher das Publicum seit dem J. 1814 freien Zutritt hat. Die sie betreffenden Schriften zerfallen in vier Classen: 1) Aus der Zeit des Gründers, Grafen Joseph Zaluski, vom J. 1747 bis zum J. 1773 (21 Nrn.); 2) Aus der Zeit der Verwaltung Olénin's, 1811—1843 (16 Nrn.); 3) Boutourlin's 1843—1849 (7 Nrn.), und 4) des Herrn Baron v. Korff 1849—1861 (beinahe 100 Nrn.). Alle Bücher dieser Sammlung sind ebenso reich wie solid eingebunden, mit goldenem Schnitt und mit dem Stempel der Bibliothek in verschiedenfarbigem Maroquin, um auf den ersten Blick die Epochen der Ausgaben unterscheiden zu lassen. Die Bücher befinden sich in einem kunstvoll gearbeiteten Schranke in der

Digitized by Google

Mitte des Saales der russischen Werke (Rossica) mit der russischen Inschrift: ИСТОРІЯ И ИЗДАНІЯ ИМПЕРАТОРСКОЙ ПУБЛИЧНОЙ БИБЛІОТЕКИ (Geschichte und Publicationen der kaiserlichen öffentlichen Bibliothek.). Alle Diejenigen, welche die Geschichte der kaiserlichen öffentlichen Bibliothek von Grund aus kennen lernen wollen, müssen die beiden Werke des berühmten Bibliothekars Johann Daniel Janotzki studiren: Nachricht von denen in der Hochgräflich Zaluskischen Bibliothek sich befindenden polnischen Büchern (Dresden 1747, 1753. 5 Theile in 2 Bänden mit den Portraits der beiden Grafen Zaluski) und: Specimen catalogi codicum manuscriptorum Bibliothecae Zaluscianae, 1752. Die kaiserliche Direction der Bibliothek zu St. Petersburg in der Person Olénin's veröffentlichte von 1808—1817 in russischer Sprache Berichte an den Minister der Volksaufklärung, die in St. Petersburg 1813—1818 in 5 Bdn. 8. erschienen sind, gab sodann ein „Essai sur un nouvel ordre bibliographique" in russischer und französischer Sprache heraus, und ließ im J. 1814 für den öffentlichen Besuch ein „Extrait du réglement par l'administration de la bibliothèque, Section III: des personnes qui viendront visiter cette bibliothèque" in russischer, lateinischer und französischer Sprache erscheinen. Aus dieser Zeit heben wir noch hervor die „Description détaillée des manuscrits slavéno-russes de la bibliothèque du Comte Th. Tolstoi", welche K. Kalaidowitsch in Moskau 1825 herausgab; diese Sammlung von Handschriften wurde mit den alten slavonischen Druckwerken, welche Stroeff beschrieb, im J. 1650 gegen eine Leibrente von 10,000 Rubeln für die kais. öffentliche Bibliothek an den Staat abgetreten. Herr Staatsrath Dr. B. v. Dorn lieferte im J. 1837 einen Bericht über die äthiopischen Handschriften der k. öffentlichen Bibliothek im Bulletin scientifique der kaiserl. Akademie der Wissenschaften Bd. III. Nr. 10, und Herr Eduard v. Muralt gab den Katalog der griechischen Handschriften der Bibliothek heraus. In die Periode der Buturlin'schen Verwaltung gehören die Schriften: J. Berésin, description des manuscrits turco-tatares 1848, 8. 24 S.; Muralt's Beschreibung zweier aus dem 8. u. 9. Jahrhunderte herrührenden Handschriften (Tertullian's) der kaiserl. öffentl. Bibliothek, 1848 in 8. 4 S.; seine Notice sur une traduction espagnole de l'evangile supposé de S. Barnabé, conservée à la bibliothèque imp. publ. 1848. 8. 13 S. und Undolfki's Katalog der slavonischen Bücher aus der Bibliothek des Herrn A. J. Kastérin, Moscau 1848. XVI u. 199 S., welche Sammlung später an die kais. öffentl. Bibliothek abgetreten wurde. Aus der größern Menge der die kaiserliche öffentliche Bibliothek unter Baron v. Korff's Verwaltung betreffenden Schriften sind außer den Jahresberichten und Doubletten-Katalogen folgende zu nennen: Minzloff, topographische Seltenheiten der K. öffentl. Bibliothek (St. Petersb. Zeitung. 1851. Nr. 84.); ferner:

Digitized by Google

Petzholdt, die K. öffentl. Bibliothek zu St. Petersburg und Baron v. Korff, Halle, 1851. 4 S. 8. (Anzeiger f. Bibliographie 1851. Heft 9.); desgleichen: Materialien zum Versuche eines Katalogs sämmtlicher über Rußland in fremden Sprachen erschienenen Werke, St. Petersburg 1851, XIV u. 346 S.; Catalogue des manuscrits et xylographes orientaux de la bibliothèque Imp. publique de St. Pétersbourg, 1852, redigirt von Herrn Staatsrath Dr. B. v. Dorn; Bytschkoff, über den Ankauf der Sammlung von Alterthümern des Professors Pogodin von Seiten des Staates (St. Petersb. Zeitung 1852. Nr. 226. — russ. in der Nord. Biene 1852, Nr. 198., und in den St. Petersb. Nachrichten 1852, Nr. 199); Minzloff, die altdeutschen Handschriften in der Kais. öffentlichen Bibliothek, St. Petersb. 1853. 126 S.; Dorn, vier syrische Handschriften der kais. öffentl. Bibliothek (Bulletin scientifique der k. Akademie XI, Nr. 11.) St. Petersb. 1853; Minzloff, Catalogue des éditions Aldines de la bibliothèque impériale publique de St. Pétersbourg. 1854. 57 S. (lithographirt); Autographen berühmter Musiker, Auswahl aus der in der kais. öffentl. Bibliothek befindlichen Sammlung, St. Petersburg 1856. 8. 3 Hefte zu 20, 24 u. 27 S.; (Vaterl. Memoiren); Welter, Lijst der Nederlandsche Handschriften in de Rus-Keizerlijke Bibliotheek in St. Petersburg, Leiden 1856. 8. 16 S.; Muralt, Notiz über die ältesten Polnischen Bibeln der K. öffent. Bibliothek (St. Petersb. Zeitung 1856. Nr. 72); Korff's Schrift über die Thronbesteigung des Kaisers Nicolaus I. in russischer, französischer, deutscher und holländischer Sprache, in verschiedenen Auflagen; Brosset, Notice sur un manuscrit géorgien de la bibliothèque impériale publ. provenant de M. Tischendorff, St. Petersb. 1858. 17 S.; Muralt's Merkwürdigkeiten der karaitischen Literatur. Aus der k. öffentl. Bibliothek. 9 S. 8.; Lavater's Briefe an die Kaiserin Maria Feodorowna, Gemahlin Kaiser Paul's I. v. Rußland, über den Zustand der Seele nach dem Tode (diese von Herrn Dr. R. Minzloff nach den von ihm entdeckten Autographen Lavater's besorgte Ausgabe ist zum dreihundertjährigen Stiftungsfeste der Universität Jena derselben von der kais. öffentl. Bibliothek übersandt worden); endlich Muralt's Auszug über die durch Prof. Tischendorff erworbene Sinaitische Bibelhandschrift in Bezug besonders auf das Neue Testament, den vaticanischen Codex und Origenes, 9 S. in 8. (aus den „Studien und Kritiken" 1860). — Die Einleitung zu dieser Uebersicht aller die Kaiserl. öffentliche Bibliothek betreffenden Schriften giebt einen sehr ausführlichen Auszug aus dem bibliographischen Testament des Gründers Joseph Grafen von Zaluski mit Angabe seiner eigenen in lateinischer und polnischer Sprache geschriebenen Werke.

Dresden, im Januar 1863. Dr. W. Behrnauer.

Druck von E. Blochmann und Sohn in Dresden.

Digitized by Google

Auf Puschkin's Tod.

Von Michael Lermontow.

Der Sänger fiel — im Frohn der Ehre:
Das Blei im Herzen, zorngetränkt,
Umrauscht von dem Verleumderheere,
Hat er das stolze Haupt gesenkt.
Die kleinlich schmähende Verneinung
Ertrug sein freier Geist nicht fort:
Auf stand er wider Tagesmeinung,
Allein, wie stets, und fiel durch Mord!

Und fiel! — Was soll nun eure Huld'gung,
Der Thränen und des Jammers Spiel?
Armsel'ges Lallen der Entschuld'gung!
Das Schicksal wollt' es, und er fiel.
Wart ihr es nicht, die ihr ihn hetztet,
Den Genius von seltner Macht?
Ihr, die ihr euch am Brand ergötztet,
Den ihr im Herzen ihm entfacht?
So freut euch doch! Er liegt zerschmettert,
Er trug die letzten Qualen nicht!
Der prächt'ge Kranz ist nun entblättert,
Erloschen ist das Wunderlicht.

Sein Feind — mit kaltem Blicke schaut' er,
Vor dem er ohne Rettung stand!
Das matte Herz, es schlug nicht lauter,
Es bebte nicht die Mörderhand.

Digitized by Google

Kein Wunder. ... Hat ihn doch von fern
Das Schickſal zu uns hergetragen,
Wie ſo viel Hunderte, die jagen
Nach Glück und einem Ordensſtern.
Ein Fremder, höhnt' im fremden Land
Er Sitt' und Recht mit dreiſtem Munde,
Schlug unſrem Ruhm die tiefſte Wunde,
Begriff nicht in der blut'gen Stunde,
Auf wen da zielte ſeine Hand!

Ach, und der Dichter fiel, dem jungen Sänger gleich,
Von dem ſein ſchönſtes Lied erzählte,
Dem Sänger, der ſo liebereich
In ſtummer Eiferſucht ſich quälte
Und dann von ſchnöder Hand empfing den Todesſtreich.*)

O daß aus ſtillem Kreis des Friedens und der Liebe
In dieſe Welt er trat, voll neidiſchem Getriebe,
Erſtickend für ein Herz, das frei und kühn entbrannt!
Daß dies Gelichter ihn, das gottvergeßne, raubte,
Daß an das ſüße Wort der Gleißnerei er glaubte,
Er, der von Jugend auf die Menſchen doch erkannt!

Der neue Kranz, mit dem ſie ſeine Stirne ſchmückten,
Es war ein Dornenkranz, von Lorbeer grün umlaubt;
Doch die verſteckten Dornen drückten
Ihm tiefe Wunden in ſein herrlich Haupt.
Vergiftet wurden ſeine letzten Tage
Vom Hohngeflüſter ſtumpfer Thoren;
Er ſtarb voll Rachedurſt, mit leiſer, bittrer Klage,
Daß er die ſchönſten Hoffnungen verloren.

Verſiegt iſt nun die Wunderquelle,
Die ſich aus ſeinem Lied ergoſſen;

*) Eugen Onägin, VI. 30 flg.

Digitized by Google

Der Sänger schläft in enger Zelle,
Und hat die Lippen fest geschlossen!

Und du, hochmüth'ge Afterbrut,
Durch Niederträchtigkeit berühmt gewordner Wichte,
Die du zertratst mit Sclavenwuth
Die Träger einer edleren Geschichte:
Ihr Freiheitswürger, die den Geist zu Tode hetzen,
Ihr, die in gier'gem Schwarm den Thron umsummen,
Ja, hüllt euch nur in's Scheinrecht von Gesetzen
Und heißt das wahre Recht vor euch verstummen!
Auch eure Stunde schlägt. Ihr könnt ihm nicht entrinnen,
Dem blutig strengen Gottgericht:
Der Richter kennt zuvor all euer Thun und Sinnen,
Und euer Gold erkauft ihn nicht.
Hofft nicht, daß euch die Lüge dann noch schützet,
Ihr sucht vergebens ihre sich're Hut;
Und all das schwarze Blut, das ihr verspritzet,
Es spült nicht fort des Dichters heilig Blut!

W. W.

Digitized by Google

Aus Dostojewsky's sibirischen Memoiren.*)

Erste Bekanntschaften. Petrow.

Die Zeit ging hin, und nach und nach fing ich an mich einzuleben. Immer weniger regten mich die täglichen Erscheinungen meines neuen Lebens auf, und immer vertrauter wurden meinem Blick die Vorgänge um mich her, die Menschen, die mich umgaben. Es war unmöglich, daß ich mit einem solchen Leben mich befreundete; aber längst mußte ich es als eine vollendete Thatsache anerkennen. Alle Zweifel, die mir noch geblieben, barg ich in meinem Innern so tief, als ich nur konnte. Ich trieb mich nicht mehr, wie verloren, im Gefängniß herum und verrieth nicht mehr meine Seelenangst. Die Blicke der Sträflinge verfolgten mich nicht mehr mit so frecher Neugier; auch sie schienen mit mir vertrauter zu werden, was mir sehr lieb war. Schon wurde ich heimisch im Gefängniß, kannte meine Pritsche und gewöhnte mich sogar an Dinge, an die ich niemals geglaubt hätte, mich gewöhnen zu können. Regelmäßig jede Woche ließ ich mir die Hälfte des Kopfes rasiren. Man rief uns hierzu der Reihe nach jeden Sonnabend in der arbeitsfreien Zeit aus dem Gefängniß nach der Wachtstube (wer unrasirt blieb, hatte selbst dafür einzustehen); dort seiften die Bataillonsbarbiere mit kalter Seife unsere Köpfe ein und schabten sie unbarmherzig mit den stumpfesten Rasirmessern, so daß es mich noch jetzt eisig überläuft, wenn ich an jene Folter mich erinnere. Uebrigens fand sich bald ein Heilmittel dagegen. Ich wurde auf einen Arrestanten aus der Militairabtheilung aufmerksam gemacht, der sein eigenes Rasirmesser besaß und für eine Kopeke Jeden, der es wünschte, rasirte. Er machte ein Gewerbe daraus. Zu ihm gingen viele der Sträflinge, um nur nicht den officiellen Barbieren in die Hände zu fallen — wiewohl die Leute nichts weniger als verzärtelt waren.

Unsern rasirenden Arrestanten hieß man den „Major" — warum, weiß ich eben so wenig, als ich sagen kann, wodurch er an den

*) S. Russ. Revue. Heft II.

Digitized by Google

Major erinnerte. Indem ich dies schreibe, steht mir jener Major leibhaft vor Augen; ein langer, hagerer, schweigsamer Kerl, ziemlich dumm, ewig in seine Beschäftigung vertieft, mit dem Streichriemen in der Hand, an dem er Tag und Nacht sein haarscharfes Rasirmesser glättete; er schien ganz aufzugehen in diesem Geschäft, das er offenbar für die Bestimmung seines Lebens nahm. Auch war er höchst zufrieden, wenn das Rasirmesser sich gut erwies und wenn Jemand zum Rasiren kam. Er hatte warme Seife, eine leichte Hand und rasirte sammetweich. Seine Kunst war sichtlich sein Stolz und sein Vergnügen; die erworbene Kopeke nahm er nachlässig hin, als wäre es ihm wirklich nur um die Kunst und nicht um die Kopeke zu thun. — —

Gleich mit dem ersten Tage meines Gefängnißlebens fing ich schon an von Freiheit zu träumen. Es wurde mir zur Lieblingsbeschäftigung, auf tausenderlei Art auszurechnen, wann meine Gefängnißzeit zu Ende gehe. Ich konnte sogar an nichts Anderes mehr denken, und bin überzeugt, daß dies bei Jedem der Fall ist, der auf eine gewisse Frist seiner Freiheit beraubt ward. Ob die Sträflinge eben so dachten und ausrechneten, wie ich, weiß ich nicht; aber der wunderbare Leichtsinn ihrer Hoffnungen überraschte mich beim ersten Schritt. Ein Anderes ist das Hoffen dessen, der in gewöhnlichen Verhältnissen lebt, ein Anderes das des Eingekerkerten. Der freie Mensch hofft allerdings auch (z. B. auf eine Veränderung des Schicksals, auf die Ausführung irgend eines Unternehmens); aber er lebt, er handelt; die Bewegung des wirklichen Lebens reißt ihn mit sich fort. Nicht so bei dem Eingekerkerten. Ein Leben hat er freilich auch: seine Sträflingsexistenz. Aber wer der Sträfling auch sein mag, und auf wie lange er es auch sein muß — er kann instinktmäßig sein Loos für nichts Positives, nichts Bestimmtes, für keinen Theil des wirklichen Lebens nehmen. Jeder Sträfling hat das Gefühl, als sei er nicht zu Hause, sondern gleichsam irgendwo zu Besuch. Zwanzig Jahre betrachtet er wie zwei Jahre und ist vollkommen überzeugt, daß er nach seiner Entlassung aus dem Gefängniß als Fünfziger noch ebenso flink sein wird, wie jetzt als Dreißiger. „Werden das Leben noch genießen," denkt er und verscheucht beharrlich alle Zweifel wie alle sonstigen unangenehmen Gedanken. Selbst die Sträflinge der „besondern Abtheilung," denen gar keine Straffrist angesetzt, selbst die speculirten bisweilen: mit eins würde aus Petersburg der Befehl kommen, sie nach Nertschinsk zur Arbeit in den Bergwerken zu versetzen und ihnen eine Frist zu bestimmen. Das würde herrlich sein; erstlich habe man nach Nertschinsk fast ein halbes Jahr zu marschiren, und wieviel schöner sei es auf dem Marsche, als im Gefängniß! Dann in Nert-

Digitized by Google

schinsk die Strafzeit beenden und dann ..... Ja, so speculirt noch mancher Graukopf!

In Tobolsk sah ich Verbrecher, die an die Wand geschmiedet waren. Da sitzen sie an einer etwa sechs Fuß langen Kette; gleich daneben ist ihre Schlafbank. Angeschmiedet wurden sie wegen ganz außergewöhnlich furchtbarer Verbrechen, die sie schon in Sibirien begangen, und bleiben so fünf, bisweilen auch zehn Jahre. Größtentheils sind es Räuber. Nur einmal sah ich unter ihnen einen Mann, der halbwege der gebildeten Klasse angehörte; er hatte einmal irgendwo ein Amt bekleidet. Der Mann sprach leise, lispelnd, mit süßlichem Lächeln. Er wies uns seine Kette und die Art, wie er sich bequem auf die Schlafbank legen konnte. Ein ganz wunderlicher Kauz muß das gewesen sein. Die Leute halten sich überhaupt alle recht still und scheinen zufrieden, und doch möchte Jeder von ihnen so schnell wie möglich seine Frist absitzen. Wozu? sollte man denken. Wozu? Dann verläßt er die enge, dumpfe Zelle mit dem niedern Gewölbe, und kann im Gefängnißhofe herumgehen und ..... und das ist Alles. Aus dem Gefängniß wird er nie wieder entlassen. Er weiß es selbst, daß die einmal angeschmiedet Gewesenen ewig im Gefängniß bleiben und bis an ihren Tod Ketten tragen. Er weiß das, und doch kann er es nicht erwarten, bis er losgeschmiedet wird. Wie wäre es aber ohne dieses Verlangen auch möglich, daß er fünf oder sechs Jahre angeschmiedet bliebe, ohne zu sterben oder den Verstand zu verlieren! Und würde dann Mancher auch nur dahin zu bringen sein, so dazusitzen?

Ich fühlte, daß nur Arbeit mich retten und meine Gesundheit stärken könne. Die fortwährende Seelenunruhe, die nervöse Gereiztheit, die enge Luft der Gefängnißstube würden mich ganz zerstört haben. Oft in freier Luft sein, jeden Tag müde werden, Lasten tragen lernen — das, dachte ich mir, wird mich wenigstens kräftigen, ich werde gesund, rüstig und nicht gealtert das Gefängniß verlassen. Ich täuschte mich nicht: Arbeit und Bewegung waren für mich von großem Nutzen. Ich sah mit Schrecken, wie einer meiner Kameraden (ein Edelmann) im Gefängniß hinsiechte; er war gleichzeitig mit mir hingekommen, noch jung, hübsch, kräftig, und verließ es halb gebrochen, ergraut, an den Füßen gelähmt und engbrüstig. Nein, dachte ich, auf ihn blickend, ich will leben und werde leben. Freilich ließen Anfangs die Sträflinge meine Liebe zur Arbeit mich entgelten und verfolgten mich lange mit Hohn und Verachtung; ich kehrte mich aber an Niemand und ging muthig hin, wo es etwas zu schaffen gab z. B. Alabaster zu brennen und zu stoßen — eine der ersten Arbeiten, die ich lernte; es war eine ziemlich leichte Arbeit. Die Ingenieurbehörde war gern

Digitized by Google

bereit, den Edelleuten die Arbeit zu erleichtern, was übrigens durchaus keine Vergünstigung, sondern nur Gerechtigkeit war. Es wäre seltsam, Jemandem von geringerer Körperkraft, der niemals gearbeitet, dieselbe Arbeit aufzuerlegen, die nach dem Reglement einem wirklichen Arbeiter zugewiesen wurde. Gleichwohl ließ man uns diese „Nachsicht" nicht immer angedeihen, und es hatte sogar den Anschein, als ob es nur verstohlener Weise geschähe. Man wurde in dieser Beziehung mitunter streng überwacht und bekam auch schwere Arbeiten, die den Edelleuten natürlich doppelt so schwer wurden, als den andern Arbeitern. Zum Alabasterbrennen bestimmte man gewöhnlich drei, vier ältliche oder schwache Personen, darunter waren denn auch wir mitbegriffen. Außerdem wurde noch ein richtiger, sachkundiger Arbeiter dazu beordert. Mehrere Jahre hindurch war es ein und derselbe, ein gewisser Almasow, ein schon bejahrter, hagerer Mann von finsterem, braunem Gesichte, wenig umgänglich und menschenscheu. Er hatte eine tiefe Verachtung gegen uns. Uebrigens sprach er so ungern, daß er sich nicht einmal die Mühe gab, uns zu schelten.

Der Schuppen, wo der Alabaster gebrannt wurde, stand auch am öden und steilen Ufer des Flusses. Im Winter, zumal an trüben Tagen, hatte es etwas Trauriges, auf den Fluß und das gegenüberliegende ferne Ufer zu blicken. Eine herzbeklemmende Schwermuth war über diese wilde Winterlandschaft gebreitet. Aber fast noch banger wurde Einem um's Herz, wenn auf die endlose weiße Schneehülle der helle Sonnenschein fiel. Man hätte weit davon fliegen mögen über diese Steppe, die am andern Ufer begann und nach Süden hin wie eine ununterbrochene Decke sich auf ein paar tausend Werst erstreckte.

Almasow machte sich in der Regel schweigend und finster an die Arbeit, wir schämten uns geradezu, ihm nicht ordentlich helfen zu können; er aber besorgte absichtlich Alles allein, verlangte absichtlich von uns gar keine Hilfe, als sollten wir unsere Schuld ihm gegenüber recht empfinden und unsere Nutzlosigkeit selbst bekennen. Die ganze Arbeit aber bestand darin, den Ofen einzuheizen und den in denselben hineingelegten Alabaster abzubrennen, den wir eben zutrugen. Am andern Tage, wenn der Alabaster ganz abgebrannt war, wurde er aus dem Ofen wieder ausgeladen, Jeder von uns nahm einen schweren Hammer, füllte sich einen besondern Kasten mit Alabaster und begann diesen zu zerstoßen. Das war eine angenehme Arbeit. Der brüchige Alabaster verwandelte sich schnell in einen weißen glänzenden Staub und zerbröckelte so leicht, so hübsch. Wir schwangen die schweren Hammer und machten ein solches Gepraſſel, daß es uns selbst eine Lust war. Wir ermüdeten und doch wurde

Digitized by Google

uns dabei leicht um's Herz, unsere Wangen rötheten sich, unser Blut kreiste schneller. Dann betrachtete uns auch Almasow nachsichtiger, wie man etwa unmündige Kinder betrachtet. Freundlich rauchte er sein Pfeifchen, aber sich ganz des Murrens zu enthalten, wenn er etwas zu sagen hatte, vermochte er doch nicht. Uebrigens nahm er sich gegen Alle so, und im Grunde, glaube ich, war er ein guter Mensch.

Eine andere Arbeit, die mir angewiesen wurde, war das Drehen des Drechslerrades in der Werkstatt. Das war ein großes, schweres Rad und es bedurfte nicht geringer Anstrengung, es zu drehen, namentlich wenn der Drechsler (einer von den Ingenieurarbeitern) etwas wie ein Holzgeländer oder für das Mobiliar irgend eines Beamten die Füße zu einem großen Tisch zu drechseln hatte, wozu beinahe ein ganzer Balken verwendet wurde. Einer allein hatte in solchem Falle nicht Kraft genug, das Rad zu drehen, und man schickte in der Regel zwei, mich und noch einen Edelmann, Namens B. Diese Arbeit behielten wir mehrere Jahre hindurch, so oft es etwas zu drechseln gab. — B. war ein schwächlicher, hagerer junger Mann, der an der Brust litt. Er war ein Jahr vor mir nach dem Gefängniß gekommen mit noch zwei andern seiner Kameraden: der eine ein Greis, der im Verlauf seines Gefängnißlebens Tag und Nacht betete (wofür er bei den Arrestanten in großer Achtung stand) und während meiner Anwesenheit starb; der andere ein sehr junger, frischer, rothwangiger, kräftiger und beherzter Mann, der unterwegs den auf der Hälfte des Marsches ermatteten B. trug und zwar eine Strecke von siebenhundert Werst. Man mußte die Freundschaft, die zwischen ihnen bestand, sehen. B. war ein Mann von feiner Bildung, edler Sinnesart, großmüthigem, aber durch Kränklichkeit verdorbenem und gereiztem Charakter. Mit dem Rade wurden wir gemeinschaftlich fertig, und das unterhielt uns sogar Beide. Mir verschaffte diese Arbeit eine treffliche Motion.

Besonders gern räumte ich auch den Schnee weg. Das geschah gewöhnlich nach heftigem Gestöber und wiederholte sich im Winter oft genug. Wenn ein solches Gestöber vierundzwanzig Stunden angehalten, so verwehte es manches Haus bis über die Hälfte der Fenster und andere fast ganz. Hatte sich nun der Sturm gelegt und schien die Sonne wieder, so trieb man uns in großen Haufen, bisweilen sogar sämmtliche Bewohner des Gefängnisses hinaus, die Schneemassen von den Kronsgebäuden wegzuschaffen. Jeder von uns bekam eine Schaufel, Alle zusammen ein bestimmtes Stück Arbeit — oft von solchem Umfang, daß man sich wundern mußte, wie man damit fertig werden konnte — und Alle griffen lustig zu. Der lockere,

Digitized by Google

eben erst gelagerte und oben leicht angefrorene Schnee wurde mit der Schaufel bequem in großen Ballen aufgescharrt und ringsum auseinander geworfen, wobei er schon in der Luft sich in glänzenden Staub verwandelte. Die Schaufel schnitt so recht in die weiße, im Sonnenschein schimmernde Masse. Fast jedes Mal machten die Arrestanten diese Arbeit mit Vergnügen. Die frische Winterluft und die Bewegung erhitzte sie. Alle wurden heiter; man lachte, schrie, spaßte und fing an Schneeball zu spielen, worüber sich natürlich die Vernünftigen bald ärgerten, so daß die allgemeine Belustigung in der Regel mit Zank endete.

Nach und nach erweiterte sich auch der Kreis meiner Bekanntschaft. Ich selbst, noch immer unruhig, finster und mißtrauisch, wie ich war, dachte freilich an keine Bekanntschaften; aber sie knüpften sich von selbst an. Einer der Ersten war der Arrestant Petrow, der mich zu besuchen anfing. Ich sage „besuchen" und betone dieses Wort. Petrow befand sich in der besondern Abtheilung, in einer der von mir entferntesten Gefängnißstuben. Beziehungen konnten wir offenbar zu einander nicht haben. Es gab nichts und konnte auch nichts geben, was wir gemein hatten. Gleichwohl schien Petrow es in dieser ersten Zeit gewissermaßen für seine Pflicht zu halten, daß er jeden Tag zu mir kam oder mich draußen anhielt, wenn ich am Feierabend, möglichst fern von Allen, hinter den Gefängnißgebäuden herumging. Anfangs war mir das unangenehm, aber er wußte es bald dahin zu bringen, daß seine Besuche für mich sogar unterhaltend wurden, obgleich das durchaus kein mittheilender und sonderlich gesprächiger Mann war. Von Ansehen war er nicht groß, aber stark gebaut, beweglich und gewandt. Er hatte ein recht angenehmes, blasses Gesicht mit breiten vorstehenden Backenknochen, einen kühnen Blick, weiße, dichte, kleine Zähne und ewig eine Prise Tabak auf der Unterlippe. Es war nämlich bei vielen Sträflingen Brauch, Tabak auf die Unterlippe zu thun. Er war vierzig Jahr alt, hatte aber das Aussehen eines Dreißigers. Mit mir unterhielt er sich stets äußerst ungezwungen und benahm sich durchaus als meines Gleichen d. h. sehr anständig und rücksichtsvoll. Wenn er z. B. bemerkte, daß ich die Einsamkeit suchte, so sprach er kaum ein paar Minuten mit mir, verließ mich gleich und dankte mir jedesmal für die Aufmerksamkeit, was er sicher gegen keinen von allen Sträflingen jemals that. Es ist merkwürdig, daß ein solches Verhältniß nicht nur in den ersten Tagen, sondern mehrere Jahre hindurch zwischen uns bestand und fast niemals vertrauter wurde, obgleich er mir wirklich ergeben war. Ich kann noch jetzt nicht bestimmt sagen, was er eigentlich von mir wollte und warum er jeden Tag zu mir kam. Wenn er

Digitized by Google

auch später mich dann und wann bestahl, so that er das doch nur zufällig; um Geld bat er mich niemals, mithin besuchte er mich auch nicht wegen Geldes oder sonst aus irgend einer eigennützigen Absicht.

Ich weiß auch nicht, warum es mir stets vorkam, als wohnte er gar nicht mit mir im Gefängniß, sondern irgendwo fern, in einem andern Hause, in der Stadt, und besuchte das Gefängniß nur im Vorbeigehen, um Neuigkeiten zu erfahren, sich nach mir zu erkundigen und nachzusehen, wie wir Alle lebten. Es war immer, als ob er irgend wohin eilte, als ob er Jemand zurückgelassen, der ihn erwartete, als ob er irgendwo noch etwas fertig zu machen hätte. Und doch war er wiederum nicht sonderlich geschäftig. Auch sein Blick hatte etwas Seltsames: fest, keck und ein wenig spöttisch, schien er jedoch immer in's Weite gerichtet, als ob er nicht den Gegenstand vor sich, sondern über diesen hinaus einen andern, fernliegenden zu betrachten suchte. Das gab ihm das Ansehen einer gewissen Zerstreutheit. Ich sah bisweilen eigens nach, wohin Petrow von mir wohl ginge, wo man ihn wohl erwarte; er aber begab sich eilends in die Gefängnißstube oder in die Küche, setzte sich dort zu Jemand hin, der in einem Gespräch begriffen war, hörte aufmerksam zu, nahm auch manchmal selbst lebhaft an dem Gespräche Theil und dann brach er plötzlich ab und verstummte. Doch ob er sprach oder schweigend dasaß, es sah immer so aus, als ob das nur beiläufig geschah, als ob er wo anders was zu thun habe und erwartet werde. Das Seltsamste dabei war, daß er nie etwas zu thun hatte und außer den Strafarbeiten gar nichts machte, sondern vollständig müßig ging. Ein Handwerk kannte er nicht und Geld hatte er fast niemals. Das bekümmerte ihn auch wenig. Und wovon sprach er nur mit mir! — Sein Gespräch war ebenso seltsam als er selbst. Er sah z. B., daß ich irgendwo hinter dem Gefängniß einsam herumging und wandte sich schnell nach meiner Seite. Er pflegte immer rasche Schritte zu machen und sich jäh umzuwenden; es sah immer aus, als ob er liefe.

— Guten Tag!

— Guten Tag!

— Ich störe Sie nicht?

— Nein.

— Ich wollte Sie wegen Napoleon fragen. Ist er etwa mit dem von 1812 verwandt? (Petrow hatte als Cantonist*) lesen und schreiben gelernt.)

— Jawohl.

---

*) Soldatensohn und zum Soldaten erzogen.

Digitized by Google

— Aber was ist er doch für ein Präsident, wie man sagt?

Petrow fragte immer hastig, abgebrochen, als müßte er etwas so schnell wie möglich erfahren, als hätte er Erkundigungen in einer sehr wichtigen Angelegenheit einzuziehen, die nicht den geringsten Aufschub litte. Ich erklärte ihm, wie es mit der Präsidentschaft Napoleons stünde und fügte hinzu, daß derselbe vielleicht bald Kaiser würde.

— Wie das?

Ich erklärte auch dies so gut wie möglich. Petrow hörte aufmerksam zu, indem er das Ohr zu mir neigte und schien Alles vollkommen zu begreifen.

— Hm! Und ich wollte Sie noch fragen, ob es wahr ist, was erzählt wird, daß es Affen giebt, deren Arme bis an die Fersen reichen und die so groß sind wie der längste Mann?

— Jawohl giebt es solche.

— Wie sind sie denn?

Ich berichtete auch davon, so viel ich wußte.

— Und wo leben sie denn?

— In heißen Ländern. Es giebt welche auf der Insel Sumatra.

— Das ist in Amerika? Nicht wahr?

— Aber wie ist das nur, daß die Leute dort auf dem Kopfe gehen sollen?

— Auf dem Kopfe nicht. Sie meinen die Antipoden. ....

Ich erklärte ihm, was Amerika und so viel als möglich, was Antipoden wären. Er hörte mit einer Aufmerksamkeit, als sei er eigens wegen der Antipoden gekommen.

— Ah so! — Im vorigen Jahre las ich von der Gräfin La Vallière; Arefjew brachte das Buch von dem Adjutanten. Ist das wahr oder nur erdichtet? Der Verfasser ist Dumas.

— Natürlich erdichtet.

— Nun Adieu. Ich danke Ihnen.

Damit verschwand Petrow und in dieser Art waren unsere Gespräche fast jedesmal.

Ich fing an, mich nach ihm zu erkundigen. Mein Mitarrestant M., der von dieser Bekanntschaft erfuhr, warnte mich. Er sagte mir, Viele der Sträflinge hätten ihm, besonders im Anfang, als er in's Gefängniß kam, Grauen eingeflößt, aber von Allen keiner einen so schrecklichen Eindruck auf ihn gemacht, wie dieser Petrow.

— Das ist der entschlossenste, furchtloseste von allen Sträflingen, sagte M., er ist zu Allem fähig. Er wird sich von nichts abhalten lassen, wenn ihn seine Laune ankommt. Auch Ihnen, wenn es ihm einfällt, schneidet er den Hals ab, ohne alle Umstände und wird weder

Digitized by Google

zucken, noch den geringsten Skrupel haben. Ich meine sogar, er muß nicht recht bei Verstande sein.

Diese Aeußerungen erweckten mein lebhaftes Interesse, allein M. konnte mir keine Rechenschaft geben, warum er das glaubte. Merkwürdig genug: mehrere Jahre hindurch dauerte später meine Bekanntschaft mit Petrow, fast jeden Tag sprach ich mit ihm; während dieser ganzen Zeit erwies er mir eine aufrichtige Anhänglichkeit (warum, weiß ich wahrlich nicht), benahm sich im Verlauf aller der Jahre im Gefängniß ganz vernünftig, that nichts Schreckliches, und doch gewann ich jedesmal, wenn ich ihn ansah, mich mit ihm unterhielt, die Ueberzeugung, daß M. Recht hatte, daß Petrow vielleicht der entschlossenste, furchtloseste Mann war, der nichts von Zwang wußte. Auch ich bin mir nicht klar, warum mir das so schien. Beiläufig bemerkt, das war derselbe Petrow, von dem ich erzählte, wie er einmal, als er bestraft werden sollte, den Platzmajor zu ermorden beabsichtigte, und wie diesen nur das „Wunder" gerettet, daß es ihm einfiel, vor der Execution wegzufahren. Ehe Petrow zur Zwangsarbeit verurtheilt wurde, hatte ihm sein Oberst beim Exerciren einen Schlag versetzt. Das mochte ihm öfter passirt sein, aber diesmal wollte er es nicht dulden und erstach den Oberst vor der Front am hellen lichten Tage. Im Uebrigen kenne ich seine Geschichte nicht genau, er hat sie mir niemals erzählt. Das waren freilich nur Aufwallungen, in denen sich seine Natur vollständig offenbarte, doch kamen sie selten bei ihm zum Vorschein. Im Allgemeinen war er wirklich vernünftig und sogar ruhig. Zwar barg er heftige, glühende Leidenschaften, aber sie glommen in ihm still, wie Kohlen, von Asche bedeckt. Nie bemerkte ich auch nur einen Schatten von Prahlerei oder Eitelkeit bei ihm, wie etwa bei den Anderen. Er zankte sich selten, war aber auch mit Keinem sonderlich befreundet und schloß sich höchstens Einem an, den er gerade brauchte. Einmal sah ich ihn allerdings ernstlich in Wuth gerathen. Er war bei einer Theilung umgangen und ihm etwas vorenthalten worden, worüber er mit einem Arrestanten von der Civilabtheilung, Namens Wassili Antonow, Streit bekam. Antonow war groß, stark, ein böser und händelsüchtiger Kerl. Eine geraume Weile schrieen sie einander an, und ich glaubte, die Sache würde höchstens mit einer gewöhnlichen Balgerei enden, da Petrow zuweilen, wenn auch selten, wie der letzte Sträfling sich herumbalgte; allein diesmal traf es nicht zu. Petrow erblaßte plötzlich, seine Lippen erbebten und wurden blau; er fing an schwer zu athmen, erhob sich und trat langsam, recht langsam, mit unhörbaren barfüßigen Schritten (im Sommer ging er gern barfuß) auf Antonow zu. In der ganzen geräuschvollen Gefängnißstube wurde es auf

Digitized by Google

einmal so still, daß man eine Fliege hören konnte. Alle lauschten, was geschehen würde. Antonow sprang ihm entgegen, er hatte sich entfärbt. ..... Ich konnte es nicht aushalten und verließ die Stube. Ich machte mich gefaßt, daß mir, noch ehe ich die Treppe hinunter war, der Schrei eines Durchbohrten zu Ohren dringen würde; aber diesmal kam es zu nichts. Antonow warf, noch ehe sich Petrow ihm genähert hatte, schweigend und rasch demselben das streitige Object zu (es handelte sich um einen rechten Plunder, eine gewisse Unterlage). Einige Minuten später schimpfte ihn zwar Antonow doch noch ein wenig Anstands halber, um zu zeigen, daß er nicht so ganz und gar Angst gehabt; aber dieses Schimpfen beachtete Petrow nicht und antwortete nicht einmal darauf. Die Sache war zu seinem Gunsten entschieden, am Schimpfen lag nichts. Er war befriedigt und nahm den Plunder an sich. Nach einer Viertelstunde schlenderte er wieder im Gefängnisse herum, mit der Miene vollständiger Unthätigkeit, als sähe er sich um, ob nicht irgendwo ein interessantes Gespräch geführt würde, das er anhören könnte. Es schien ihn Alles zu interessiren, und doch blieb er im Grunde gleichgültig gegen Alles; es trieb ihn nur vor lauter Nichtsthun bald da-, bald dorthin. Man hätte ihn mit einem kräftigen Arbeiter vergleichen mögen, dem es an Arbeit fehlte und der in Erwartung einer solchen mit kleinen Kindern spielt. Was ich auch nicht begreifen konnte, war, daß er im Gefängniß blieb und nicht davon lief. Er hätte sich keinen Augenblick besonnen, davon zu laufen, wenn er es recht gewollt hätte. Ueber solche Leute, wie Petrow, hat die Vernunft nur so lange Gewalt, als sie nicht irgend etwas begehren. Dann aber hält sie nichts in aller Welt vor ihrem Verlangen ab. Ich bin überzeugt, daß er seine Flucht geschickt hätte bewerkstelligen können, daß er Alle getäuscht hätte und im Stande war, eine ganze Woche ohne Brod sich irgendwo im Walde oder im Schilfe zu verstecken. Aber dieser Gedanke mochte eben noch nicht in ihm aufgestiegen sein, dieser Wunsch sich seiner noch nicht bemächtigt haben. Große Ueberlegung und besondere Klugheit habe ich just nie an ihm wahrgenommen. Diesen Leuten ist Eine Idee angeboren, die sie unbewußt ihr ganzes Leben dahin und dorthin drängt. So treiben sie sich denn unstät herum, bis sie etwas finden, was vollkommen ihren Wünschen entspricht; dann setzen sie aber auch ohne Weiteres ihren Kopf dran. Ich wunderte mich manchmal, wie ein solcher Mensch, der wegen eines Schlages seinen Obersten erstach, so ohne alle Widerrede sich zur Abprügelung hinlegte. Er bekam zuweilen auch dafür Prügel, daß er Wein herbeischaffte; er that das hin und wieder, gleich allen Sträflingen, die kein Handwerk treiben. Aber wenn er die Prügel über sich ergehen ließ,

Digitized by Google

so geschah auch das gleichsam mit seiner Zustimmung, d. h. er war sich gleichsam bewußt, daß er sie verdiente, sonst würde er sich nicht hingelegt haben, und wenn man ihn todtschlug. Ich wunderte mich auch, daß er mich ungeachtet seiner offenbaren Anhänglichkeit doch bestahl. Das kam so strichweise über ihn. Er war es, der mir meine Bibel stahl, als ich sie ihm nur gegeben hatte, sie an einen andern Ort zu tragen. Es waren im Ganzen ein paar Schritte, aber er wußte gleich einen Käufer zu finden, dem er sie sofort verkaufte, um das Geld zu vertrinken. Wahrscheinlich verlangte es ihn gar sehr zu trinken, und wonach ihn einmal verlangte, das mußte er unbedingt haben. Ein solcher Mensch kann eben, wenn er Durst hat, um fünfundzwanzig Kopeken Jemand ermorden, während er zu anderer Zeit Leute mit hunderttausend Rubeln ruhig vorbeilassen wird. Am selben Abend meldete er mir selbst seinen Diebstahl, doch ohne alle Verlegenheit und Reue, ganz gleichmüthig, wie das allergewöhnlichste Ereigniß. Ich versuchte ihn erst gehörig auszuschelten, da es mir auch um meine Bibel leid that. Er hörte mich ohne Gereiztheit, sogar recht still, gab zu, daß die Bibel ein sehr nützliches Buch sei und bedauerte, daß ich sie nicht mehr habe, keineswegs aber, daß er sie gestohlen. Er sah mich mit einem solchen Selbstvertrauen an, daß ich meine Vorwürfe gleich wieder sein ließ. Er nahm sie wahrscheinlich deshalb ruhig hin, weil er sich sagte, daß man ihm einen solchen Streich doch unmöglich ohne Schelten könne hingehen lassen, daß es mir immerhin zu gönnen sei, mir damit ein Genügen zu thun; aber im Grunde war ihm Alles das dummes Zeug, worüber ein ernsthafter Mann kein Wort zu verlieren hatte. Ich glaube, er betrachtete mich überhaupt für eine Art Kind, das von den einfachsten Dingen in der Welt keinen rechten Begriff hätte. Wenn ich z. B. meinestheils ein Gespräch mit ihm anknüpfte, und zwar über etwas Anderes als Wissenschaften und Bücher, so antwortete er mir allerdings, aber gleichsam nur aus Höflichkeit und beschränkte sich auf die kürzesten Antworten. Oft fragte ich mich, was ihn wohl jene wissenschaftlichen Dinge angehen konnten, über die ich ihm gewöhnlich Auskunft zu geben hatte. Mitunter pflegte ich ihn bei solchen Gesprächen von der Seite anzublicken, ob er mich nicht etwa auslache; doch nein, er hörte mir in der Regel ernsthaft, wiewohl mit nicht gar zu großer Aufmerksamkeit zu, welcher letztere Umstand mich bisweilen verdroß. Seine Fragen stellte er bestimmt, präcis, meine Belehrungen aber erregten nicht eben sehr seine Bewunderung und er nahm sie sogar etwas zerstreut hin. Auch schien es mir, daß er über mich ohne Weiteres das Urtheil gefällt haben mußte, man könne mit mir nicht wie mit andern Leuten sprechen; außer von Büchern hätte ich von

Digitized by Google

nichts einen rechten Begriff und wäre dessen nicht einmal fähig, weshalb man mich auch nicht zu quälen habe.

Ich bin versichert, daß er mich sogar lieb hatte, was mich sehr überraschte. War es daher, daß er mich für einen Unfertigen hielt und jene eigene Art Mitleid mit mir hatte, die instinctmäßig jedes starke Geschöpf für das schwächere empfindet, wofür er mich nahm? Ich weiß es nicht. Obgleich ihn das nicht abhielt, mich zu bestehlen, so glaube ich doch, daß ich ihn dauerte, wenn er mich bestahl. Er mag wohl gedacht haben, wenn er an mein Gut Hand anlegte: Was das nur für ein Mensch ist, der nicht einmal das Seinige schützen kann! Vielleicht hatte er mich gerade deshalb gern. Er sagte mir selbst mehr als einmal gelegentlich, ich sei doch ein gar zu guter Mensch. „Was Sie aber naiv sind, so naiv, daß es Einen dauert. Nehmen Sie mir's nicht übel," setzte er nach einer Weile hinzu: „das ist so meine Herzensmeinung".

Bei solchen Leuten geschieht es oft, daß ihr Naturell mit einem Male im Augenblick irgend einer jähen Wandlung sich stark und scharf ausprägt und daß sie auf diese Weise plötzlich zu ihrer vollen Thätigkeit gelangen. Das sind keine Leute der Rede; sie können keine Urheber und Anführer einer Sache sein, aber sie sind die Hauptvollstrecker und setzen sie zuerst ins Werk. Sie machen das kurzweg ohne viel Geschrei — sind aber auch die Ersten, die über das Haupthinderniß, ohne sich zu besinnen, hinwegspringen und furchtlos sich allen Messern entgegenwerfen; ihnen folgen die Andern blind bis an die letzte Mauer, wo sie sich in der Regel die Köpfe zerschlagen. Ich glaube nicht, daß Petrow gut geendet. Er macht in irgend einem Augenblick Alles auf einmal ab und wenn er bis jetzt noch nicht zu Grunde gegangen, so hat es ihm nur an Gelegenheit gefehlt. Uebrigens, wer weiß? vielleicht wird er steinalt und stirbt vor Altersschwäche, ziellos hin- und herschlendernd. Mir scheint aber, M. hatte Recht, als er sagte, daß dies der entschlossenste von allen Sträflingen war.

Entschlossene Leute. Lukas.

Ueber die sogenannten „Entschlossenen" ist schwer zu urtheilen. Unter den Sträflingen, wie überall, gab es ihrer sehr wenige. Dem Anschein nach war Mancher ein ganz entsetzlicher Mensch, und wenn man bedachte, was von ihm erzählt wurde, hätte man ihm weit aus dem Wege gehen mögen. Ein unklares Gefühl hieß mich Anfangs diesen Leuten ausweichen; später aber änderte sich meine Anschauung,

Digitized by Google

selbst in Betreff der furchtbarsten Mörder. Mancher, der gar nicht gemordet, war schrecklicher als ein Anderer, der sechs Morde begangen. Von dem Ursprung mancher Verbrechen konnte man sich schwer auch nur eine annähernde Vorstellung machen, so viel Seltsames lag in der Art, wie sie verübt worden waren. Ich bemerke dies deshalb, weil unter unserm gemeinen Volk Mordthaten oft aus den wunderlichsten Ursachen begangen werden. Es kommt z. B., und zwar sehr oft, folgender Typus von Mördern vor: der Mann lebt ruhig und still, hat ein schweres Schicksal, aber er trägt es. Es ist meinetwegen ein Bauer, ein Hausdiener, ein Kleinbürger oder ein Soldat. Mit einem Male reißt etwas an ihm, er kann sich nicht halten und ersticht seinen Feind und Dränger. Hier eben beginnt das Seltsame. Der Mensch kommt plötzlich auf längere Zeit aus Rand und Band. Daß er das erste Mal seinen Feind und Bedrücker getödtet, war, wenn auch ein Verbrechen, doch begreiflich, er hatte Grund dazu; später aber mordet er auch solche, die nicht seine Feinde sind, mordet den Ersten den Besten, mordet zum Vergnügen, wegen eines groben Wortes, wegen eines Blickes, oder schlechtweg — „Du mußt fort! Aus dem Wege! Ich komme ....." Gerade als sei er im Rausch, im Fieber, als habe er, einmal über die äußerste Linie hinaus, seine Freude daran, daß nichts mehr für ihn heilig sei; als dränge es ihn mit einem Male über alles Gesetz und alle Autorität hinwegzuspringen und sich an seiner zügellosen, unbegrenzten Freiheit, an jenem herzbeklemmenden Grauen zu weiden, das er vor sich selbst empfinden muß. Auch weiß er ja, daß seiner eine furchtbare Strafe harrt. Alles das mag demjenigen Gefühle ähnlich sein, das Einen vom hohen Thurm in den Abgrund zieht, so daß er sich zuletzt kopfüber hinabstürzen möchte, um nur schnell ein Ende zu machen. Dergleichen begegnet selbst recht stillen und bis dahin unbemerkten Leuten. Mancher unter ihnen sucht in diesem Rausche sogar zu kokettiren. Je geduckter er bis dahin war, desto lebhafter drängt es ihn jetzt, Aufsehen, Schrecken zu erregen. Er weidet sich an diesem Schrecken, an dem Abscheu, welchen er in Andern erweckt, er versetzt sich künstlich in eine gewisse Tollkühnheit, und gerade solche „Tollkühne" erwarten oft selbst mit Ungeduld ihre Strafe, ihre Verurtheilung, weil es ihnen zuletzt schwer wird, diese angenommene „Tollkühnheit" zu tragen. Interessant ist es, daß meistentheils diese Stimmung, diese künstliche Erregung nur bis zum Augenblick der Execution dauert und dann auf einmal wie abgeschnitten ist, als sei dies eine förmliche, vorausbestimmte, instructionsmäßige Frist. Dann wird der Kerl auf einmal zahm und mäuschenstill, ein rechter Waschlappen. Auf dem Executionsplatze heult er und bittet die Umstehenden um Verzeihung.

Digitized by Google

Wenn man ihn im Gefängniß betrachtet, so begreift man nicht, wie dieser triefige, schmierige, geduckte Kerl derselbe sein kann, der fünf, sechs Menschen gemordet.

Einige freilich werden auch im Gefängniß nicht so bald zahm. Sie bewahren noch immer eine gewisse Ueberhebung und Prahlsucht, als wollten sie sagen: Ich bin nicht der, wofür ihr mich haltet, habe sechs Menschen abgethan. Schließlich aber werden sie doch still. Nur bisweilen machen sie sich das Vergnügen, an ihre frühere Ausgelassenheit, an die „Tollkühnheit", zu erinnern, die sie einmal in ihrem Leben angewandelt, und freuen sich, wenn sie irgend einen einfältigen Zuhörer finden, dem sie mit angemessener Würde ihre Großthaten erzählen können, wobei sie übrigens thun, als ob ihnen selbst nichts daran liege.

Ja, mit welchem Raffinement wird oft diese eitle Vorsicht beobachtet, welche nachlässige, träge Miene bei solchen Erzählungen angenommen! Welche studirte Koketterie kommt da in jedem Tone, in jedem Worte des Erzählers zum Vorschein! Und wo mögen nur diese Leute das studirt haben!

Als ich einmal in der ersten Zeit an einem langen Abend müßig und bekümmert auf meiner Pritsche lag, hörte ich eine solche Erzählung und, unerfahren wie ich war, nahm ich den Erzähler für einen colossalen, furchtbaren Bösewicht, für einen unerhörten, eisernen Charakter, während ich über Petrow fast gescherzt hatte. Das Thema der Erzählung war, wie er, Lukas Kusmitsch, rein zu seinem Vergnügen einen gewissen Major „hingestreckt".

Diesen Lukas Kusmitsch, einen jungen Arrestanten aus Kleinrußland, habe ich bereits einmal erwähnt. Er war eigentlich großrussischen Stammes und nur in Kleinrußland geboren, wo er, glaube ich, zu dem Hausgesinde eines Edelmannes gehörte. Er hatte eine spitze Nase und an dem ganzen Kerl war etwas Spitzes, Scharfes. Aber die Arrestanten, die eine instinktartige Menschenkenntniß besaßen, gaben nicht viel auf ihn. Er war schrecklich eitel. An jenem Abend saß er auf seiner Pritsche und nähte an einem Hemd — das Hemdennähen war sein Gewerbe. Neben ihm saß ein stumpfsinniger, aber guter und freundlicher Kerl, sein Pritschennachbar, der Arrestant Kobylin. Mit dem pflegte Lukas nachbarlich zu zanken und ihn überhaupt von oben herab, spöttisch und despotisch zu behandeln, was jedoch Kobylin in seiner Einfalt zum Theil gar nicht bemerkte. Er strickte einen wollenen Strumpf und hörte gleichgültig dem Lukas zu. Der erzählte recht laut und vernehmlich; er wollte, daß ihn Alle hörten, während er sich im Gegentheil die Miene gab, daß er Kobylin allein erzähle.

Digitized by Google

— Siehst du, hub er an, mit der Nadel kritzelnd, das war von wegen des Vagabundirens, daß man mich nach Tschernigow schickte.

— Wie lang ist's denn her? — fragte Kobylin.

— Wenn die Schoten reifen, sind's zwei Jahre. Ich kam dann nach Kiew auf kurze Zeit in's Gefängniß. Da saßen noch zwölf mit mir, lauter Kleinrussen, lange, kräftige, gesunde Kerle, wie die Stiere, aber dabei so zahm, ließen sich das schlechte Essen gefallen und ihr Major traktirte sie, wie es Seiner Gnaden gefällig war. Ich sitze einen Tag, zwei Tage und sehe mir die Memmen an. — Wie, sage ich, könnt ihr einem solchen Dummkopf nachgeben?

— „Ei, mach's doch mit ihm aus!" So spotteten sie über mich. Ich schwieg . . . . . .

Endlich wiegelte ich meine Kleinrussen doch auf, daß sie eines Morgens nach dem Major verlangten. Ich hatte mir in der Frühe von einem Nachbar ein Messer erbeten und es für alle Fälle bei mir versteckt. Der Major kam, er war außer sich vor Zorn. Nun, sagte ich zu den Kleinrussen, habt ihr nur keine Angst; die aber zitterten und bebten schon. Der Major stürzte herein, er war betrunken. „Wer will hier was?" rief er, „hier bin ich Zar und Gott!"

Wie er das gesagt hatte, „Zar und Gott," trat ich vor, erzählte Lukas weiter; das Messer hatte ich im Aermel. Nein, sag' ich, Herr Major — und dabei kam ich ihm immer näher und näher — mit Verlaub, Herr Major, das kann nicht sein, daß Sie Zar und Gott bei uns wären.

— Wer bist denn du? Was willst denn du? rief der Major; du Aufwiegler!

— Nein, sag' ich, und rücke ihm dabei immer näher; nein, mit Verlaub, das wissen der Herr Major selbst, wir haben nur Einen Gott, den Allmächtigen und Allgegenwärtigen, sag ich, und auch nur Einen Zaren, den Gott über uns eingesetzt. Der, sag ich, Herr Major, ist unser Monarch, und Sie, sage ich, sind blos Major, unser Vorgesetzter durch des Zaren Gnade und Ihre Verdienste.

— Was?... Wie... Wie... Wie?.... Der Athem stockte ihm; er verschluckte sich vor Wuth. Das war ihm doch zu bunt.

— Wie? sage ich; so! sage ich und stürze mich plötzlich auf ihn und stoße ihm das ganze Messer in den Leib. Das ging schnell. Er sank um und zuckte blos mit den Füßen. Ich warf das Messer weg. Seht, sag' ich zu meinen Kleinrussen, jetzt hebt ihn auf.

Hier muß ich mir eine Abschweifung erlauben. Solche Ausdrücke, wie: „Ich bin Zar und Gott" und ähnliche mehr waren ehedem bei

Digitized by Google

vielen Commandeuren sehr in Gebrauch. Freilich giebt es solcher Commandeure heutzutage nur wenige, vielleicht gar keine mehr. Besonders kokettirten mit derlei Redensarten gern diejenigen Offiziere, die sich von unten aufgedient. Es war, als hätte der Offiziersrang ihr Innerstes umgekehrt und ihren Kopf mit. Lange hatten sie unter dem Tornister geseufzt und alle Subalternengrade durchgemacht. Mit einem Male sahen sie sich als Offiziere, als Commandeure, als Adelige, und im ersten Rausche gaben sie sich einer übertriebenen Vorstellung von ihrer Macht und Bedeutung hin, natürlich nur im Verhältniß zu ihren Untergebenen. Vor ihren Vorgesetzten behielten sie ihr früheres kriechendes Wesen, das nun völlig überflüssig und mehrern Obern sogar widerwärtig war. Die Kriecherei Einiger ging so weit, daß sie den Obercommandeuren gegenüber mit einer besondern Rührung hervorhoben, wie sie selbst den untersten Rang eingenommen und, obgleich jetzt Offiziere, doch nie vergäßen, wo sie eigentlich hingehörten. Allein gegen die ihnen Untergeordneten erhoben sie sich fast zu unumschränkten Gebietern. Allerdings, ich wiederhole es, mag jetzt ein Solcher kaum noch zu finden sein, am wenigsten Einer, der da ausriefe: „Ich bin Zar und Gott!" — Gleichwohl muß ich bemerken, daß nichts die Arrestanten, überhaupt alle Untergebenen mehr reizen kann als ähnliche Aeußerungen der Vorgesetzten. Diese Unverschämtheit der Selbstüberhebung, diese übertriebene Meinung von der eigenen Straflosigkeit erzeugt Haß sogar in dem unterthänigsten Menschen und bringt ihn um den Rest von Geduld.

Zum Glück wurde dergleichen auch ehedem von der Regierung streng geahndet. Mir selbst sind einige Beispiele davon bekannt. Ueberhaupt fühlt sich der Untergeordnete von jedem hochfahrenden und verächtlichen Benehmen tief verletzt. Manche glauben z. B., daß es genug sei, den Arrestanten gut zu verpflegen und Alles, was das Gesetz vorschreibt, zu erfüllen. Das ist ein Irrthum. Jeder, er sei noch so tief erniedrigt, verlangt doch, wenn auch nur instinktmäßig, wenn auch unbewußt, Achtung vor seiner Menschenwürde. Der Arrestant weiß selbst, daß er ein Ausgestoßener ist; aber keine Brandmale und keine Ketten machen ihn vergessen, daß er Mensch ist. Und da er wirklich Mensch ist, so muß man ihn auch menschlich behandeln. Du lieber Himmel! Eine menschliche Behandlung kann sogar Denjenigen zum Menschen machen, an welchem das Ebenbild Gottes längst verwischt ist. Gerade mit diesen „Unglücklichen" soll man am meisten menschlich umgehen: das ist ihre Erlösung und ihre Freude. Ich habe solche gute, edle Commandeurs gekannt, ich habe die Wirkung gesehen, die sie auf diese Erniedrigten hervorbrachten. Ein paar freundliche Worte — und die Arrestanten waren wie sittlich neu geboren, sie

Digitized by Google

freuten sich wie die Kinder und fingen an, wie die Kinder zu lieben. Bemerken will ich noch, daß die Arrestanten nichts weniger mögen, als ein zu familiäres und gar zu gutmüthiges Benehmen von Seiten ihrer Vorgesetzten. Sie wollen Achtung vor diesen haben und gar zu große Vertraulichkeit schließt die Achtung aus. Dem Arrestanten ist es z. B. angenehm, daß der Obere Orden trägt, daß er ein stattlicher Mann, bei einem höheren Beamten in Gunst stehe, daß er streng, ernst, gerecht sei und seine Würde wahre. Einem solchen sind die Arrestanten am meisten zugethan: also der hält auf seine Würde und beleidigt auch uns nicht — ei, da ist ja Alles schön und gut.

. . . . . .

— Nun, bist wohl hübsch dafür gezwickt worden? bemerkte Kobylin ruhig.

— Hm! und wie! das bin ich freilich. He du, reich' mir einmal die Scheere! Aber wie kommt es, Kameraden, daß wir heute keinen Maidan haben?

— Haben Alles vertrunken. Wenn das nicht wäre, so hätten wir einen.

— Wenn! Ja wenn die Wenns nicht wären. Für so'n Wenn kriegt man auch in Moskau hundert Rubel, bemerkte Lukas.

— Und wieviel hast du denn Alles in Allem gekriegt? versetzte Kobylin.

— Hundert und fünf kriegt' ich, lieber Freund. Was soll ich euch sagen, wandte sich Lukas von Kobylin wieder zu den Andern. Ich hatte fast den Tod davon. Wie ich die hundert fünf bekommen sollte, wurde ich in voller Parade hinausgeführt. Ich hatte die Peitsche bis dahin noch nicht gekostet. Eine Unmasse von Volk, die ganze Stadt lief zusammen, die Execution an dem „Räuber", dem „Mörder" anzusehen. Es ist doch nicht zu sagen, wie dumm das Volk ist. Der Büttel entkleidete mich und legte mich hin. „Halte dich," sagte er, „ich werde dich verbrühen." Ich warte, was da kommen soll. Wie er mir einen Streich giebt, wollte ich aufschreien, hatte den Mund schon aufgethan, aber die Stimme versagte mir. Als er mir den zweiten gab, magst es glauben oder nicht, hört' ich nicht mehr wie „Zwei" gezählt wurde. Und als ich zu mir kam, höre ich, man zählt siebzehn. So wurde ich drei, vier Mal vom Brette abgenommen, mußte eine halbe Stunde ausruhen, wurde mit Wasser begossen. Ich riß die Augen weit auf und dachte, daß ich auf dem Fleck stürbe.

— Bist aber nicht gestorben? fragte Kobylin naiv.

Digitized by Google

Lukas maß ihn mit einem höchst verächtlichen Blick; es erscholl Gelächter.

— Ist das ein Schwätzer!

— Im Dachstübchen rappelt's, bemerkte Lukas, als bereute er, mit einem solchen Kerl sich in ein Gespräch eingelassen zu haben.

. . . . . .

Dieser Lukas hatte zwar sechs Menschen umgebracht, aber im Gefängniß fürchtete ihn Niemand, trotzdem daß er von ganzem Herzen wünschte, für einen furchtbaren Menschen zu gelten.

W. W.

Digitized by Google

Aus dem socialen und literarischen Leben Rußlands.

Die Zeit, in der wir unsre Mittheilungen beginnen, gehört nicht zu den günstigsten für den Referenten. Die großartigen inneren Reformen im staatlichen Leben Rußlands konnten nicht verwirklicht werden ohne eine große damit verbundene geistige Erregung auf allen Gebieten unsrer social-literarischen Sphäre, eine Erregung, der nothwendig nach den jedem Organismus innewohnenden unabänderlichen Gesetzen eine Erschlaffung folgen mußte.

Was die Durchführung der Reformen anlangt, so war ihre Grundbedingung eine größere Denk- und Redefreiheit, als bisher geboten war. Sollte das durchzuführende Neue sich bewähren, so mußte es sich mit allen seinen Consequenzen der Feuerprobe der Kritik unterwerfen. Sie wurde denn auch im weitesten Sinne des Wortes geübt, und es ist begreiflich, daß Jedermann, selbst solche, die früher nicht gewohnt waren, ihre geistigen Bedürfnisse durch Lectüre zu befriedigen, jetzt zu derselben, soweit sie durch Journale oder Flugschriften ermöglicht war, seine Zuflucht nahm. Auch alle diejenigen, die sich berufen glaubten bei der Neugestaltung unsrer Verhältnisse ein Wort mitzureden (und wer hielt sich nicht für berufen!) benutzten die Presse als Vermittlerin, um je nach ihrem Standpunkte ihre bald weit in die Zukunft greifenden, bald zu sehr in die Vergangenheit zurückgehenden Ansichten dem Publikum vorzutragen. Aus diesen Verhältnissen erklärt es sich, daß die früheren Censurverordnungen dem neuen Stande der Dinge nicht mehr genügten und in wenigen Jahren mehrfache Aenderungen erlitten, die noch nicht ganz zum Abschlusse gekommen sind. Durch den Einfluß der von Kaiser Alexander II. angeregten Reformen und der durch sie bedingten neuen Freiheiten ward also das Bedürfniß nach Belehrung in Bezug auf das zu schaffende Neue, so wie im Allgemeinen bedeutend gehoben und die Zahl der Journale, die demselben entsprachen, unverhältnißmäßig vergrößert, wodurch sich das Interesse, das früher nur wenige in Anspruch nahmen, zwischen viele theilte und zersplitterte. Als hierauf nach der fieberhaften Ueberreizung der Gemüther eine nur zu fühlbare Abspannung eintrat, begann für die meisten Journale

Digitized by Google

eine Zeit der Prüfung, in welcher natürlich nicht alle sich bewährten. Die allgemeine Gedrücktheit unsrer finanziellen Verhältnisse erschwerte und gefährdete ferner nicht wenig das Fortbestehen vieler Journale, verminderte jedenfalls das Interesse für sie und für die durch sie angeregten und vertretenen Zeitfragen. Daher die augenblickliche sehr zu beklagende Gleichgültigkeit des Publikums für unser literarisches Leben so wie eine merkliche Verstimmung der Literaten; daher ihre weniger bedeutungsvolle Thätigkeit, die in Folge der eingetretenen großen Concurrenz so zu sagen für das liebe Brod kämpft und leider nur zu oft mit Hintansetzung aller höheren Zwecke sich zu kleinlichen, in's Gebiet der Persönlichkeiten hineinspielenden gegenseitigen Befeindungen herbeiläßt. Indessen glauben wir schon jetzt zu erkennen, daß diese Zeit der Erschlaffung auf dem Gebiete unsers literarischen Lebens dessen niedrigsten Stand erreicht hat, und daß sich in demselben eine mehr normale, den Zufällen weniger unterworfene Haltung vorbereitet, die mit einem neuen Aufschwung auch einen größern Gehalt bieten dürfte.

Zu diesen Erscheinungen auf dem literarischen Gebiete bilden die materiellen, auf praktische Zwecke gerichteten Bestrebungen einen erfreulichen Gegensatz. Ueberall der wohlthätige Einfluß des Strebens nach Fortschritt, nach Verbesserung des Bestehenden, nach Heraustreten aus den alten Fesseln. Neue Wege werden als die Arterien des Handels hergestellt; Eisenbahnen beginnen schon sich durch ganz Rußland zu schlingen, Dampfschiffe beleben jeden auch unbedeutendern Strom, dem Ackerbau wird ein ganz neues Interesse zugewandt. Der Adel kehrt zum großen Theil auf seine Güter zurück und was die Städte verlieren, das gewinnt das bisher verachtete Land. Um dem Kornhandel einen neuen Aufschwung zu geben, um ihn aus den augenblicklich ungünstigen Verhältnissen zu dem Stande zu erheben, der ihm bei seinen reichen Mitteln gebührt, halten in St. Petersburg die bewährtesten Handelsherren und Sachverständigen aller Gegenden des Reichs ihre Zusammenkunft. Ein größeres Bewußtsein regt sich in unserm Bürgerthum; die Städte erhalten neue Ordnungen, unsre Dumen (Stadtverwaltungen), die sonst nur eine nominelle Bedeutung hatten, treten in den Vordergrund und geben sogar eigene Journale heraus, um ihre Bestimmungen und sonstigen Bestrebungen im wohlverstandenen Interesse des Gemeindelebens zur Kenntniß zu bringen. Der Gedanke, daß nicht nur der Adel und der Reiche zu einem bevorzugten Lebensgenusse berufen, sondern daß auch auf die großen Massen der Armen und der wenig Begüterten Rücksicht zu nehmen sei — um ihre Existenz erträglicher und befriedigender zu gestalten, bricht sich überall Bahn, wenn auch noch nicht durchgreifend genug. So

Digitized by Google

werden in Petersburg jetzt Gärten hergestellt oder doch zugänglich gemacht, damit während der schönen Jahreszeit die ärmeren Bewohner, die keine Landwohnungen miethen können, sich in der Kühle der Bäume von der Sonnenhitze und den Mühen des Tages erholen können. Als die bedeutendsten Maßregeln, das Loos der Armen zu erleichtern, müssen wir jedoch bezeichnen: die Aufhebung des Branntweinmonopols, der Salzsteuer und die in Angriff genommene Einrichtung von Volksschulen. Was die erstere anlangt, so hat diese Maßregel, deren Durchführung so sehr gefürchtet wurde, nicht nur dem Volke wohlgethan, weil billigeres und gesünderes Getränk zu seiner Nahrung geliefert wird, sondern auch dem Staatsschatze, dem aus allen Gegenden des Reichs eine bedeutend höhere Einnahme als bisher zufließt. Welche Vortheile ferner noch in socialer Beziehung daraus hervorgehen, läßt sich nicht berechnen. Einstweilen deuten wir nur darauf hin, daß während früher einzelne gesetzlich Berechtigte Millionen ausbeuteten und zu deren Entsittlichung im großen Maßstabe beitrugen, das jetzt eingeführte Acciseſystem vielen Tausenden einen redlichen Gewinn und Allen einen weder physisch noch moralisch verderblichen Genuß gewährt — ganz abgesehen von dem wohlthätigen Einfluß, den die überall entstandenen und entstehenden Brennereien und Brauereien auf den Ackerbau üben müssen. — Die Aufhebung der Salzsteuer bringt in das Leben der Armen eine große Erleichterung durch die Verminderung der täglichen unabweislichen Ausgaben und belebt wohlthätig jeden gewerblichen Betrieb.

Die Volksschulen, die bisher nur in der Idee oder dem Scheine nach bestanden, sind zur Hebung der geistigen Beschaffenheit unsers Volkes von der äußersten Nothwendigkeit, obgleich wir in Uebereinstimmung mit mehreren russischen Zeitungen eine größere Unabhängigkeit gewünscht hätten, als nach dem vorliegenden Projekt ihnen zugestanden ist. Daß von Seiten des Staates zur Gründung von Schulen die nöthigen Vorschüsse an Privatpersonen gegeben werden — wie das auch in England der Fall ist — können wir nicht genug billigen.

Wie keine Schicht der Gesellschaft dem Interesse der Regierung fern bleibt, müssen wir auch hier erwähnen, daß das Loos der niedern Geistlichkeit von Staatswegen bedeutend verbessert werden soll, was nothwendig seine Rückwirkungen auf das Volk selbst äußern muß.

Zur Hebung seines moralischen Selbstgefühls wird die jetzt beschlossene Abschaffung der Körperstrafen für den größten Theil der Fälle, wo sie bisher gesetzlich zulässig war, von außerordentlicher Bedeutung sein. Darauf dürfte auch die neue Provinzialverwaltung nicht wenig einwirken, bei der alle Stände — Adel, Bürger und Bauer —

Digitized by Google

sich betheiligen. Diese und das binnen Kurzem in's Leben tretende mündliche Gerichtsverfahren versprechen mit dem von der Emancipation der Bauern zu erwartenden Segen eine vollkommene Umgestaltung unsrer socialen Verhältnisse.

Es scheint uns von ganz besonderem Interesse, die Maßregeln, die zur Hebung der Bildung überhaupt von Seiten der Regierung, sowie von Privaten ergriffen worden sind, hervorzuheben. Da die Regierungsmaßregeln theils zu umfassend, theils auch noch nicht zum Abschluß gelangt sind, so müssen wir eine eingehende Würdigung derselben uns für spätere Zeit vorbehalten. In Bezug auf die Privatbetheiligung an dieser großen Aufgabe sei hier auf die pädagogischen Zusammenkünfte besonders hingewiesen, nicht weil wir deren unmittelbares wohlthätiges Wirken anerkennen müßten, sondern weil wir darin ein bedeutendes Zeichen der Zeit erblicken. Wir theilen über diese Zusammenkünfte vollkommen die Meinung, die das Journal des Ministeriums der Volksaufklärung vertritt. Die große Zahl der sich versammelnden Pädagogen bedingt gleichsam schon ein wenig zweckbewußtes Durcheinanderleben. Es fehlt ferner die leitende Hand bei diesen Versammlungen, die die vorhandenen Kräfte zu würdigen Zwecken zu verwenden und dem praktischen Leben nützlich zu machen verstünde. In den Versammlungen dieser sogenannten Pädagogen kommen ohne jede innere Berechtigung die merkwürdigsten Vorschläge und Ansichten zum Vorschein. Ein Mitglied behauptete unter Anderem, daß bei der Bildung des Volks die Berücksichtigung des lokalen Elementes die Hauptbedingung sei. Das Korn der Wahrheit dieser Ansicht ging durch seine Ueberschätzung, aber noch mehr durch die unlogische Motivirung derselben vollkommen zu Grunde. Ein anderes Mitglied — ein Professor — meinte, daß der Unterricht der Literaturgeschichte in den eine allgemeine Bildung erstrebenden Anstalten nicht nur unnütz, sondern sogar nachtheilig sei! — Wie es überhaupt um mehrere dieser Pädagogen steht, beweist der Vorschlag einiger Anderen, es sollten die besten pädagogischen Schriften Deutschlands unter die Mitglieder vertheilt, gelesen und darüber Rechenschaft gegeben werden, als ob das pädagogische Verständniß auf solche mechanische, vorschriftsmäßige, bis zu einer bestimmten Zeit abzuschließende Lectüre zurückgeführt werden könnte. Aus einem solchen Vorschlage allein geht ferner deutlich heroor, daß die meisten Mitglieder dieser zur Förderung des Unterrichtswesens bestimmten Versammlungen in Bezug auf pädagogische Prinzipien sich nicht als selbständige Fachmänner fühlen und daß von einer harmonischen Durchdringung von Theorie und Praxis bei ihnen nicht die Rede sein kann. Schulmänner, die diesen Ansprüchen

Digitized by Google

genügen, dürften sich leider bei uns auch nur sehr ausnahmsweise finden. Der Verfasser jenes schon erwähnten Artikels im Journal des Ministeriums der Volksaufklärung scheint auch von vornherein auf diese höheren an einen Schulmann zu machenden Ansprüche zu verzichten und nur vom praktischen Standpunkt ausgehend, sich die Alternative zu stellen, welchem Lehrer der Vorzug zu geben sei: dem, der mit reichen Fachkenntnissen das Interessanteste zu wählen und zu lehren versteht, ohne sich weiter um die pädagogischen Spitzfindigkeiten in der Theorie zu bekümmern, oder dem, der wohl in diesen, aber nicht in seinem Fache zu Hause ist und seine Klasse wie ein Musikkorps dirigirt. Daß er dem erstern Lehrer den Vorzug giebt, finden wir ganz gerechtfertigt. Wir würden auf diese Details nicht zurückgekommen sein, wären sie nicht zu charakteristisch für unsere Zustände. Aus dem Verlauf der pädagogischen Versammlungen in der Hauptstadt kann unser Leser selbst manchen Schluß ziehen und sich leicht einen Begriff machen von den Provinzial-Schulversammlungen, die überall mit großem Eifer besucht werden. Daß der Minister der Volksaufklärung durch die Begünstigung dieser Versammlungen — wie wenig sie auch augenblicklich befriedigen — den Sinn für den Unterricht hebt und diesen selbst fördert, ja, dadurch auch dem Lehrer in den Gouvernements einen materiellen Vortheil angedeihen läßt, können wir nicht genug anerkennen. Ebenso müssen wir hier sein Verdienst um Bildung von Schulmännern noch besonders hervorheben, insofern er eine Menge fähiger Schulmänner und Kandidaten ins Ausland entsandte, um sich dort mit Unterrichtswesen und Wissenschaft genauer vertraut zu machen. Als Ergebnisse der daselbst gemachten Studien möchten wir folgende im Journal des Ministeriums der Volksaufklärung gedruckte Aufsätze besonders anführen: Ueber die Freiheit des Unterrichts in Deutschland von Kawelin; Pädagogische Reise in der Schweiz, von Uschinsky; die Schulen in Baden, von Modsalewsky; die deutschen Universitäten, von Ignatowitsch.

Wir wollen nach dieser in großen Zügen gegebenen allgemeinen Uebersicht unsers Lebens an unsere Journalistik noch ein wenig näher herantreten und von dem, was dieselbe trotz der schon erwähnten herrschenden Ungunst der augenblicklichen Zeitverhältnisse, Bedeutendes bringt, Einzelnes herausheben.

Wenden wir uns zunächst zu der von Nekrassow herausgegebenen Monatsschrift „Der Zeitgenosse", die in diesem Jahre nach einer unfreiwilligen Unterbrechung von 8 Monaten wieder zu erscheinen angefangen. Dieses Blatt, das strengwissenschaftlichen Abhandlungen ferner steht, aber der socialen Entwickelung Rußlands, die jetzt das vorwiegende Element unsers geistigen Lebens ausmacht, seine besondere

Digitized by Google

Aufmerksamkeit widmet, behauptet in seinen kritischen Auseinandersetzungen nahezu den radikalsten Standpunkt, der sich in unserer Tagespresse darstellt. Wir wollen indeß hier nicht an seine kritischen Erörterungen anknüpfen, sondern auf drei in diesem Journal erschienene Erzählungen hinweisen, um dem deutschen Leser ein anschauliches Bild unsrer Gegenwart vorzuführen und ihres Zusammenstoßes mit der widerspruchsvollen Vergangenheit, wie mit dem angebahnten Neuen — was gerade als der vorzugsweise charakteristische Zug unseres Lebens erscheint. Es sind dies drei Erzählungen von unserm populären Sittendarsteller N. Stschedrin*), die er selbst „harmlose Erzählungen" betitelt und welche denselben Zweck für das russische Publikum verfolgen.

Die erste Erzählung führt uns einen Gutsbesitzer von altem Schrot und Korn vor. Kondrati Sidorow hat durch Lectüre die neuen Ideen kennen gelernt, aber er befindet sich mit ihnen im Kampfe, weil er in die sie ausdrückenden Worte einen ganz anderen Sinn hineinlegt, als dieselben enthalten. In dem englisches Leben und englische Institutionen beständig zur Schau tragenden „Russischen Boten" hat er gelesen von dem überall sich zeigenden Antagonismus der Stände unter einander, von den neuen Erfindungen und den vielen Maschinen, die in England angewandt werden, von den unerhörten Fortschritten der englischen Landwirthschaft und Viehzucht und noch andern Dingen; aber alle diese Mittheilungen machen nicht den geringsten Eindruck auf Kondrati, sie gehen spurlos an ihm vorüber. Höchstens tritt er in seinem wahren Charakter jetzt noch schärfer hervor, als es bisher der Fall gewesen.

Es ist Morgen. Kondrati hat schlecht geschlafen und ist nicht gerade in der besten Laune. Er weiß nicht, was er machen soll — auch fehlt es an ausreichenden Mitteln. Sonst stand es in seinem Belieben, alles, was er besaß, bei der Krone zu versetzen; aber jetzt, in Folge der Reformen ist es unmöglich. Die Quelle ist versiegt, aus der er die Mittel zu einem unsinnigen Zeitvertreib schöpfte. Früher gefiel er sich, über seine Leibeigenen zu Gericht zu sitzen und sie wegen eines unfreundlichen Gesichtes oder sonst eines ihnen untergeschobenen Vergehens vor seinen Augen peitschen zu lassen — jetzt erscheint ihm sein Diener in allen Bewegungen und Handlungen, ja sogar in seinen Mienen als ein dem Antagonismus gegen seinen Herrn (von dem er ja eben gelesen) Verfallener — aber er kann ihn nicht bestrafen lassen.

*) Verf. der „Skizzen aus der Provinz," der beißendsten Satyren auf das Provinzleben Rußlands, die vor einigen Jahren erschienen und allgemeine Sensation erregten. Bruchstücke daraus mögen dem deutschen Leser aus dem Feuilleton der Nationalzeitung noch erinnerlich sein. Die Red.

Digitized by Google

Zwar gesteht er sich ein, daß die Tendenz des Dieners natürlich und erklärlich, denn er muß den Ofen heizen, an dem sich der Herr wärmt u. s. w.; nichtsdestoweniger aber erscheint ihm diese Tendenz strafwürdig. Allein wie ihn der Strafe überliefern? Die Zeit der eignen Gerichtsbarkeit ist vorüber. Weder die angeblich verbrecherischen Mienen noch Bewegungen kann er festhalten und sie als nachweisbare Vergehen dem Polizeibeamten zur Strafe darstellen. — Er wünscht zu diesem Zwecke ein Zeichner zu sein, aber er ist es nicht. Und wie auch die Wahrheit der Zeichnungen beglaubigen? Das quält ihn sehr. Stundenlang überläßt er sich seinem stillen Aerger. Da fällt ihm der Bruder des Popen ein, der ebenfalls Pope, aber ohne Stelle ist. Er ist fromm und salbungsvoll, erscheint aber eben darum dem Gutsbesitzer lächerlich. Er schickt nach ihm und beginnt nun absichtlich solche Geschichten zu erzählen, die nothwendig den bescheidenen Popen tief im Innersten beleidigen. So berichtet er ihm unter Anderem, daß einer der Nachbarn, der Gutsbesitzer K. neulich einen Popen öffentlich habe züchtigen lassen. Der Pope findet das ungerecht, aber Kondrati meint, es sei hier nicht die Rede vom Gesetz, sondern vom Gebrauche und er selber wäre im Stande dasselbe zu thun. Der beleidigte Pope, der sehr wohl begreift, daß er dem Gutsherrn nur zur Kurzweil diene, will sich zurückziehen, aber dieser erlaubt es nicht, denn wenn der Pope geht, muß er sich wieder langweilen. Kondrati ändert daher die Unterhaltung. Er erzählt ihm von den Fortschritten im Ackerbau, die er zu verwirklichen beabsichtige, von den Kühen in England, die keine Knochen und nur Fleisch hätten, von den Maschinen, die da säen, dreschen und Wasser tragen ohne jede menschliche Beihülfe u. s. w. Der Pope ist natürlich entzückt und verliert die Gelegenheit nicht, sich mit dem Gutsherrn, der ihn mit einem Platze an seinem Tische ehrt, weidlich vollzutrinken und sich dann zu entfernen. Kondrati, in eine bessere Stimmung versetzt, überläßt sich nun seinen Träumen, die ihm in der Zukunft Reichthum, schöne Frauen und Ehren zeigen. Den Träumen gesellt sich der Schlaf. Als dieser beendigt und der Rausch verflogen, schlürft er mit hohem Genuß ein Glas Thee und noch eins und am Ende geht's zu Bett. So vergehen die Tage. Die Lectüre hat keine Früchte getragen. Die Wirthschaft eines solchen Herrn kommt täglich mehr und mehr zurück. Und mit welchem Schrecken vernimmt der gute Kondrati eines Tages die Nachricht, daß sein Gut wegen Schulden mit Beschlag belegt sei von Rechtswegen!

Die zweite Erzählung hat zum Gegenstande einen jungen Beamten Kobülnikow. Statt seinen Amtspflichten zu genügen, macht er Verse auf ein junges Mädchen, das er liebt. Die Verse müssen zu heute Abend fertig sein, denn es ist Weihnachten und sie sollen

Digitized by Google

seine Bescherung für den Christbaum sein. Es schlägt schon sieben Uhr, zwei Strophen sind erst geschrieben, und doch ist das Gedicht auf viele angelegt. Er beschließt, nicht beim Christbaum zu erscheinen, um seinem Worte nicht ungetreu zu sein. Indessen, er ist verliebt — und besinnt sich, und schon nach einer halben Stunde ist er auf dem Wege zu den Eltern seiner Geliebten. Der Vater, sein Vorgesetzter, fragt ihn, ob er die ihm aufgetragene Arbeit beendigt. Er bejaht es, obwohl es nicht der Fall und lächelt in sich hinein, meint die Zeit auf die Verse besser angewandt zu haben. Da erscheint die junge Tochter und fragt sofort nach dem versprochenen Gedichte. Als sie ihre Erwartungen getäuscht sieht, nennt sie erzürnt den jungen Beamten in ihrer Naivetät einen Prahler und fordert ihre Freundin auf, den Wortbrüchigen für heute in den Bann zu thun. Um den Christbaum tummelt sich jubelnd die Kinderwelt. Im Nebenzimmer bei Karten und Wein sitzen die Väter, dick, dumm, leblos, stumm; kaum glaublich, daß sie die Väter dieser hübschen Kinder und daß diese ihnen einst gleichen werden. Kobülnikow steht einsam in seine Gedanken vertieft, unschlüssig, was er beginnen soll. Da gesellt sich der kleine Bruder seiner Geliebten zu ihm und erzählt ihm unter Anderem, daß diese mit einem Gymnasiasten sehr befreundet sei. Das ärgert Kobülnikow. Er geht hin zu ihr und macht ihr Vorwürfe. Sie weint und verschwindet, denn es war die Wahrheit; doch bald erscheint sie wieder und bezeigt dem unglücklichen Poeten einige Aufmerksamkeit. Kobülnikow dadurch ermuthigt, begiebt sich zum Vater und hält um die Tochter an. Aber dieser — hat eben ein unglückliches Spiel gemacht, würdigt ihn keiner Antwort und geht zum Spieltisch zurück. Der kleine Bruder hat Alles mit angehört; er kommt und neckt Kobülnikow. Dieser in seinem Unmuth vergißt sich, schlägt ihn und sieht sich gezwungen, die Gesellschaft zu verlassen. —

Die dritte Erzählung ist tragischer Natur. Die Helden sind zwei junge leibeigne Diener, Wania und Mischa. Wir finden sie in einem Vorzimmer, die Rückkehr ihrer Herrin erwartend. Es ist bald Mitternacht und sie kommt noch immer nicht. Das Talglicht brennt düster. Ein matter Schein fällt auf die Gesichter der sich Unterhaltenden und auf den Tisch, vor dem sie sitzen. Ueber ihnen und um sie herum ist Alles dunkel. Im Hause ist es still wie im Grabe. Die Mädchen haben schon längst in der Küche zu Abend gegessen und sich, wo es eben möglich, der Ruhe überlassen, die Diener auffordernd, sie zu wecken, sobald die Herrin käme. An den Fenstern erscheint von Zeit zu Zeit etwas Weißes, es verschwindet wie es sich zeigt: es schneit. Doch die Knaben glauben, ein Todtenkopf schaue herein und winke ihnen. Wania ist ein kräftiger Junge mit schwarzen Augen und schwarzem Haar.

Digitized by Google

Er versichert Mischa, daß er nichts fürchte, daß er einst ein wirkliches leibhaftiges Gespenst gesehen und doch keine Angst gehabt habe. „Ich fürchte gar nichts" — und doch erblaßt er unwillkürlich, als plötzlich der Frost die Bretter der Wand knisternd zusammenzieht.

In dem Augenblicke, wo wir die beiden Knaben kennen lernen, führten sie ein lebhaftes und sehr ernstes Gespräch. Ihr Loos, ihre Leiden waren der Gegenstand desselben. Sie wollen diesen ein Ende machen durch einen freiwilligen Tod.

Der blonde, blauäugige, eben so schwächliche als nervöse Mischa sieht oft nach der Decke und kaum wird er die Dunkelheit gewahr, so erzittert er und drückt sich an seinen Freund. Es wird wohl schmerzen — sagt er, das einige Augenblicke unterbrochene Gespräch wieder aufnehmend — sich mit einem blanken Messer zu tödten. „Es schmerzt nicht lange und dann ist's vorbei," antwortet Wania mit Würde, indem er von Mischa's Stirn die vollen Locken zurückstreicht. „Und erinnerst du dich, wie der Koch Michej sich den Hals abschneiden wollte. Der prahlte lange damit und kaum schnitt er mit dem Messer in den Hals, kaum floß das Blut . ." „Ach was!" entgegnet Wania, „der Koch Michej ist ein Narr. Man hat ihn geheilt und ausgepeitscht. Wenn wir einmal das Messer an den Hals setzen, so wird's kein Heilen mehr geben. Wir sind Knaben und unschuldig, und wenn wir jetzt sterben, so kommen wir ins Paradies, unsre Herrin aber in die Hölle." Mischa schlägt vor, lieber in dem See den Tod zu suchen, aber Wania besteht darauf, vom Messer Gebrauch zu machen, damit auf ein Mal alle Leiden beendigt wären. — In dieser Stimmung begeben sie sich in die herrschaftlichen Zimmer und erleuchten sie. Mischa will den Herrn, Wania den Diener vorstellen. Da erschallt die Klingel. Schnell verschwindet die Erleuchtung, aber die Herrin hat sie schon von draußen bemerkt. Sie schlägt die Diener für den begangenen Unsinn, Wania aber widersetzt sich und erwiedert Schläge mit Schlägen. Katharina Afanassiewna galt bei ihren Nachbarn keineswegs für eine böse Frau, im Gegentheil für sehr amüsant. Man erzählte von ihr, daß, als sie einst in ihrer Suppe einen Käfer fand, sie ihr Mädchen kommen und denselben aufessen ließ. Das fand man geistreich, aber man sah darin nichts Böses; trieben doch alle Gutsherren mit ihrem Gesinde Aehnliches. Da es schon spät war, beschloß die Gnädige, die beiden Knaben am folgenden Tage bestrafen zu lassen. Für die Nacht wurden sie in die Küche verwiesen. Mischa fand lange keinen Schlaf und kaum hatte er eine Stunde geschlafen, so wurde er von seinem Freunde geweckt. „Es ist Zeit", flüsterte Wania. Mischa fuhr zusammen und konnte lange nicht begreifen, was er wolle. „Steh auf," wiederholte Wania. Mischa zog sich

Digitized by Google

mechanisch an und folgte Wania in's Freie. Die kalte Morgenluft brachte ihm die Besinnung zurück. Wania zog seine Jacke aus und schnitt sie in Stücke, damit sie Niemand weiter benutze. Dasselbe that er mit den Stiefeln. Mischa sah das mit an und plötzlich ergriff ihn die Liebe zum Leben, er fühlte seinen Hals an, geberdete sich unruhig und weinte. „Hasenherz, geh schlafen," rief ihm Wania zu. „Nein, ich gehe mit," antwortete Mischa. Was heulst du? Hast du vergessen, was geschehen und was uns erwartet? fragte Wania. Sie stiegen über die Planke. Die Straße war leer. Tiefe Ruhe herrschte in der Stadt. Sie gingen einem Graben zu, um ungestört ihre Absicht auszuführen. Wania ging muthig voran, doch sprachen auch in ihm die süßen, lockenden Stimmen des Lebens. Er schärfte Messer an Messer, was einen unheimlichen Ton hervorbrachte. In seiner Brust regte sich die Liebe zum Leben, er fühlte, daß in seinem Innern ein verzehrendes Feuer glühte, trotzdem daß sein abgemagerter Körper vor Kälte und Nässe zitterte und bebte.

Der junge Tag fand die beiden Knaben nicht mehr am Leben. Ihr Tod ging indessen spurlos vorüber, als gehörte dieses Ereigniß zur gewöhnlichen Ordnung der Dinge.

Diese harmlosen Erzählungen haben, ganz abgesehen von ihrer künstlerischen Haltung, eine tiefe Bedeutung durch die Schärfe, mit der sie, wie schon erwähnt, die Beschaffenheit unserer Gesellschaft und zugleich ihr Verhältniß zu dem gewaltig hereinbrechenden neuen Geiste veranschaulichen und an den vorgeführten Personen zeigen, wie unser Leben weniger durch bewußte Principien als durch unklare Gefühle oder höchstens durch die Macht der Gewohnheit bestimmt wird. So der Edelmann Kondrati. Er kennt die neuen Ideen, er möchte ihnen nachleben, denn er weiß, die Zeit ist eine andere geworden; jedoch die alte liebgewonnene Gewohnheit beherrscht ihn, und sein Handeln bleibt dasselbe trotz der neugelernten Phrasen. Kondrati ist durchdrungen von derselben Willkür, demselben Nichtsthun, demselben Vorurtheil, daß der Edelmann als Auserwählter über alle Anderen erhaben sei, läßt keinem andern Gedanken Raum und zeigt von einem Einklange mit den herrschenden Zeitideen auch nicht die geringste Spur. Er ist der Typus eines Theiles von unserm Adel, der, wie wir anzunehmen berechtigt sind, für die neuen Verhältnisse verloren ist. Dieser Kondrati hat weder Frische des Geistes noch Empfänglichkeit für das Neue, weder Gefühl des Rechts, noch die Kraft, alten Gewohnheiten zu entsagen. Gleichsam von dunkeln in ihm ruhenden feindlichen Mächten beherrscht, ist er die nothwendige Consequenz der Verhältnisse, unter denen er aufgewachsen. Sein Loos ist zu bedauern, denn er befindet sich beständig in einem nicht be-

Digitized by Google

griffenen Kampfe, in welchem er nothwendig zu Grunde geht. — Neben unserm zum Theil so vollkommen abgelebten Elemente des Adels steht unsere junge Generation. Stschedrin führt uns in Kobülnikow einen ihrer Vertreter vor. Ueber seine Beschaffenheit und besonders über seine Befähigung, den neuen Zeitanforderungen zu genügen, klärt uns die aus dem Leben des jungen Mannes beschriebene kleine Scene vollkommen auf. Diesen aus der Beamtensphäre gewählten Vertreter unserer sogenannten jungen aufgeklärten Generation können wir weder achten, noch gar ihn für berufen halten, die neuen Ideen zu begreifen und was noch schwerer, sie zu verwirklichen. Nur der bittere Unwille über unsere gehaltlose, geckenhafte, zu früh und in eitlen Freuden lebende Jugend hat Stschedrin diesen Kobülnikow zeichnen lassen. — Leider leben die Meisten unserer für gebildet geltenden Fortschrittsmänner nicht nach Prinzipien, sondern folgen vielmehr ihren individuellen, sich schnell ändernden Neigungen, sind keine Charaktere, haben auch nicht einmal das Bedürfniß danach. Sie wissen nicht einmal recht, was sie wollen, weder für sich noch für das Ganze der Gesellschaft. Daher sind sie auch nicht im Stande das Leben zu bestimmen, wohl aber werden sie bestimmt und sind durchaus passiv. Tiefe Ueberzeugung, Nachdenken über sich selbst, bewußte Consequenz im Handeln, Selbstgefühl und Anerkennung der Rechte und Eigenthümlichkeiten Anderer — diese Eigenschaften sind leider bei uns nur wenigen Auserwählten beschieden. — — Was wäre wohl von einem Kobülnikow für das Leben zu erwarten, der schon in den einfachsten Beziehungen desselben als unvorbereitet erscheint? Er dünkt sich praktisch, edel, auserwählter Poet und reif für die Ehe, und ein Abend genügt, zu zeigen, daß er willenlos von den Umständen beherrscht ist, daß er sich in nichts von dem Edelmann Kondrati unterscheidet. Die neuen Reformen wollen begriffen sein, erfordern Männer mit starkem Willen und ausdauernder Energie, und doch finden sie größten Theils nur Träumer, die mit sich und dem Leben uneins sind. Die Furcht möchte fast unwillkürlich den Denker beschleichen, daß die alte, durch Männer, wie Kondrati, vertretene Ordnung solche Schwächlinge wie Kobülnikow überwältigen und den freien Lauf des Neuen hemmen könnte, stünde nicht unerschütterlich die Ueberzeugung fest, daß keine Gewalt im Stande ist, das Vordringen der neuen Zeitideen zu hintertreiben. Die Kluft zwischen unserer neuen Staatsentwickelung und der gegenwärtigen Generation ist zu groß, als daß sich auf eine baldige völlige Verwirklichung unserer Reformen hoffen ließe. Damit dies geschehe, damit das Neue wirklich zur Geltung komme, müssen nicht nur die Freunde der alten Ordnung, sondern auch die jungen angeblichen Vertreter der neuen Ideen erst verbraucht werden. —

Digitized by Google

In der Erzählung von den beiden Knaben hat Stschedrin das Alte vor dem Eintritt des Neuen in seiner ganzen Rohheit und Schroffheit vorführen wollen, als ernste Mahnung, sich der neuen Ordnung der Dinge mit ganzem Herzen anzuschließen und ihr keine Hindernisse in den Weg zu legen. Er wählte Knaben zu seinen Helden, um das Verderbliche des alten Systems desto schärfer hervortreten zu lassen. —

So verschieden auch diese Erzählungen von Stschedrin ihrem Inhalte nach sind, so werden sie doch den deutschen Leser in dem Chaos unserer durch die verschiedenartigsten Bestrebungen tief aufgewühlten Gegenwart ebenso orientiren, als sie für uns die Bedeutung der in Angriff genommenen Reformen herausstellen. Dies dürfte hier von um so größerer Wirkung sein, als Stschedrin nicht zu den Männern gehört, die gern sich zum Loben herbeilassen. Er, wie das Journal, in welchem die Erzählungen erschienen, stehen dem Leben kritisch, um nicht zu sagen, negativ gegenüber.

Hermann Raden.

Digitized by Google

Don Juan.

Dramatisches Gedicht von Alexis Grafen Tolstoy*).

Wenn man auf die Geschichte der dramatischen Literatur bei den christlichen Völkern, die einen Zeitraum von etwa 350 Jahren umfaßt, Tausende von nennenswerthen Dichtern zählt und Hunderttausende von lesenswerthen Dramen aufzuweisen hat, einen mehr als oberflächlichen Blick wirft, so wird man sich der Thatsache nicht entschlagen, daß die Zahl der Stoffe eine bei weitem geringere ist, als man nach der Zahl der Dramen erwarten sollte. Vergleicht man die dramatische Literatur eines Volkes mit der eines andern Volkes, so wird man sehr bald ersehen, daß sie im Großen und Ganzen dieselben Stoffe, dieselben Charaktere, dieselben Situationen gemein haben, und daß sie deren nur eine höchst geringe Zahl als ihr alleiniges Eigenthum betrachten dürfen. Es giebt Stoffe, deren Verwendbarkeit zu dramatischen Dichtungen dermaßen in die Augen fallend ist, daß Jeder, dem dramatischer Schaffenstrieb inne wohnt, einmal oder wiederholt in seinem Leben daran denkt, ihn sich zum Vorwurf zu wählen. Es giebt Stoffe, die bei jedem Volke aller zwanzig oder dreißig Jahre wieder in einer beachtenswerthen Bearbeitung erschienen sind, wie z. B. die Medea's, die Sophonisbe's, die Kassandra's, die Alceste's, die Iphigenien und wie sie alle heißen. Nur dann, wenn die vollendende Meisterhand eines überlegenen Genie's dem Stoffe seine würdigste Form gegeben, stand die Schaar der Epigonen von weiteren Versuchen ab.

Drei große, gewaltige Stoffe, welche sich durch das ganze Mittelalter als dunkle, geheimnißvolle Sagen hinziehen, bei deren Betrachtung noch heute jedem denkenden Geiste eine unendliche Fülle von Ideen und Zweifeln aufsteigt, sind immer und immer wieder von den vorzüglichsten dichterischen Kräften aller Nationen in Angriff genommen worden und erwarten heute noch, wenigstens in Bezug

*) In's Deutsche übertragen von Karoline Pawloff. Dresden 1863.

Digitized by Google

auf den dramatischen Abschluß des Ganzen, die vollendende Hand eines Dichterheros. Es ist der Ahasver, der Faust und der Don Juan. Alle drei sind zunächst epische Stoffe, die aber wegen der Intensivität ihres Gedankeninhalts und ihres Gegensatzes zur positiven Welt einen dramatischen Ausbau verlangen.

In der Sage vom Ahasver liegt die erschütternde Idee, daß es die größte göttliche Strafe sei, nicht sterben zu können, leben zu müssen, um zu erkennen, wie groß das Unrecht war, das man in seiner Verblendung oder in der Bosheit seines Herzens begangen hat. Geschlechter kommen und gehen, mächtige Städte und Reiche fallen in Trümmer, immer weiter und weiter entfernen sich die Anschauungen der Welt von der seinigen, immer fremder wird ihm das, was er sieht, was er hört, und in allem, was geschieht, sieht er die Idee wieder, die er einst in ihrem Verkünder verhöhnt und geschmäht hat. Der Ahasver ist eine Figur aus der Vergangenheit, welche an der Gegenwart sterben würde — wenn sie sterben könnte. Ganz entgegengesetzt stellt sich der Faust zu seiner Zeit. Er strebt über die Schranken hinaus, die dem Menschengeiste gezogen sind, das Bestehende genügt ihm nicht, und weil ihm die Gottheit einen Geist gegeben hat, der Geist für ihn etwas Unbegrenztes ist, verlangt er es als ein Recht, der Gottheit an Allwissenheit und Allmacht gleich zu kommen. Im schroffen Gegensatze zu ihm steht Don Juan. Auch ihn beherrscht das Gefühl des Unbefriedigtseins, aber er sucht das Glück nicht in anderen Sphären, nicht in dem Uebermenschlichen, sondern auf der Erde, im sinnlichen Genuß. Beide, Faust und Don Juan gehen im Leben zu Grunde: Ersterer, weil er das Glück da sucht, wohin zu dringen der Mensch vergeblich ringt und strebt, der Andere, weil er das Glück in Genüssen sucht, die eben auf die Dauer glücklich zu machen, nicht geeignet sind. Wir würden uns zu weit von dem eigentlichen Zwecke unserer Betrachtung entfernen, wollten wir die Parallele zwischen Faust und Don Juan, in denen der Idealismus und der Realismus verkörpert sind, hier weiter fortspinnen, und wenden uns deshalb unmittelbar zu einigen früheren Bearbeitungen des Stoffes, an welchem der russische Dichter seine ebenso beachtenswerthe wie liebenswürdige Kraft versucht hat.

Früher als der Faust durch Marlow's wild-geniale Phantasie, fand der Don Juan einen Bearbeiter, mit dem er alle Ursache hatte zufrieden zu sein. Der talentvollste und poesiereichste Dramatiker der Spanier, Tirso de Molina (eigentlich Gabriel Tellez), ein spanischer Mönch, schuf im 16. Jahrhundert ein brillantes Charaktergemälde, so gedankentief und so originell, daß er alle seine Nachahmer in den folgenden Jahrhunderten hinter sich gelassen hat. Das Molina'sche

Digitized by Google

Stück heißt „El conbidado de piedra", („der steinerne Gast"), wurde aber auch häufig unter dem Titel: „El burlador de Sevilla" („der Spötter von Sevilla") mit und ohne Veränderungen aufgeführt. Bei Tirso de Molina ist Don Juan das von so großer Sinnenlust erfüllte Einzelwesen, daß es sich gegen die allgemeinen Gesetze des Staates und der Religion auflehnt. Im Vollbewußtsein seiner eigenen Individualität spricht er allen anderen Menschen, sogar der Gottheit das Recht ab, seinem Hange zum Sinnengenuß eine Schranke zu setzen. Er existirt durch eigene Kraft, folglich hat er das Recht, sich selbst zu bestimmen, selbst zu wählen, wie er leben will. Die Blumen blühen nur, um ihm Wohlgerüche auszuathmen, seine Augen zu erfreuen; Luft, Wasser, Erde und Feuer sind nur da, weil er sie zu seinem Wohlbefinden braucht, und das Weib selbst ist nur seinetwegen geschaffen; er spricht ihm alle Berechtigung zur selbständigen Existenz, alle Ansprüche auf eigenes Wohl ab. Den höchsten Genuß nur in der Abwechslung findend, verläßt er ebensoviel Frauen, als er zu seiner Lust mißbraucht; den Widerstand der Spröden besiegt er durch Gewalt und Schmeichelei, die Klagen der Verlassenen beantwortet er mit Achselzucken, ihre Drohungen und Verwünschungen mit Hohn. Zur Erreichung seiner Absichten ist er unternehmend, ja tollkühn, er verachtet die Gefahr wie ein Löwe, und was ihm hindernd in den Weg tritt, das wirft er rücksichtslos zu Boden. So ist Don Juan, man möchte fast sagen, der in einer Person verkörperte Egoismus des 19. Jahrhunderts, aber offener, kühner, poetischer. Spricht man ihm von Gesetzen, so lacht er, denn er erkennt sie für sich nicht als bindend an; spricht man ihm von ewiger Vergeltung, so lacht er wieder, weil für ihn nur Ein Leben existirt, welches er für ein verlorenes hält, wenn er es nicht in vollen Zügen schlürfen darf. Die Sprache in diesem interessanten Drama ist vom Anfang bis zum Ende edel, schwungvoll, bilderreich und in jenen wohlklingenden Rhythmen sich bewegend, wie sie nur der spanische Dichter mit seiner musikalischen und dabei kräftigen Sprache hervorbringen kann. Das spanische Original wurde bald vergessen; es trat unter dem Titel: „Don Giovanni, ossia il convitato di pietra" in einer schlechten italienischen Uebersetzung die Reise in andere Länder an, und wurde so von der italienischen Schauspielertruppe zu Paris gegeben. Auch in diesem unscheinbaren Gewande bewies das Stück seine unverwüstliche Kraft. Der Erfolg, dessen sich dasselbe bei den Italienern erfreute, veranlaßte mehrere Schauspieler Molières, ihn zu bitten, daß er es französisch bearbeite. Nur mit Widerwillen ging dieser an die Arbeit, und wir, wenn wir aufrichtig sein wollten, möchten um der Ehre des Dichters willen wünschen, er hätte dieselbe unterlassen; denn zur Vermehrung seines

Digitized by Google

Dichterruhmes trug sie nicht bei. Ein Werk von diesem poetischen Styl lag seiner Begabung fern: das bewies er später nochmals in der „Princesse d'Élide", die er nach Moreto's „Desden con el desden" („Donna Diana") bearbeitete. Der Molière'sche Don Juan ist zu pedantisch gehalten, er hat die poetische Frische, so zu sagen, die Blüthe abgestreift; seinen Liebeserklärungen fehlt das Feuer, die überzeugende Beredsamkeit der Leidenschaft. Kurz, Molière hatte sich auf ein Feld begeben, das ihm fremd war. Selbständig arbeitete er in diesem Stücke nur die Scene, wo Don Juan seine Virtuosität im Düpiren seiner Gläubiger entfaltet. Das Stück ist außerdem in Prosa geschrieben, was uns nicht auffallen kann, da uns das Ganze prosaisch und nüchtern erscheint. Die Wittwe des jüngern Corneille glaubte ein Uebriges thun zu müssen, und setzte die Prosa in Verse um, ohne das Werk dadurch poetischer zu machen. Auch de Villiers, ein Schauspieler vom Bourgognetheater in Paris und heftiger Gegner Molière's bearbeitete das italienische Stück französisch und ließ es 1659 aufführen (das spanische Original wurde 1596, die Molière'sche Bearbeitung 1665 geschrieben). Zehn Jahre später, 1669, ging auch Rosimont vom Maraistheater an dasselbe Werk, und ließ es unter dem Titel: „l'athée foudroyé" („der Untergang des Atheisten") aufführen. Durch einen sonderbaren Irrthum hatte Molière das „Convidado" des Spaniers in le festin übersetzt, so daß aus dem steinernen Gast ein steinernes Gastmahl wurde. Voltaire brachte eine Scene zu Tage, welche damals unterdrückt worden sein sollte: zwischen Don Juan und einem Armen. Da er aber behauptet, daß Molière sie dem Pierre Marassus gegeben habe, so gehört diese Behauptung des geistreichen Mannes und schlechten Historikers wahrscheinlich zu der Zahl seiner unverzeihlich leichtsinnigen Irrthümer oder freiwilligen Erfindungen.

So viel von den ersten Schicksalen des Molina'schen Stückes, die späteren Bearbeitungen desselben Stoffes haben sich fast ohne Ausnahme an die Handlung des Originales und selbst an die Namen Don Juan, Leporello, Elvira, Anna, Zerlina ꝛc. gehalten.

Eine der interessantesten erschien in unserem Jahrhundert nochmals in Spanien. Der Titel ist: Don Juan Tenorio, religiös-phantastisches Drama in zwei Abtheilungen von Don José Zorrilla. Eine deutsche Uebersetzung davon verdanken wir dem Herrn de Wilde (Leipzig, F. A. Brockhaus 1850.). Der Uebersetzer hat eine Aufführung dieses Stückes gesehen und bezeugt dessen Bühnenwirkung. Es ist ein geistreiches Drama, welches uns in der ersten Abtheilung (vier Acte) Don Juan in seinem wilden Leben zeigt und in der zweiten (drei Acte) seine Umwandlung und Reue darstellt. Hier geschieht die Umwand-

Digitized by Google

lung des Sünders durch die Macht der wahren Liebe. In Bezug auf Kraft des Ausdrucks, Gewalt der Leidenschaft, Ueppigkeit der Diction und Reichthum der Bilder steht dieses Stück dem älteren Molina'schen allerdings nach; doch ist es im Uebrigen von einer schönen Idee getragen und in der Behandlungsweise so originell, daß wir nicht umhin konnten, es in der Reihe der hervorstechendsten Bearbeitungen dieses Stoffes mit zu nennen.

Von einer näheren Betrachtung des Lord Byron'schen Don Juan sehen wir schon darum ab, weil dieser Dichter den Gegenstand episch behandelt und nicht zum Abschluß gebracht hat. Anderntheils scheint uns auch bei dem brittischen Dichter die Durchführung einer großen Hauptidee nicht ersichtbar.

In Deutschland ist bekanntlich der Don Juan durch Mozart zu einem musikalischen Drama ersten Ranges benützt worden, welches die Idee des Spaniers, soweit die Musik Ideen ausdrücken kann, zu vollem Ausdruck bringt.

Der geniale, aber verzerrte Grabbe unternahm die verwegene That, in dem Rahmen eines Drama's die beiden Gegensätze des Realismus und Idealismus, von denen wir früher sprachen, durch Don Juan und Faust verkörpert, zusammenzustellen. Doch müssen wir, um nicht wiederum auf Seitenwege zu gerathen, auch über dieses Drama hinweggehen, und wenden uns nun zu unserem Dichter*).

Während im Westen von Europa bei den romanischen Völkern immer mehr und mehr der krasseste Realismus und Materialismus in der Kunst wie im socialen Leben überhand nimmt, und ein allmäliges Verfaulen des romanischen Elements in der europäischen Völkermischung einzutreten beginnt, erhebt im russischen Osten der Spiritualismus, der leider auch bei den germanischen Völkern nach und nach den verderblichen Einflüssen vom Westen zu weichen beginnt, sein jugendliches Haupt. Geschmack an den tiefsinnigen und speculativen Werken deutscher Philosophie und Dichtung hat sich längst bei den gebildeten Russen mehr und mehr entwickelt. Eine Vorliebe für methaphysische Betrachtungen liegt überhaupt dem russischen Volkscharakter nicht zu fern. Das zeigt sich z. B. auch in den religiösen Sekten, wo Disputationen über gewissermaßen transcendentale Themata einen Magnetstein für die Versammlungen bilden. Wie sehr auch im gegenwärtigen Augen-

*) In der Bearbeitung des Don Juan-Stoffes hat Graf Tolstoy in der russischen Literatur nur Einen großen Vorgänger: den genialen Alexander Puschkin. Doch sind die von diesem Dichter herrührenden Scenen zu sehr Fragment, als daß wir sie in den Bereich unserer Besprechung zu ziehen Veranlassung hätten.

Digitized by Google

blicke die junge russische Literatur einer grob-realistischen Auffassung und Darstellung des Lebens sich zuzuwenden scheint, so tritt doch nicht nur gegen den maßlosen Radicalismus, der sich mit dieser Richtung verbindet, eine bedeutende Reaction zu Tage, die von so begabten Schriftstellern wie Turgenew, Gontscharow, Pießemsky u. A. ausgeht, sondern es sind auch mehrere der neueren Dichter von jenen reingeistigen Bestrebungen erfüllt. Wir nennen hier nur Apollonius Maikow, Jacob Polonsky und den Grafen Alexis Tolstoy. Des Letztern dramatisches Gedicht Don Juan beansprucht mit Recht die Aufmerksamkeit aller Kunstverständigen. Käme uns ein Don Juan aus Frankreich zu, so würden wir Tausend gegen Eins wetten, daß wir eine Demimonde-Geschichte im Geschmack von Dümas dem Jüngern oder Ernest Feydeau zu lesen bekämen, welche diesem Typus den letzten Blüthenstaub des Idealismus abgestreift hätte. Bei dem russischen Dichter tritt uns der Don Juan in einer überraschend neuen, und was uns noch wohlthuender berührt, in einer edleren Gestalt entgegen.

Der Don Juan von Molina sucht, wie wir bereits sagten, das Glück im irdischen Genuß, und weil ein bekannter Genuß lange nicht so reizend ist, wie ein unbekannter, so fliegt er von Blume zu Blume, ohne satt zu werden. Der Don Juan des russischen Dichters sucht etwas Anderes, etwas Höheres, als den bloßen Genuß; er sucht das Ideal des Weibes in einem Individuum, und wenn er Jede, die er findet, wieder verläßt, so geschieht es, weil er von Jeder getäuscht wird. Diese Idee ist dem russischen Dichter ganz eigen und trägt so viel dazu bei, den Stoff zu veredeln, daß sie für die Bearbeitung desselben epochemachend ist. Zwar hat er sich ebenfalls an die Handlung des spanischen Stückes gehalten; aber die vielen Episoden, welche ihm zur Ausführung unnütz erschienen, die Elvira, die Zerline u. s. w. hat er weggelassen. Mit Recht; denn während es dem spanischen Dichter darauf ankam, ein lebensvolles, buntes Bild von dem Treiben seines Helden zu entrollen, bedurfte der russische Dichter einer vereinfachten und concentrirten Handlung zur Lösung der psychologischen Aufgabe, die er sich darin gestellt hatte. Auffallend erinnert die ganze Behandlungsweise des Stoffes an den Goethe'schen Faust. Der Prolog vornehmlich ist ganz im Goethe'schen Style gehalten. Der Chor der himmlischen Geister besingt in großartigen Weisen das Walten der Gottheit vom pantheistischen Standpunkte aus, der nur hie und da leise zu dem deistischen hinüberneigt. Die Wolken, die Blumen, die Sänger der Luft, die Seen und Flüsse stimmen mit ein; auch sie verkünden dieses Walten der Gottheit, die ewige Harmonie der Welten, den Frühling der Erden. Wir führen hier als Probe

Digitized by Google

einige Stellen in der gewandten und treuen Ueberſetzung von Karoline v. Pawloff an. Der Chor der himmliſchen Geiſter beginnt den Prolog mit den Worten:

Hergeſandt aus ſel'gen Sphären
Sind wir von der höchſten Macht,
Troſt den Menſchen zu gewähren
In der heut'gen Frühlingsnacht;
Allen Saaten, allen Werken
Unſern Segen zu verleih'n,
Jeden Sterblichen zu ſtärken
Für ein neues, beſſres Sein.

Der pantheiſtiſche Standpunkt ſpricht ſich deutlich in den Worten aus:

Alles, was in ſtets erneuter
Kraft vollbringet die Natur,
Ein zerſtückelter, verſtreuter
Abglanz Gottes iſt es nur.
Schaffend fielen in das Leere
Seine Strahlen überall:
Einer iſt auch dieſe Sphäre —
Leuchten muß der Gottesſtrahl!

Reizend iſt der Frühling in den wenigen Verſen geſchildert:

Auf den thaubeperlten Flächen,
Auf den Triften groß und klein;
In den Seen, in den Bächen,
Ueberall ein reges Sein!
Ueberall ein tönend Drängen,
Und, mit Blüthen angethan,
Stimmt der Lenz mit tauſend Klängen
Seinem Gott das Loblied an.

Hochpoetiſch iſt auch der Geſang der Blumen:

Zum Leben erwacht unſer farbiger Flor,
Wir grüßen das Licht, das erflehte,
Und ſenden in freudigen Düften empor
Zum Herrn unſre Blumengebete.

Mehr auf den Inhalt des Drama's hindeutend erklingen endlich die Worte:

Digitized by Google

Beglückt, wer rein ist im Gemüthe!
Beglückt, wer fromm zu beten weiß,
Wer gleich der Erd' in ihrer Blüthe
Dem Schöpfer bringet Dank und Preis,
Doch hier nicht sucht, was, sonder Fehle,
Als Traum ihm lebt im Herzensgrund;
Beglückt, wer nicht die warme Seele
Geschmiedet an dies Erdenrund!

Mitten in diesen hochpoetischen Gesängen, welche wie liebliche Melodieen an unser Ohr dringen, vernehmen wir plötzlich die Stimme des Satans:

Ausnehmend schön ist Alles, und auf Ehre,
Mich freut's, wenn nur die Decoration,
Bei allem Glanz, ein wenig haltbar wäre:
Kaum daß man's hat, weg ist es schon.

Befragt, wer er sei, giebt er sich zu erkennen:

— — — — — — — — —

Mein Ich — das Minus ist's in der Mathematik,
Die umgekehrte Gottheit nennt's der Denker,
Kurz, ich bin nur ein Nichts, Ihr wißt es schon,
Ich bin des Daseins stete Negation;
Und da des Weltsystems Erfinder, Herr und Lenker
Aus nichts es schuf, gefüllt aus Körpern sonder Zahl,
So bin ich eben auch das Material,
Woraus gebildet wurden alle Welten.

Und weiter unten:

Wenn Ihr, den Blick emporgehoben,
Und ganz Begeisterung da droben
Den Lobgesang, der nie verstummt,
Mit hellen Stimmen singt in Euren Luftrevieren,
Bin ich es, der zu eurem Fistuliren
Von unten her den Grundbaß brummt.

Wie philosophisch und wie ironisch! Goethe hätte sich dieser Worte nicht geschämt. Satan erzählt nun, daß er einen Jüngling kenne, aus dem Geschlecht der Maranna, den alle Tugenden zieren und den er dennoch zu seinem Opfer erkoren habe. Zu seinem Ziele will er dadurch kommen, daß er ihm das Ideal des Weibes vor die Sinne zaubere und in ihm die Begierde erwecke, das Ideal in den

Digitized by Google

Einzelnen zu suchen. Aber so oft er ein Weib gefunden und im seligsten Genusse mit ihr schwelge, soll das Weib vor ihm stehen, nicht wie er es gedacht und gesucht, sondern wie es ist. Er soll auf Erden nach dem Ueberirdischen greifen und durch jeden Sieg eine Qual erringen. „So muß er endlich mein werden", denkt Satan in seiner Siegesfreudigkeit, doch die himmlischen Geister hoffen, daß der edle Geist des Jünglings den Versuchungen widerstehen wird, und beschließen, ihn vor dem Abgrund zu warnen, wenn es so weit gekommen sein würde.

Damit schließt der Prolog, und wir werden in den ersten Theil der Handlung eingeführt, welche zehn Jahre später beginnt. Das Inquisitionsgericht hat sich eben versammelt, um über einen frevelhaften Eingriff in seine Autorität zu beschließen. Ein Cavalier hat einen zum Tode verurtheilten Mauren gewaltsam aus den Händen der Gerichtsdiener befreit. Ein Spion hat den Diener des Cavaliers herausgekundschaftet und vor das Gericht gebracht. Befragt über seinen Herrn, giebt er an, daß derselbe Don Juan de Maranna heiße und das Wüthen der Inquisition gegen die fleißigen Mauren für Dummheit erkläre. Der Inquisitor fragt den Diener weiter, ob sein Herr nicht eine Liebschaft habe und dieser erwidert:

Er! Großer Gott! Mit wem hätt' eine Liebschaft
Er nicht gehabt! — 's ist schauderhaft. Ich bin
Ganz abgehetzt, Sennor, vom Briefetragen,
Und von dem Wachestehn, bald hier, bald dort. —
Gereist bin ich mit ihm in ganz Europa.
An jedem Ort band er's mit Jeder an;
In jeder Stadt gab's eine Liebschaft, ja
In einigen auch zehn sogar und zwanzig.
Oft sagt' ich ihm: „Sennor, geht doch in Euch;
Hört endlich einmal auf!" — 's half alles nichts.
Es ist fürwahr, als ob's ihn dazu triebe,
Als ob er etwas suche; kaum hat er
Die eine — weg mit ihr; er will die and're.
Als ob nicht alle gleich die Weiber wären!
Ihr wißt es selbst, ehrwürd'ge Väter! sagt,
Ist der Geschmack der Henne nicht derselbe,
Sie mag von Federn schwarz sein oder weiß? —

Leporello wird nun vom Inquisitor gedungen, künftighin über alle Schritte seines Herrn dem Tribunal Bericht zu erstatten, was er auch verspricht, weil er sich vor den eisernen Stiefeln fürchtet, mit denen ihm der Fiscal fort und fort droht. Nach des Dieners Weg-

Digitized by Google

gange beschließt das Tribunal Don Juan als Ketzer heimlich mit dem Dolche hinrichten zu lassen. Die ganze Scene ist humoristisch gehalten; vorzüglich erregt der Mutterwitz des Dieners, der frei von aller Gesuchtheit und Geschraubtheit zu Tage tritt, viel Heiterkeit.

In der nächsten Scene treffen wir den Helden des Drama's selber; Don Juan sitzt in seinem Gemach und liest einen Brief Donna Anna's, welche, wie wir aus einer Aeußerung Leporello's vor dem Tribunal erfahren haben, seit einem Monat schon den Liebesbewerbungen des bis jetzt Unwiderstehlichen Widerstand entgegengesetzt hat. Wir finden ihn schwankend zwischen neuer Hoffnung und altem Zweifel. Hören wir ihn selbst sprechen:

— Besinne dich, Juan, und komm zu dir!
Welch ein Gefühl regt sich in dir auf's neu'?
Welch längst vergeßne Zauberwelt erwecken
In deinem Innern dieses Blattes Worte?
Ist Donna Anna mehr als And're werth?
Worin? Solch eine reizende Gestalt
Umarmt' ich oftmals; auf gleich schöne Lippen
Drückt' oftmals schon ich meinen heißen Kuß;
Mit gleicher Stimme, gleichem Blick beschworen
Mich Viele schon in der Madonna Namen .....
Und diese Stimme, diesen Blick, dies Flehen,
Und meine Gluth, und diese Lebensfülle —
Nur Lüge war's — ein Blendwerk nur war mein.
Und von dem Weib, das ich so innig liebte,
Das ich so hoch gestellt in meinem Sinn,
Das ich begeistert für ein heilig Zeugniß
Des Göttlichen auf Erden hielt — blieb nichts;
Es war ein Weib, nicht besser als die andern.
. . . . . .
O hätte mir, von denen, die ich liebte,
Gehalten Eine nur, was sie versprach! —
Nicht ich beging Verrath an ihnen — sie,
Sie hintergingen mich, sie boten mir
Statt meines Ideals sein falsches Nachbild,
Ein ihnen fremdes Antlitz nahmen sie
Als Larve vor; sie lieben, statt der hohen
Vollkommenheit — dies wär' Verrath gewesen.
Nein, ich blieb stets mir treu, treu dem Gedanken,
Der Anfangs sich in ihnen kund mir gab;
Doch bald mußt' ich den frechen Trug erkennen —

Digitized by Google

Ich wandte von der Einen mich zur Andern,
Und stets auf's neu' betrogen, macht' ich endlich
Zum Handwerk mir, des Frauenherzens Saiten
Mit harter Neugier prüfend anzuschlagen;
Und wenn sie rissen, warf mit kaltem Gleichmuth
Ich das zerbrochne Saitenspiel hinweg.
Und weiter ging ich, und begegnet' immer
Denselben Lügenbildern; und ergrimmt
That ich den Schwur, an Liebe nicht zu glauben,
An nichts zu glauben mehr. Nur den Besitz,
Den flücht'gen Sinnenreiz nur sucht' und fand
Ich in der Liebe; ja, ich suchte sie,
Nur um mit Hohn zu zahlen für ihr Höhnen. —

Der ganze Monolog, von dem wir uns veranlaßt sahen, zwei größere Bruchstücke mitzutheilen, ist ein kleines Meisterwerk, in seiner gedanklichen Entwickelung klar und logisch; wir sehen hier den Mann mit einem Male deutlich vor Augen. Der Brief von Donna Anna macht ihm viel Kopfzerbrechens; es ist etwas darin, was ihn frappirt. Sie erinnert ihn daran, daß er als flattersinnig überall bekannt ist, muß ihm aber doch gestehen, daß sie sich genöthigt fühlt, ihn zu achten, daß sie nicht umhin kann, ihn zu lieben, daß sie endlich nach diesem Geständnisse ihn ernstlich bitten muß, von seinem ferneren Bewerben um ihre Gunst abzustehen. Zwar will es Don Juan scheinen, als lese er zwischen den Zeilen dieses Briefes etwas mehr, als er sonst zu finden pflegte; aber seine Erfahrungen lassen einen solchen Gedanken nicht zum Durchbruch kommen. Er zweifelt, daß es wahre Liebe giebt, und ohne Liebe giebt es keine Religion. Donna Anna soll sein werden, wie Alle; sie wird ihn auch täuschen, davon ist er überzeugt; darum beschließt auch er, sie zu täuschen. Leporello's Ankunft unterbricht endlich seinen Monolog. Der Diener erzählt ihm das Abenteuer mit der heiligen Hermandad. Sein ganzer Uebermuth erwacht:

So hab' ich's mit der heil'gen Hermandad
Zu thun? Mir recht; der Kampf ist mir willkommen.
Der Kirche, dem Gesetz und der Gesellschaft
Werf' ich den Handschuh hin; als Feinde stehen
Wir offen schon einander gegenüber.
So steige denn empor, mein droh'nder Stern! —
Mein Aufruhrsbanner, wehe in den Lüften!

ruft er, und geht keck an sein neues Unternehmen.

Digitized by Google

Die nächsten Scenen führen uns zu Donna Anna. Mit schwerem Herzen, und von düsteren Ahnungen erfüllt, hat der Comthur seine Einwilligung zur Verlobung Don Juans mit seiner Tochter gegeben, und bittet Don Octavio, trotzdem, daß sie seine Liebe verschmäht habe, seiner Tochter ein treuer Freund und Rather zu bleiben. Wir finden die beiden Liebenden zusammen im traulichsten Liebesgeplauder. Für das Mädchen war Don Juan ein Räthsel gewesen, sie hatte ihn oft und laut getadelt, wie Mädchen einem Manne gegenüber zu thun pflegen, der Vielen, nur ihnen noch nicht seine Huldigung dargebracht hat. Jetzt möchte sie das Räthsel lösen, und sie fühlt, daß es ihr nur durch ihre Liebe gelingen kann, ihm das Geheimniß zu entlocken. Sie ist überzeugt, daß ein gewöhnliches Mädchen nicht im Stande ist, einen so bevorzugten Geist zu fesseln, findet es daher natürlich, daß er sich von so Vielen wieder getrennt hat, traut sich aber selbst die Macht zu, ihn an sich zu ketten. Sie spricht sich gegen ihren Vater, der sie vor dem Uebermaße ihrer Liebe warnt und seine Zweifel äußert, folgendermaßen darüber aus:

Dich schrecket sein Vergangenes, ich weiß;
Doch glaube mir, die überstandnen Stürme,
Sie bürgen uns für künft'ge helle Tage.
Nicht frei von Fehl will ich ihn sprechen, nein;
Er fiel der Schuld anheim, dem Laster nicht!
Man kann sein Thun mit andern nicht vergleichen,
Nicht messen ihn mit dem gemeinen Maß.
Wer so erhaben stehet über Allen,
Wer in's Geheimniß dringen will des Lebens,
Und rings um sich, wie im Aegyptertempel,
Hieroglyphen schaut und dunkle Räthsel,
Und immer sie sich deuten will, und immer
Gestachelt wird vom ewigen Mißlingen,
Der trägt den Druck des Hergebrachten nicht,
Der konnte nicht sich dem Gesetze fügen,
Nicht bleiben auf dem flachgetretnen Weg.
Ihn trieb sein Geist auf andrer Bahn zu schweifen,
Ihn führt sein Stern mit ungewissem Schein;
Es mußt' ein Herz das seinige begreifen,
Ihm grenzenlos und treu zu eigen sein.
Ihm haben Manche sich in Lieb' ergeben,
Doch furchtsam war ihr Bündniß und ihr Glück;
Sie sahn mit Angst sein unaufhaltsam Streben,
Sie bebten schon vor seinem Muth zurück.

Digitized by Google

In's Heiligthum voll Finsterniß und Grauen
Ihm folgen kühn — sie konnten's nicht — ich kann's! —
Sein Herz begehrt ein unbedingt Vertrauen,
Und ich vertrau' ihm, Vater, fest und ganz! —
Ich will mit ihm den Weg der Wahrheit gehen,
Von dem er oft im irren Zweifel wich,
Ich fühl' in mir die Kraft, ihm beizustehen,
Zu seiner Höh' erhebt mein Lieben mich! —

In ihrem Liebesenthusiasmus und in ihrem unbegrenzten Vertrauen zu dem Manne ihrer Wahl verzichtet sie auf die Freundschaft Octavio's, was den Comthur zu den Worten veranlaßt:

Das ist der Liebe Selbstsucht! Keinen Raum
Läßt sie den Pflichten; grausam kann sie machen;
Das Herz berauscht sie wie ein Zaubertraum,
Doch schmerzlich ist und bitter das Erwachen! —

Indessen ist Don Juan durchaus nicht gesonnen, seine Freiheit so schnell zu verkaufen, wie es der Comthur beabsichtigt; er will Anna sein nennen, ohne sich voreilig zu binden, und sinnt deshalb auf ein Mittel, den Fesseln zu entgehen. Das Mittel ist bald gefunden. An dem Wege, welchen der Comthur mit seiner Tochter kommen muß, wohnte eine Dirne, Namens Niceta. Dieser beschließt er ein Ständchen in der Zeit zu bringen, in welcher er den Comthur erwartet. In seinem Zorn wird der Alte, so rechnet er, die Verbindung sofort rückgängig machen, und mit Anna denkt er sich schon zu versöhnen. Diese Kriegslist nimmt indessen einen höchst tragischen Ausgang. Der Comthur fühlt sich in seiner Tochter, wie in seiner eigenen Ehre auf's tiefste verletzt und zwingt Don Juan, den Degen zu ziehen, um sich seines Lebens zu wehren. Nach kurzem Kampfe fällt der Comthur von Juans Degen durchbohrt, und Anna wirft sich verzweifelnd über die Leiche des Vaters. Damit schließt der erste Theil des Drama's.

Der zweite Theil beginnt. Wir sehen Don Juan noch immer ernstlich damit beschäftigt, die schöne Donna Anna zu gewinnen; er zweifelt auch jetzt noch nicht daran. Inzwischen trifft ihn ein unerwartetes Begegniß. Der Maure, den er aus den Händen der Inquisition gerettet hat, ist später wieder eingefangen und unter der Bedingung begnadigt worden, daß er seinen ehemaligen Lebensretter ermorde. Boabdil ist Schurke genug, die That zu unternehmen und macht einen verunglückten Mordversuch. Einige Stellen aus dem Gespräch zwischen ihm und Juan werden genügen, den Menschen vollständig zu charakterisiren:

Digitized by Google

Don Juan.
Du bist von neuem Christ geworden?

Boabdil.
Ja,
Zum zweitenmal, Sennor!

Don Juan.
Und warum wurdest
Abtrünnig du das erstemal?

Boabdil.
Sennor,
Ich treibe Handel mit dem Bey von Tunis,
Ich schaffe Frauen auf den Sklavenmarkt.

Don Juan.
Das wär' ein guter Grund. — Du glaubst an Gott? —

Boabdil.
Wenn 's nöthig ist, Sennor.

Don Juan.
Und an's Gewissen?

Boabdil.
Auch an's Gewissen, wenn sich's eben schickt.

Don Juan.
Ich seh', du bist ein offenherz'ger Schurke,
Du bist ein Philosoph, ohn' es zu wissen,
Gekommen bist du sonder Grübelei
Und sonder Forschen zu demselben Schlusse,
Zu dem Erfahrung mich und Logik bringt.

Kann man entschiedener, drastischer, kürzer einen Charakter zeichnen? Don Juan beschließt, den Mauren für etwaige Fälle in seinem Schlosse zu verstecken und in seiner Nähe zu behalten. Don Octavio hat indessen vergeblich neue Hoffnung geschöpft und bewirbt sich um Donna Anna's Hand. Wohl fühlend, daß er zunächst eine Ritterthat für sie thun müsse, hat er zweimal mit Don Juan angebunden; aber das erste Mal hat ihm sein Gegner den Degen aus der Hand geschlagen, das zweite Mal hat er ihm einen Stich in die Schulter versetzt. Aus Anna's Reden fühlt man heraus, daß bei ihr Haß und Liebe noch immer kämpfen:

Nicht mich, Juan, nicht mich hast du betrogen, —
Betrogen hast du Gott und die Natur!

Digitized by Google

ruft sie im bittren Groll. Der Umstand, daß er Octavio zweimal besiegt hat, ist nicht geeignet, ihre Bewunderung für diesen zu vermehren, und sie ist in ihrem Zorn grausam genug, es dem Unglücklichen entschieden zu sagen:

Was an Verwünschung ich ersinnen kann,
Ich ruf' es alles nieder auf sein Haupt. —
Vielleicht begeh' ich eine schwere Sünde,
Doch für uns beide hat die Welt nicht Raum.
Mit jedem Denken und mit jeder Regung,
Mit jedem Athemzuge fluch' ich ihm,
Mit jedem Pulsschlag hass' ich ihn auf's Neue!
Doch Euch, und Euren schwachen Sinn veracht' ich.
Ihr höret: ich veracht' Euch.

Der Feind ihrer Ruhe hätte Octavio ermorden, nicht im zweifelhaften Zweikampf bestehen sollen.

Schon ist indessen Don Juan nicht mehr der Spötter und Liebesverächter, der er früher war. Das Bild von Donna Anna schwebt ihm im Wachen wie im Traume vor den Blicken. Sollte sie doch das Ideal sein, das er bis jetzt vergeblich gesucht hat? Umsonst bemüht er sich, diesen Zweifel mit seinen gewöhnlichen Sophismen zu verscheuchen, immer und immer wieder steigt er in seiner Seele auf. In diesem Zustande kann er es schon nicht mehr ertragen, daß ein Anderer in seiner Gegenwart sich rühmt, seine Braut treulos verlassen zu haben; er schilt ihn so hart, daß es zu einem blutigen Zweikampfe kommt, in welchem sein Gegner fällt. Auch Don Octavio, der ihn zum dritten Male herausfordert, fällt durch seine Hand. Die heilige Hermandad erneuert ihre Anstrengungen, sich seiner zu bemächtigen, und deshalb beschließt er, auf einem Schiffe, welches Boabdil für ihn ausrüstet, Spanien zu verlassen. Zuvor jedoch muß er Anna wiedersehen und begiebt sich deshalb nach Sevilla. Auf dem Kirchhofe, unweit der Wohnung Anna's läßt er Leporello warten, der aber aus Furcht vor den Todten es vorzieht, außerhalb der Mauer zu bleiben. Statt seiner stellen sich andere Gäste an diesem schauerlichen Orte ein: es sind die himmlischen Geister und der triumphirende Satan. Für Letztern ist der Sieg gewiß. Die Liebesmacht, welche Juan hätte retten können, hat er verkannt, sein Verderben scheint unabwendbar. Die himmlischen Geister haben ihn indessen noch nicht aufgegeben:

Dem Menschengeist, in seinem Thun und Treiben,
Sind Schranken festgesetzt von Anbeginn;
Die freie Willkür darf ihm bleiben,
Bis zur bestimmten Grenze hin.

Digitized by Google

Nur wenn er frevelhaft sich ihrem Kreis entzogen,
Wenn er gebrochen den geheimen Bann,
Erfassen ihn des Schicksals dunkle Wogen,
Und rettungslos verloren ist er dann.

So singen die Geister und bestreiten Satan den Sieg. Dieser ruft als sein Werkzeug die Seele, den stets magnetisch wirkenden und schaffenden Urstoff zu seiner Hülfe auf; sie soll eine beliebige Gestalt annehmen, Juan zu Diensten stehen, er mag sie zum Guten oder Bösen nach freier Wahl verwenden:

Halt! bis Juan gewinkt. Dann aber zaudre nicht,
Verkörpert, wisse nichts von Mitleid oder Gnade,
Und blindlings folgend dem von ihm bestimmten Pfade,
Zermalm' ihn selbst mit deinem Felsgewicht! —

Die himmlischen Geister jedoch geben diesem Wesen noch eine andere Weisung:

Halt! höre das Gebot nun auch aus unsrem Munde:
Schwankt der Bethörte schon dem Rand des Abgrunds zu,
Dann sprich zu ihm noch einmal du
Der Warnung Wort in jener Schreckensstunde.
Den Schleier nimm hinweg von seinem Blick,
Laß den Betrug des Bösen ihn erfahren;
Nur wenn er sich auch da nicht wenden will zum Wahren,
Mag ihn ereilen sein Geschick.

Man sieht, wie sorgsam der russische Dichter bemüht gewesen ist, das ganze Material zu vergeistigen und harmonisch in die Dichtung zu verweben. Bei Tirso de Molina tritt das steinerne Standbild des Comthurs wie ein Deus ex machina in die Handlung ein; die späteren Bearbeiter haben vor dieser Gestalt wohl kaum einen Augenblick nachdenklich gestanden. Hier wird sie zu einem bestimmten Factor, zu einer mit Absicht und Bewußtsein handelnden Figur dramatisch verwerthet.

Die darauf folgende Scene zwischen Donna Anna und Don Juan ist so ergreifend schön und so psychologisch wahr, daß wir wünschten, sie hier ganz wiedergeben zu können. Anna ist allein, ihr wildbewegtes Herz läßt kaum der Sorge Raum für den Freund, der zum dritten Male gegangen ist, für sie sein Leben zu wagen:

Nicht meinen Freund befürcht' ich zu verlieren,
Ich fürchte nur, daß aus dem Kampfe wieder
Sein Gegner unverletzet gehen wird.
Versiegt in mir ist Mitleid und Erbarmen,

Digitized by Google

Erfaßt hat Er mich wie ein wilder Strom,
Von allem mir Verwandten mich gerissen.
Mit Furcht blick' ich in's Herz mir jetzt — in ihm
Ist keine Spur von dem, was einst gewesen,
Und eingezogen sind mir fremde Triebe
In die verheerte Stätte. Wehe! Wehe!
Sein Tod nur kann mir Ruhe wiedergeben.
Nicht hier, so lang er lebet, nicht im Kloster,
Vermag ich, nicht auf meines Vaters Grabe,
Nicht am Altar, zu weinen und zu beten! —

Da tritt Juan auf. Sie glaubt, es sei Octavio; sie sieht nur den Verkünder seines Todes. Mit sanften Worten naht er ihr, der ganz Erstarrten, und fragt sie, ob er Verzeihung von ihr hoffen kann, wenn sie die Kunde erhalte, daß er ihrem durch seine Hand gefallenen Freunde gefolgt sei. Nur nach und nach ringt sie sich von dem Zauber los, den das Erscheinen des ehemals Geliebten um ihren Körper wie um ihre Seele schlingt, dann bricht ihr Zorn in Donnerworten hervor:

Von meines Vaters Blute noch bespritzt,
Ermordet der Verruchte meinen Bruder,
Und kommt zu mir, sich seines Mords zu rühmen!
Und ihn verschlingt die Erde nicht! Ihn tödtet
Das Feuer nicht des Himmels! Blitzstrahl Gottes!
Zerschmettr' ihn! Falle nieder auf sein Haupt.

Doch Don Juan steht unerschüttert und ungläubig bei diesen Verwünschungen:

Weh', Donna Anna! Euer Rachefluch
Ertönt umsonst. — Klar ist der Himmelsbogen,
Es strahlt das Sternenheer, der Lorbeer duftet,
Die stille Nacht steigt feierlich herab.
Doch dort im Himmelsraum ist alles leer,
Dort wohnt kein Gott. — Wenn jetzt ein Donnerschlag
Herniederschmetterte — ich würde glauben:
Der Donner schweigt — ich glaube nicht.

Befremdend ist dem Mädchen die Verzweiflung des sonst so übermüthigen Spötters, bewegt hört sie ihn erzählen, wie er an der heiligen Macht der Liebe verzweifelnd, weil Keine ihm Wahrheit geboten, immer tiefer gesunken ist. Sie kann ihm nicht mißtrauen, wenn er ihr klagt, daß er im frohen Uebermuthe das einzige wahre Glück,

Digitized by Google

das ihm in dieser Welt genaht, nun selbst verscherzt habe. Sie sieht den einst Heißgeliebten zerknirscht und reuig vor sich; aber sie schaudert vor ihm zurück, denn er hat ihren Vater getödtet. In diesem Augenblick kommen die Diener der heiligen Hermandad in das Haus Donna Anna's, weil sie seine Spuren bis dahin verfolgt haben. Ihn ausliefern? ihn vor ihren Augen wegführen lassen? nein, das kann sie nicht; sie verbirgt ihn. Muthig weist sie den Hauptmann zurück, folgt den davongehenden Soldaten, so weit sie kann, mit den Augen, blickt dann nach Don Juan hin, wankt und ist im Begriffe zu fallen. Don Juan umfaßt sie, die Scene schließt.

Im ersten Rausche noch trifft Juan seinen Diener auf dem Kirchhof, und weil dieser den Ort besonders wegen der Bildsäule des Comthurs als unheimlich betrachtet, läßt er im tollen Uebermuthe den Comthur zum Abendessen laden. Genossen hat er, aber befriedigt ist er nicht; er fühlt, daß er sie und ihr Inneres nun doch nicht kenne und tröstet sich mit dem Gedanken, den er willkürlich hinstellt, daß ihm auch diese Seele nichts Neues hätte bieten können. Er behält Humor genug, um die Diener der heiligen Hermandad auf geistreiche Weise zu betrügen. Lustig beginnt er das Fest, das letzte, welches er auf spanischem Boden zu feiern gedenkt, und in einem Liede, welches für ihn charakteristisch ist, nimmt er von Spanien Abschied:

Still ist die Näh' und die Ferne,
Duftend in dunkelnder Nacht;
All die unzähligen Sterne
Halten am Himmel die Wacht;
Kosend im lieblichen Bangen,
Flüstern die Wellen nur kaum;
Spanien, schlummerumfangen,
Träumt einen wonnigen Traum!

Oefters im Leben, stets weiter
Freude zu suchen bereit,
Stahl ich auf schwankender Leiter
Mich von der schlafenden Maid.
Spanien! so dir entsagen
Will ich auch nächtlich nun hier,
Eilig, ohn' Abschied und Klagen,
End' ich mein Bündniß mit dir. —

Was im Traum mir erschien, hat die Wirklichkeit nicht;
Was nun soll ich? Was macht mir das Leben zur Pflicht?

Digitized by Google

Was bezweck' ich denn, wie sich's auch wende?
Such' nicht Zweck und nicht Sinn in dem menschlichen Sein;
Stürm' nur vor, wie aus sausender Schleuder der Stein,
Stürm' nur blindlings du fort bis an's Ende. ꝛc.

Donna Anna stört ihn auf in seinem sorglosen Gesange. Verwundert über ihr ernstes Wort, befragt er sie, warum sie vom Tode spräche. Ebenso einfach wie erschütternd sagt sie:

Ich hoffe, Don Juan, Ihr habet nicht
Geglaubt, daß ich am Leben bleiben würde.

Darauf ermahnt sie ihn zur Buße. Doch mehr von ihrer ganzen Erscheinung als von ihren Worten ergriffen, versinkt, indessen Anna ihn verläßt, er selbst in tiefes Grübeln. Er fühlt zum ersten Male, daß er wirklich liebt; seine Jugend, seine Ideale treten ihm wieder vor die Augen. Hören wir ihn noch einmal:

O wenn es ist? ... Wenn ich sie wahrhaft liebe! ...
Gleich einem Schleier fiel es vor mir nieder
Bei ihrem letzten Wort, und alles stellt sich
Mir anders dar. Als sie, so fest entschlossen,
Es nochmals sagte, daß sie sterben will,
Da fühlt' ich's in der Brust wie einen Riß,
Als hätt' ein Dolchstich mich in's Herz getroffen;
Auch jetzt noch bleibet dies Empfinden mir.
Was ist das? Ist's nicht Liebe? Was denn sonst?
Welch' mächt'ge Regung füllet mir die Seele?
O meine Jugend, bist du wieder da?
Verschwunden spurlos sind die Zweifel alle,
Ich glaub' auf's neue, wie ich einst geglaubt!
Dies Glück — ich trag' es nicht! — Ich ... Gott! o Gott!
Ich liebe sie! .. Dein bin ich, Anna, dein!
Wo bist du? .. Komm! .. Ich liebe dich! Ich liebe! ..

Wie er aber hinauseilen will, tritt ihm der Comthur entgegen, fordert ihn zur Reue auf, und erinnert ihn an sein Seelenheil. Doch zornig entgegnet ihm Juan:

Was soll die Seele dem, deß Liebe hin ist! —

Er liebt, er glaubt, er verachtet die Drohungen des Steinbildes; die himmlischen Geister stehen schützend für ihn ein, das Bild muß verschwinden. In einem Kloster bereitet sich Juan vor, seiner Geliebten bald nachzufolgen, und im Bewußtsein seiner Liebe fühlt er, daß er sterben muß, da sie gestorben ist, die ihm allein das Leben

Digitized by Google

möglich machen konnte. Unter dem Chorgesang der Brüder des Klosters schließt das Drama: die Tragödie ist dramatisch und psychologisch beschlossen.

Nicht ohne Absicht haben wir diese Dichtung, die, wir wiederholen es, im höchsten Grade berechtigt ist, allgemeines Aufsehen zu erregen, so viel uns statthaft erschien, in ihren Einzelheiten dargelegt. Die Vorzüge eines Dramas in Hinsicht scenischer, wie gedanklicher Entwickelung, in Hinsicht der Charakteristik, Schönheit und Reinheit der Diction treten auf diese Weise besser als durch willkürliche Reflexionen und langathmige, abstracte Commentare zu Tage. Rußland kann stolz auf einen Dichter sein, der sich eine ebenso interessante als würdige Aufgabe gestellt, und sie mit ebensoviel Formgewandtheit wie Gedankentiefe durchgeführt hat. Karoline v. Pawloff endlich, selbst eine russische Dichterin von hervorragendem und anerkanntem Talent, hat durch ihre sorgfältige Uebertragung, die unser Leser nach den mitgetheilten Stellen hinreichend beurtheilen kann, nicht nur um den Dichter, sondern auch um das deutsche Publikum sich ein wesentliches Verdienst erworben.

C. A.

Digitized by Google

Theaterzustände in Petersburg.

Unter den Städten Europa's, die in der Künstlerwelt eine glänzende Rolle spielen, nimmt St. Petersburg, seinen Verhältnissen und seinen Mitteln nach, eine der ersten Stellen ein. Noch immer gilt unsere Residenz für ein Californien der Künstler, und Berühmtheiten aller Art drängen sich nach der nordischen Palmyra, die eine ungewöhnliche Anziehungskraft auf sie übt. Auch besitzen wir eine bedeutende Zahl künstlerischer Kräfte und eine Reihe von großen Kunstinstituten. Unsere italienische Oper wetteifert mit der von Paris und London. Wir haben russische Oper und russisches Schauspiel, ein prachtvolles Ballet, französisches und deutsches Theater. Vor Kurzem wurde das Conservatorium eröffnet. Unabhängig von der Theaterschule besteht eine bereits früher gegründete Instrumentalklasse an der Kaiserl. Hofkirchensängercapelle. Wir haben einen philharmonischen und einen russischen Musikverein. Es wohnen bei uns einige Künstlercelebritäten ersten Ranges. —

Nach einer so volltönigen und vielsagenden Aufzählung möchte nun Jeder, der die Sache nicht genauer kennt, sich leicht einbilden, daß Petersburg im wahren Sinne eine Musikstadt ist, daß dramatische Kunst und Literatur bei uns in Blüthe stehen. Leider aber ist dem keineswegs so. Wir wollen gern zugeben, daß in letzter Zeit sichtliche Fortschritte geschehen sind. Doch das ist nur ein kleiner Anfang. Im Ganzen bieten unsere Kunstverhältnisse und namentlich unsere Theaterzustände ein trostloses Bild. Viel Prunk, reiche Mittel, ungeheuere Kosten — und bei guten Einnahmen ein beständiges Deficit.

Ich will es hiermit versuchen, Ihnen einen Ueberblick über diese Zustände zu verschaffen. Doch erwarten Sie keine zu tief eingehenden Details, keine ästhetische Kritik der bei uns zur Darstellung gelangenden Werke oder der betreffenden Darsteller, womit ich die mir zugewiesenen engen Grenzen weit überschreiten müßte. Ich gebe Ihnen eben nur eine allgemeine Skizze. Dabei soll keine andere Rücksicht, als die der strengsten Wahrhaftigkeit mich leiten. Das Gute werde ich mit Freuden anerkennen, aber die Kehrseite in keiner Weise, irgend einem falschen Localpatriotismus zu Liebe, bemänteln. Immer und überall ist man nur auf dem Wege der Wahrheit zu fruchtbaren Resultaten gelangt.

Digitized by Google

Und nun zur Darlegung der Thatsachen, für deren Richtigkeit ich einstehe.

Vor allem drängt sich die Frage auf: Warum ist bei so vortrefflichen Mitteln die Lage unserer Theater, wenn nicht geradezu armselig, doch auch keinesfalls glänzend zu nennen? Warum bleibt in einer Zeit, wo Rußland auf allen Gebieten so rasche Fortschritte macht, nur unsere dramatische Kunst zurück? Der Grund ist nicht schwer aufzufinden. Während anderweit bei uns alle möglichen Reformen vor sich gehen, ist unsere Theateradministration, ist die Richtung der Persönlichkeiten, von denen mehr oder weniger die Entwickelung unserer Kunstzustände abhängt, unverändert geblieben; hier ist noch alles im alten Gang, bewegt sich noch alles nach der althergebrachten Routine, welche man den Zeitverhältnissen gemäß längst hätte abthun sollen.

Unsere Musentempel und ihre Priester unterliegen noch jenem trockenen Formalismus einer gewissen, leider nur zu umfassenden Sphäre des russischen Lebens, den bei uns das Wort „Beamtenthum“ in seiner ganzen erschreckenden Bedeutung kennzeichnet. Selbstverständlich aber verträgt die Kunst, die ihre veredelnden Wirkungen nur in voller Freiheit entfalten kann, am wenigsten dies bureaukratische Regiment. Sowohl die administrative wie die artistische Leitung unserer Theater ist vorzugsweise in den Händen von Beamten, die von den höheren Zwecken der Kunst keinen Begriff haben und zum Theil noch tief in den Gewohnheiten des alten Systems der Corruption befangen sind. Gegen dieses System hat sich endlich die Gesellschaft mit dem Aufschrei lang unterdrückten Unwillens erhoben; gegen dieses System führen jetzt alle Organe der Oeffentlichkeit einen siegreichen Kampf: aber noch hat es in einzelnen Rückschrittsmännern seine hartnäckigen Vertreter, und von solchen sind bei uns die Tempel Melpomenens und Thaliens noch nicht gesäubert. Dazu kommt, daß die gesammte Theaterverwaltung in einer höchst schädlichen Weise centralisirt ist. Alles hängt von einer einzigen Person ab, die in der Regel bei Hofe eine hohe Stellung einnimmt, oder eine der obersten Stufen auf unserer bureaukratischen Rangleiter, aber für die Kunst weder Beruf noch Verständniß hat und daher nicht im Interesse derselben, sondern nach Willkür und Laune handelt. Ich will damit Niemandem zu nahe treten; es giebt unter diesen Persönlichkeiten gewiß sehr achtungswerthe und in anderm Wirkungskreise hochverdiente Männer. Aber das Theater betrachten sie einerseits als bloße Vergnügungsanstalt, nicht als Stätte der Volksbildung, anderseits als einen Gegenstand des Luxus, weshalb sie auch nur auf Luxus bedacht sind und sich lediglich um den äußern Glanz kümmern*). Es ist nichts dagegen zu sagen, daß

*) Ist es bei den deutschen Hofbühnen etwa anders? Hier tritt freilich noch eine Rücksicht hinzu, die über alles geht: die Cassenrücksicht. D. Red.

Digitized by Google

die Etiquette zum Chef der Hoftheater eine hochgestellte Person vom Hofe verlangt. In repräsentativer Hinsicht möchte man sich das gerne gefallen lassen. Die hohe Stellung eines solchen Mannes bietet sogar mancherlei Vortheile — vorausgesetzt, daß er zwei Eigenschaften hat: Reichthum und guten Willen. Sein Einfluß kann die materiellen Interessen der Anstalt, an deren Spitze er steht, nur fördern, sein Ansehen Mißbräuchen der Verwaltung steuern. Nur müßte er die rein künstlerische Leitung ausschließlich erprobten Fachmännern übergeben, die auch dafür die volle Verantwortlichkeit hätten. Doch bei uns war der Director bis jetzt Alleinherrscher und handelte aus unbeschränkter Machtvollkommenheit. Alles entschied er, nur er — und Gunst, Stimmung, augenblickliche Wallung waren oft die einzigen Motive seiner Entscheidung. Er engagirte eine Schauspielerin, weil sie ihn zu interessiren gewußt, brachte Stücke zur Aufführung, weil er sich an ihnen ergötzte. Was kümmerte ihn das Publikum! Und die Kunst? L'art c'est moi! So war es bis in die jüngste Zeit.

Auf den Wirkl. Geh. Rath Gedeonow, einen bei der Mehrzahl der Bühnenmitglieder beliebten Mann, der im Laufe von zwanzig Jahren vielfache, wenn auch mehr praktische Erfahrung sich erworben hatte, folgte als Director der Kaiserlichen Hoftheater der Geh. Rath und Hofmeister Saburow. Ein vornehmer und reicher Herr, der seinen Willen als oberstes Gesetz hinstellte. Er mochte es vielleicht nach seiner Art auch recht gut meinen; aber der heitere Lebemann, das Schooßkind des Glückes, nahm das Theater nicht sowohl für ein ernstes Geschäft als für eine Quelle seines Privatvergnügens. Er ließ wohlbegründeten Rath unbeachtet und lieh Schmeichlern sein Ohr, welchen denn auch der erschreckende Verfall unseres Theaters bald trefflich zu Statten kam. Von den Großthaten dieser Direction wäre viel zu erzählen; wir beschränken uns aber auf ein paar Beispiele von der maßlosen Verschwendung, die mit willkürlichen und unsinnigen Engagements Hand in Hand ging. Ein französischer Possenreißer bekam für eine Saison 60,000 Fr. Maëstro Verdi wurde nach Petersburg berufen, um eine Oper in Scene zu setzen, die der Direction über 100,000 Fr. kostete, sich als ein äußerst mittelmäßiges Werk erwies und fast vollständig Fiasco machte*) — während wir für 3000 Fr. die beste Partitur haben können! Bei Entlassungen machte sich eben solche Verleugnung oder Mißkenntniß aller wahren Kunstinteressen geltend, wie bei Engagements. Der Director aber, dem Niemand zu widersprechen wagte, wurde seinestheils, während er unbeschränkt zu herrschen glaubte, auf Schritt

*) Diese Thatsache ist nun von allen Seiten constatirt und steht in vollkommenem Widerspruche zu den Berichten, welche einen vorurtheilsfreien Musikkritiker veranlaßten, in Heft 2 unserer „Russischen Revue" seine Meinung über den Einfluß Verdi's in Rußland darzulegen. D. Red.

Digitized by Google

und Tritt beherrscht: bald von der Beredsamkeit einer Primadonna, bald von dem Zauber einer Tänzerin, bald von der Schmeichelzunge eines primo tenore — am meisten jedoch von dem Factotum der Verwaltung, einem Beamten, der unter dem Schein unbedingten Gehorsams gegen den Herrn Director sich des ganzen Regiments bemächtigte und alles und Jedes unter seine Hände bekam. Die Folge war für die so reich dotirten Kunstanstalten: finanzieller wie künstlerischer Ruin.

In solchem Zustande fand unser Theater der neuernannte Generaldirector Graf Alexander Borch, ein Mann von edler Gesinnung und den besten Vorsätzen, Feind aller Intrigue und Ungerechtigkeit, aber noch zu wenig vertraut mit den äußeren und inneren Bedingungen eines so complicirten Organismus, wie die Theaterwelt. Es ist nicht zu verkennen, daß er redlich bemüht ist, dem Uebel abzuhelfen; aber all diese Bemühungen müssen fruchtlos bleiben, so lange er von Leuten des alten Regimes umgeben ist und die artistische Leitung nicht Fachmännern anvertraut*). Wir erwähnten des einflußreichsten Mannes bei unserer Theaterverwaltung, der, anscheinend nur ein gehorsamer Vollstrecker der Befehle seines Vorgesetzten, factisch die ganze Herrschaft ausübte. Es ist dies der sogenannte Repertoirechef. Wollen Sie einen Begriff haben, welche Machtbefugnisse sich unter diesem Namen bergen? Der Repertoirechef bestimmt das gesammte Repertoire der verschiedenen Bühnen und die Thätigkeit sämmtlicher Mitglieder derselben. Er leitet das russische, französische und deutsche Schauspiel, die russische und italienische Oper, das Ballet. Er vertheilt die Rollen, ordnet die Proben an, entscheidet über die Anstellung der Debütanten. Von ihm hängt die Verwendung der gegenwärtigen und zum Theil die Ausbildung der künftigen Bühnenkräfte ab — denn er ist zugleich der oberste Beamte an der Theaterschule. Sollte man nicht meinen, daß wer

*) Er hat damit im Einzelnen auch schon den Anfang gemacht. Graf Borch ist erst kurze Zeit im Amte; und sollen wir nach dem Eindruck urtheilen, den wir neulich von einer persönlichen Begegnung mit dem Grafen davon getragen, so darf man von seiner ernsten, ruhigen, besonnenen Würdigung einer Aufgabe, die er nicht ohne Scheu übernommen, sich einen, wenn auch nicht zu raschen, doch sichern und gedeihlichen Erfolg seiner Thätigkeit versprechen. Jetzt schon eine gründliche Abhilfe von ihm zu erwarten, wäre eine zwar leicht erklärliche und verzeihliche Ungeduld, die wir aber unserm Referenten am wenigsten zutrauen mögen. Verhältnisse, wie die hier geschilderten, liegen uns, wenn auch unter anderen Formen, in Deutschland sehr nahe. Wer aber mit dem „complicirten Organismus der Theaterwelt" vertraut ist, weiß, wie schwer, ja, wie es oft geradezu unmöglich ist, hier altgewurzelte Uebelstände sofort zu beseitigen. In jedem Falle kann ein eben erst antretender Chef nicht eher vorschreiten, nicht eher einen Wechsel von Personen und Dingen vornehmen, als bis er sich selbst gehörig orientirt und sowohl das Alte, das zu entfernen, als das Neue, das an dessen Stelle zu setzen ist, allseitig kennen gelernt und geprüft hat. D. Red.

Digitized by Google

eine solche Riesenaufgabe bewältigt, ein Mann von höchst genialer Begabung, von staunenswerther Vielseitigkeit, eine lebendige Encyklopädie der Wissenschaften und Künste sein müsse? Wohlan denn, fassen wir den Träger dieser ausgedehnten Macht ein wenig in's Auge. Es ist derselbe noch, von dem wir sprachen. Wenn ich seine Persönlichkeit hier nicht unberührt lassen kann, so wird dies Keiner für einen persönlichen Ausfall nehmen. Es handelt sich eben nur im Interesse der Kunst, um die Beleuchtung einer Wirksamkeit, die von unberechenbarer Tragweite ist und bei der Unsicherheit, die begreiflicher Weise die ersten Schritte jeder neuen Direction begleitet, für den Augenblick wenigstens leicht noch größere Dimensionen annehmen kann.

Was ist also eigentlich unser Repertoirechef?

Vor allen Dingen ein Wirklicher Staatsrath.

Aber welchen Zusammenhang hat er mit der Kunstwelt?

Er hat einige französische Vaudevilles übersetzt und bearbeitet, ein paar Romanzen componirt. Darauf beschränkt sich seine ganze literarische und künstlerische Thätigkeit. Von fremder Literatur besitzt er gar keine Kenntniß — er, der das Repertoir der französischen und deutschen Bühnen zu bestimmen hat. Er verfährt dabei nach ganz absonderlichen Principien, zu deren Ausführung ihm dienstwillige und nicht eben sachkundige Regisseure untergeordnet sind. Nicht anders geht es an der Theaterschule her. Die Ergebnisse einer solchen Ordnung der Dinge bedürfen kaum einer weitern Untersuchung; sie sind leicht zu errathen. Zunächst machen sich in allem Monopole geltend; auf jedem Schritt besondere Privilegien, zu denen am öftersten die Mittelmäßigkeit und Charlatanerie auf Kosten der wirklichen Talente gelangt. An die persönlichen Privilegien knüpft sich das Rollenmonopol, das den Inhabern auch materielle Vortheile in Ansehung der Gagen, Spielhonorare u. s. w. gewährt. Die Vertheilung der Rollen richtet sich nicht nach den Fähigkeiten der Schauspieler, nicht einmal nach ihrem Fach, sondern nach ganz eigenen Gesichtspunkten der Regisseure, die hierbei nur mit den Augen des Repertoirechefs sehen. Daher die klägliche Besetzung der Stücke. Eine Rolle, welche der und der Schauspieler, die und die Schauspielerin einmal erhalten, bleibt deren Eigenthum auf die ganze Lebens- und Dienstzeit, so daß wir diejenigen, die vor zwanzig Jahren jugendliche Liebhaber und Liebhaberinnen gespielt, dieselben noch jetzt spielen sehen*). Sie werden

*) Auch in Deutschland hat das leidige Rollenmonopol es dahin gebracht, daß man von manchem Hoftheaterdirector in Betreff der von ihm beschäftigten Liebhaber und Liebhaberinnen sagen kann: „Was grau für Alter ist, das ist ihm göttlich." Der ausschließende Rollenbesitz, gleichviel ob in Folge persönlicher Vergünstigung oder contractlicher Verpflichtung, wird immer der Feind aller lebendigen Entwickelung und Ausbildung der Bühnenkräfte bleiben, die Gesicherten lässig machen, die Aufstrebenden niederhalten. D. Red.

Digitized by Google

sie bis an ihr Ende spielen, falls ihnen nicht ein neuer Günstling den Rang abläuft. So verkehrt, wie die Besetzung, ist meist auch die Ausstattung. An äußerm Prunk fehlt es natürlich nicht. Kostspielige Decorationen, blendende Costüme, aber weder im Geiste der Zeit noch im Charakter der Handlung. Was Wunder! Die Herren, die sich damit beschäftigen, haben weder Geschichts- noch Literaturkenntniß. Die zur Darstellung gelangenden Stücke werden in aller Hast gelernt; denn an jeder der verschiedenen Bühnen bringt jede Woche Benefize, die selbst Schauspielern dritten Ranges gewährt sind, und jeder Beneficiant hat das Recht, eine Novität zu bringen. So verdrängt ein Stück das andere; für keines gewinnt man Zeit zu einer sorgfältigen Behandlung, für keines einen dauernden Platz im Repertoire. Stücke, die mit großem Kostenaufwand in Scene gesetzt werden, müssen nach ein paar Vorstellungen wieder verschwinden und den sich drängenden Benefiznovitäten weichen. Und was sind das meist für Novitäten! Zu seinem Benefiz darf ein Schauspieler wählen, was ihm beliebt, sei es das unsinnigste Zeug. Die Hauptrolle darf er für sich in Beschlag nehmen, ob er sie spielen kann oder nicht; der für dieselbe wirklich geeignete Darsteller muß zurücktreten.

Wie wenig für die Förderung der vaterländischen dramatischen Production geschieht, zeigt ein Blick auf die Zusammensetzung des Prüfungscomités, welches über die Annahme der Stücke am russischen Theater entscheidet. Präsident ist auch hier der Repertoirechef; Beisitzer ein paar Journalisten, deren Votum von den engherzigsten Cliquen- und Parteirücksichten bestimmt wird, und einige Schauspieler, die, wie allerwärts, nur für ihre Rollen Interesse haben. Die Entscheidungen eines solchen Comité's liegen auf der Hand. Oft werden gute Stücke zurückgewiesen, wie z. B. von unserm Ostrowsky, unstreitig dem volksthümlichsten Lustspieldichter, den wir gegenwärtig besitzen — während bare Trivialitäten, melodramatische Gaukeleien der französischen Schule dem Publikum vorgeführt werden, das auf diese Weise an den gröbsten Sinnenkitzel verwöhnt, für ein Werk von tieferm Gehalt keine Theilnahme mehr hat. Die Zugstücke der Pariser Boulevardsbühnen, Vaudevilles und Possen beherrschen unser russisches Nationaltheater!

Doch es würde uns zu weit führen, wollten wir auf alle schreienden Mißstände unserer Hofbühne eingehen. Trotz so verschwenderischer Mittel, trotz eines so zahlreichen Personals, worunter die aus dem Auslande berufenen Künstler zum Theil ganz enorme Gagen beziehen — diese ewigen Stockungen, diese endlosen Verlegenheiten, diese dürftigen Leistungen, die in gar keinem Verhältniß zu den aufgewendeten Kosten und in Bewegung gesetzten Kräften stehen! Und dann welche Verschleppung der kleinsten Dinge durch den Instanzenzug vom Schauspieler zum Regisseur, vom Regisseur in's Bureau, vom Bureau zum Repertoirechef, vom Repertoirechef zum

Digitized by Google

Director! Ein Heer von Beamten — und für keinen präcise, klare Vorschriften, die seine Obliegenheiten bestimmen.

Genug von diesem Treiben, das nicht länger mehr so bestehen kann. Die allgemeine Stimme verlangt immer lauter und lauter eine durchgreifende Reform, und wir zweifeln nicht, daß Graf Borch die Nothwendigkeit einer solchen einsieht, daß er ernstlich damit umgeht, sie in's Werk zu setzen. Nur wünschen wir ihm weniger Langmuth und schonungsvolle Nachsicht, obgleich sie seinem Herzen sicher zur Ehre gereicht. Mit Einem Schlage muß dem bisherigen Unwesen ein Ende gemacht, und eine neue, den Zwecken der Kunst entsprechende Ordnung in allen Zweigen der Verwaltung eingeführt werden.

Gleich mit der Theaterschule wäre zu beginnen. Fragen wir, was die Theaterschule bezweckt. Soll sie die jungen Leute zu gewandten Schauspielern abrichten? Wir kennen nichts Unerquicklicheres als dressirte Schauspieler. Pedantismus und Routine sind die ärgsten Feinde des Talentes. Der innere Trieb wird durch doctrinäre Gewaltsamkeit eher erstickt als geweckt. Keine Theaterschule vermag Talente zu pflanzen; das Einzige, was sie erzielen kann, ist eine gewisse technische Vorbereitung. Hierbei ist auf das Naturell und die Fähigkeiten der Zöglinge die größte Rücksicht zu nehmen; man darf weder der Ausbildung des Organs Gewalt anthun, noch Gang, Gesten u. s. w. mechanisch einlernen. Mit einem Worte, die Theaterschule darf keine Automaten schaffen. Bei uns aber bringt sie nicht viel Anderes zu wege. Die Debütanten aus unserer Theaterschule zeigen keine Spur von Natürlichkeit; Betonung, Bewegung, jeder Schritt — alles erscheint ängstlich studirt. Bei vielen, namentlich der Schülerinnen, ist bereits eine Ermüdung der jugendlichen Stimmen wahrzunehmen — in Folge übermäßiger Anstrengung durch den Unterricht. Sie lesen ihre Rollen ohne Verständniß ab; ihr Organ ist oft falsch ausgebildet, und die meisten sprechen durch die Nase. Unsere Theaterschule nimmt alljährlich eine bedeutende Zahl von Kunstjüngern auf. Wie manche darunter erregen glänzende Hoffnungen — und warum geht so wenig in Erfüllung? warum wird mit all dem Aufwand fast gar nichts erreicht? Darauf können wir immer wieder nur antworten: die Schuld liegt hauptsächlich an der Beamtenwirthschaft.

Freilich dünkt uns, daß auf Theaterschulen überhaupt nicht viel zu geben ist. Das Talent bricht sich immer selbst Bahn; die sicherste Schule für den Schauspieler ist die Bühne, die beste Lehre — das Leben.

An unserer Theaterschule besteht auch eine Musikklasse. Die Lehrer an derselben sind großentheils Berühmtheiten und Virtuosen: für den Gesang Herr Ricci; für Instrumentalmusik die Herren Dreyschock, Wieniawski, Cavallini, Ciardi und Schubert. Noch wüßten wir aber nicht, daß aus dieser Klasse viel brauchbare Sänger und Musiker hervorgegangen.

Digitized by Google

Herr Ricci quält unbarmherzig die jungen Stimmen ab, um italienisirende russische Sänger hervorzubringen. Was ist von dem Italiener auch Anderes zu erwarten? Aber der russischen Oper ist hieraus noch nicht der geringste Gewinn erwachsen. Die Theaterschule soll uns keine Virtuosen, sondern tüchtige Musiker für das Orchester liefern — und dazu brauchen die Lehrer nicht eben Berühmtheiten zu sein.

Das Einzige, was bei uns wirklich gedeiht und wozu die Theaterschule wesentlich beiträgt, ist das Ballet. Es wäre daher zu wünschen, daß sich dieselbe bis zu ihrer gründlichen Umgestaltung auch nur auf die Tanzklasse und die Ausbildung von Musikern für das Orchester beschränkte.

Ein großer Uebelstand ist ferner, daß eine Menge talentloser junger Leute unter den Pensionären der Theaterschule Aufnahme finden. Diese auszuschließen, ist nicht nur im Interesse des Theaters, sondern der jungen Leute selbst dringend geboten, die ihre schönsten Jahre besser verwenden könnten, während sie hier dieselben nutzlos hinbringen und durch die Wahl eines Faches, für das sie keinen Beruf haben, einer höchst traurigen Existenz entgegengehen. Als Pensionäre sollten nur diejenigen der Externen aufgenommen werden, deren glänzende Begabung keinem Zweifel mehr unterliegt. Dann aber sollte auch der Pflichtdienst wegfallen, welcher den Pensionären zum Entgelt für ihre Ausbildung in der Anstalt auferlegt ist. Dieser Pflichtdienst ist eine Last sowohl für das Theater als für die Pensionäre. Die Theaterdirection ist gezwungen, alljährlich so und so viel aus der Anstalt entlassene Zöglinge anzustellen, die sie nicht zu beschäftigen weiß, aber doch unterhalten muß. Im Ganzen verschlingt das eine ansehnliche Summe Geldes, die völlig nutzlos geopfert wird; und doch ist der Gehalt der Einzelnen so gering, daß die unglücklichen Theaternovizen davon nicht existiren können. So ist diese Pflichtanstellung beiderseits nur drückend. Wozu auch dieser Zwang? Ein talentvoller Schauspieler wird ohnehin die Bühne nicht verlassen. Sorge man lieber dafür, daß die wirklich Beschäftigten von Anfang an eine ruhige Existenz haben und nicht im Kampf mit Noth und Entbehrung ihre Kräfte aufreiben. An unserm Theater bekommen Anfänger oft nur 20 R. S. monatlich. Damit ist bei uns kaum der dürftigste Lebensunterhalt zu erschwingen, geschweige denn anständige Kleidung u. s. w. „Die Kunst geht nach Brod" — das ist richtig; wenigstens hält ohne Brod keine Kunstbegeisterung vor. Hinsichtlich der russischen Künstler existiren bei uns noch seltsame Bestimmungen. Die Gagen der Ausländer sind fabelhaft; aber für einen russischen Schauspieler ist das vorschriftmäßige Maximum 4000 Rub. Banko (nach alter Währung) — also 1143 R. S., womit keine großen Sprünge zu machen sind. Auch die Engagements auf zwanzig Jahre dürften sich wohl endlich, insbesondere bei Sängern, Sängerinnen und Tänzerinnen, als höchst unpraktisch erwiesen haben.

Digitized by Google

Was wir noch als einen der Hauptmängel unserer Theaterschule hervorheben müssen, ist, daß sie die Allgemeinbildung ihrer Zöglinge durchaus vernachlässigt. Die meisten verlassen die Anstalt, mechanisch auf ihr Handwerk eingeübt, aber aller für das Leben nothwendigen Kenntnisse entbehrend, ja, kaum des Lesens und Schreibens ordentlich kundig. Was ist von so völlig ungebildeten Leuten für die Kunst zu erwarten? Der Schauspieler muß in Literatur und Geschichte bewandert sein, muß außer seiner Muttersprache wenigstens noch eine fremde Sprache kennen, muß überhaupt einen bedeutenden Grad geistiger Entwickelung erreicht haben; wie will er sonst künstlerische Aufgaben erfassen, durchdenken, gestalten! Wenn die ausschließende Beschäftigung mit der Technik beim Musik- und Tanzunterricht im Anfange unerläßlich erscheinen mag, so ist sie bei der Vorbildung für das Schauspiel entschieden zu verwerfen. Hier, ich wiederhole es, ist zunächst auf allgemeine Geistesbildung, auf Anregung zu selbständigem Nachdenken, zu eigenem, natürlichem Empfinden hinzuwirken. Nicht um Nachdeklamiren, sondern um ein geistiges Durchdringen des Inhaltes, um einen durch inneres Verständniß beseelten Vortrag muß es sich bei den Recitationsübungen der Schüler handeln. Wie aber an unserer Theaterschule Deklamation und Gesten einstudirt werden, macht man aus den Schülern bloße Marionetten; und in der That auf Marionettenkomödien laufen die Probeaufführungen hinaus, mit denen auf einer zu diesem Behufe an der Theaterschule vorhandenen kleinen Bühne eine leere Schaustellung der Schüler getrieben wird. Was könnten diese Probeaufführungen für wirklichen Nutzen stiften, wenn sie eben nur als praktische Uebungen behandelt würden, geleitet von Sachkundigen, die dabei einen richtigen Einblick in die Eigenthümlichkeiten der Schüler gewännen und hiernach deren Vorbildung für ein bestimmtes Fach entschieden! Auch diese für die Zukunft des angehenden Schauspielers so wichtige Entscheidung ist jetzt der Willkür und Laune von Leuten überlassen, die weder an das Wohl der ihnen anvertrauten Zöglinge noch an deren Beruf denken.

Woran aber denken sie? An nichts als sich selbst. Der persönliche Vortheil ist überhaupt das einzige Ziel in unserm ganzen Theatertreiben. Die Beamten verfolgen es auf Wegen, die, wie nicht erst gesagt zu werden braucht, nicht immer die geraden, nicht immer die des Rechtes und Gesetzes sind. Bei den Bühnenmitgliedern wird die Habsucht durch Gewährung theils der vielfachen Benefize, theils der zahlreichen Spielhonorare auf Kosten ihrer künstlerischen Interessen genährt. Daß die Benefize das Repertoire stören und herunterbringen, die Direction beeinträchtigen, das Publikum brandschatzen, ohne es durch irgend einen Kunstgenuß zu entschädigen, bedarf keines weitern Nachweises. Die Spielhonorare scheinen sich auf den ersten Blick als Sporn für den Fleiß der Darsteller und wohlverdienter Lohn dafür zu empfehlen; aber auch sie sind von großem Nachtheil. Sie

Digitized by Google

erzeugen eine Spielwuth, die weit entfernt ist von künstlerischem Fleiß; sie bedrängen die Regie, die persönlichen Zumuthungen nicht immer widerstehen kann; sie kosten der Direction große materielle Opfer und erschweren ungemein die Besetzung personenreicher Stücke. Denn entweder man beschäftigt dabei die bessern Mitglieder, die sämmtlich Spielhonorar erhalten — dann summt sich das letztere zu einer Höhe, welche bisweilen die Einnahme des Abends übersteigt; oder man spart die Spielhonorare, indem man so viel Rollen als möglich untergeordneten Kräften anvertraut, und dann leidet das Ensemble. Aus alle dem ergiebt sich, wie wünschenswerth eine Reduction, ja sogar eine vollständige Beseitigung der Spielhonorare ist. Für den Kunsteifer sollte man sich nach idealeren Bürgschaften umsehen. Schauspieler, die sich zu ihrer Aufgabe nur durch Spielhonorar aufmuntern lassen, gleichen den Kindern, die man mit einem Pfefferkuchen belohnt, wenn sie ihre Lection gut gelernt haben. An solchen Künstlern ist nichts gelegen.

II.

Werfen wir jetzt einen Blick auf die Verhältnisse der einzelnen Bühnen unserer Residenz.

Ich beginne mit der russischen. Seit einiger Zeit giebt der Zustand derselben, namentlich in Betreff des Schauspiels zu immer häufigeren Klagen Veranlassung: über die Einförmigkeit des Repertoires, den Mangel an guten Schauspielern u. s. w. Diese Klagen sind nur zu sehr gegründet; allein sie führen zu nichts, wenn man sich nicht klar gemacht, woran die Schuld liegt, und ob der Sache abzuhelfen ist.

Täglich ist russisches Schauspiel im Alexandertheater und dreimal die Woche im Marientheater. Die Beschaffenheit des Repertoires habe ich oben bereits angedeutet. So selten, wie der Name Ostrowsky's, erscheint hier der unseres genialen Gogol, und als ein ganz ausnahmsweises Ereigniß ist es anzusehen, wenn uns einmal Shakespeare da begegnet. Aus der Fluth französischer melodramatischer Machwerke, die unsere Bühne überschwemmt, taucht wohl hin und wieder eine neuere russische Komödie auf, wie die des Herrn Diatschenko „Nicht der Erste und nicht der Letzte", ein recht brauchbares, obgleich von gewisser Seite unendlich überschätztes Stück. Allein im Ganzen giebt die russische Bühne kaum ein Lebenszeichen mehr von unserer dramatischen Production. Wir haben uns oft gefragt: woher dies? woher, selbst angenommen, daß die dramatische Muse bei uns gänzlich verstummt wäre, diese Armuth des Repertoires? Fehlt es wirklich an neuen Stücken, so lassen sich doch noch ältere finden, die weit interessanter und werthvoller sind, als die Trivialitäten, die uns in Einem fort aufgetischt werden; so bieten die Werke Shakespeare's, Schiller's und Anderer, die wir in guten Uebersetzungen uns zu eigen gemacht, die Lustspiele

Digitized by Google

Gogol's, Ostrowsky's und einige wohlgelungene Producte der letzten Zeit doch noch ein reichhaltiges und abwechselndes Repertoire.

Wenn übrigens die dramatische Production bei uns stockt, so ist das keineswegs zu verwundern. Nicht nur, daß ihr alle Förderung gebricht; sie ist von allen Seiten eingeschränkt und gehemmt. Materiellen Lohn hat ein dramatischer Autor bei uns auch dann nicht, wenn er einen noch so glücklichen Wurf gethan, wenn sein Werk Gnade gefunden vor der Censur, Gunst in den Augen der Direction und Beifall beim Publikum. Aber wie manche gute Bühnenarbeit gelangt nicht einmal zum Druck, und wie manche, die zum Drucke zugelassen, wird nicht zur Aufführung angenommen! Da sind erst Bedenken zu überwinden, die oft den seltsamsten Grund haben, und Bedingungen zu erfüllen, die nur bei einem Prüfungscomité, wie das jetzt bestehende, sich erklären lassen.

Einen großen Theil der Schuld trägt aber auch das Publikum, welches seinerseits unser Repertoire in die französische Melodramatik hineindrängt. Es ist Thatsache, daß die kläglichsten Producte derselben vor ausverkauften, die besten Lustspiele Ostrowsky's vor leerem Hause gespielt werden. Trauriges Zeugniß für den Geschmack des Publikums! Aber das Theater kann ohne Einnahmen nicht bestehen — und was bleibt der Direction übrig, als dem Publikum seine Lieblingsstücke vorzuführen!

Allein sollen wir denn ewig von dem Pariser Boulevardsgeschmack uns beherrschen lassen? Wann endlich soll unser Theater seinen wahren Zweck erreichen, eine ästhetische und moralische Bildungsanstalt für das Volk zu werden? Wann endlich erhalten wir ein Nationaltheater im vollen Sinne?*) Der Versuch muß nun doch einmal gemacht werden; und jeder erste Anfang ist mühevoll, erheischt Opfer. Könnte man nicht das Publikum des Alexandertheaters nach und nach an ein ordentliches Repertoire gewöhnen? Wie, wenn man z. B. damit anfinge, den Melodramen kleine Stückchen von gesundem Kern folgen zu lassen? Wie, wenn man Dramen aus dem Volksleben zu beschaffen suchte, die immerhin noch stark mit Effecten gewürzt sein möchten, aber doch wenigstens den Blödsinn ausschlössen? Ich bin überzeugt, daß eine Preisausschreibung der Direction zu solchen Stücken

*) Wie viel Versuche „den Deutschen ein Nationaltheater zu verschaffen" sind seit Lessing gemacht worden! Unser größter Kunstkritiker schloß seine Dramaturgie mit dem Ausdruck schmerzlicher Enttäuschung über diesen „gutherzigen Einfall", wir aber sind so weit gekommen, uns solche fromme Einfälle nicht mehr zu Herzen zu nehmen und solche Enttäuschungen zu sparen. — Wenn der geehrte Referent aus Petersburg dies bedenkt, so wird er sich wohl ein wenig bescheiden, sich in Geduld fassen; und sollte es ihm weh thun, sich zu überzeugen, daß seine Forderungen doch zu sanguinischer Natur sind, nun dann beruhigt er sich vielleicht mit dem alten Ausspruch: Solamen miseris, socios habuisse malorum.

D. Red.

Digitized by Google

verhelfen würde. Auch möchte zum Besten der Volksbildung dann und wann von den Cassenvortheilen abgesehen werden; und die Direction brauchte sich daraus um so weniger ein Gewissen zu machen, als gerade das russische Theater bis jetzt die bedeutendsten Einnahmen hatte, mit denen oft sogar das Deficit der andern Bühnen ausgeglichen wurde. Ja, wenn einmal Oekonomie gemacht werden soll, so ließen sich am Ende auch die enormen Kosten der italienischen Oper und des französischen Theaters ein wenig reduciren. Nicht daß ich mich etwa zu dem kühnen Gedanken versteige, wir könnten die Italiener und Franzosen entbehren; ich kenne zu gut die Allgewalt der Mode, um dergleichen in mir aufkommen zu lassen. Aber die 100,000 Fr., mit denen unsere Direction den Ruhm erkaufte, Verdi's „Forza del destino" zuerst auf die Bühne gebracht zu haben, waren jedenfalls weit besser für das russische Schauspiel zu verwenden. Denn die Verdi'sche Oper später und dafür um so viel wohlfeiler zu erlangen, wäre kein Unglück für unser Publikum gewesen; ja, es fragt sich, ob dieses nicht sehr gern auf den Genuß derselben völlig verzichtet hätte.

So ganz ohne Sinn für das Bessere ist das Publikum doch nicht. Kann es dafür, daß man es mit französischen Schauer- und Rührdramen großgefüttert, daß es ohne die Ingredienzien dieser Dramen sich kein Stück mehr zu denken vermag? Und doch hat es ein Bedürfniß nach Poesie. Nicht das gebildete Publikum allein war es, das bei jeder Darstellung des Hamlet das Haus füllte. Gebe man der Masse nun öfter poetische Anregung; sie hat sicher die Fähigkeit, sich auch an das Gute zu gewöhnen.

Nicht viel Günstigeres, als über das Repertoire der russischen Bühne, können wir zu unserm Bedauern von den darstellenden Kräften derselben sagen. Der bei weitem größere Theil erhebt sich nicht über die Mittelmäßigkeit. Die meisten haben nichts als Routine; Einige sind nicht ohne Talent, aber sie buhlen zu sehr um den Beifall der Gallerie und geben sich der gröbsten Effecthascherei hin. Die jüngeren Schauspieler stehen noch ganz unter dem Einfluß des pedantischen Theaterschulunterrichtes, und in ängstlicher Attitüdensucht entfernen sie sich mehr und mehr von der Naturwahrheit, der edelsten Aufgabe der Kunst. Hingegen ist jugendlichen Talenten, die nicht zu den Zöglingen der Theaterschule gehören, die Bühne nur schwer zugänglich. Die letzteren werden, auch bei geringerer Begabung, stets vorgezogen, weil die Direction verpflichtet ist, sich der Theaterschüler anzunehmen. Alles das lähmt einen wirklichen Aufschwung. Je weniger wir aber Gelegenheit haben, auf besonders nennenswerthe Mitglieder unserer russischen Bühne in diesem Augenblick hinzuweisen, desto freudiger verweilen wir bei einem Namen, dessen Glanz alle anderen überstrahlt: bei dem unseres genialen Samoilow. Dieser Name ist in den Annalen des russischen Theaters längst berühmt; denn er gehört einer Künstlerfamilie, in der — seltner Fall! — sich das Talent von Vater auf Sohn forterbt.

Digitized by Google

Samoilow ist das einzige Genie, das wir seit dem Tode des unvergeßlichen Martinow besitzen, die einzige Zierde und Stütze der verarmten vaterländischen Bühne. Lassen Sie mich Ihnen mit wenigen Worten deutlich machen, worin die Vorzüge dieses Künstlers bestehen, dem in so hohem Grade die Gunst des Publikums wie die Anerkennung der Kritik zu Theil wird. Daß er Selbständigkeit und schöpferisches Vermögen hat, brauche ich nicht erst hervorzuheben; ohne diese ist kein wahres Talent zu denken. Was ihn auszeichnet, ist die geistvolle Auffassung, die Wahrheit, die der größte aller Dramaturgen, Shakespeare, unaufhörlich einschärft, und die bis in die feinsten Details künstlerische Durcharbeitung seiner Rollen. Wenn auch sein Organ nicht stark genug ist, seine Kraft nicht immer ausreicht zum Ausdruck heftiger Leidenschaften, so ist er doch stets voll innerer Wärme und lebt ganz in seinen Gestalten, identificirt seine Persönlichkeit mit ihnen — was die Hauptbedingung der Schauspielkunst ist. Sein Repertoire ist sehr umfassend und vielseitig; doch ist ihm ganz besonders das Fach der sogenannten Charakterrollen eigen. Wir können hier nicht seine vielartigen Leistungen aufzählen; aber als eine seiner größten nennen wir seinen Hamlet. Samoilow hat eine wahre Anbetung vor dem Genius Shakespeares, und man kann sagen, daß er sein ganzes Leben dem Studium dieses Dichters widmet. Er folgt dabei, wie von einem denkenden Künstler nicht anders zu erwarten ist, ganz seinem eigenen Gefühl und Verständniß, ohne sich von Tradition bestimmen zu lassen. In Darstellung des Hamlet sucht er vor allem die rein menschliche Seite dieses Charakters hervorzukehren, dessen Träumerei, Unentschlossenheit und Schwäche, sowie zugleich sein excentrisches Wesen psychologisch zu rechtfertigen und ihm die allgemeine Sympathie zuzuwenden, die sich dem egoistischen Sonderling verschließen würde. Vielleicht geht dem Darsteller über seiner feinen Berechnung hin und wieder die Unmittelbarkeit verloren; vielleicht läßt er manchmal die Verstandesschärfe zu sehr vorwalten; besonders da, wo Hamlets leidenschaftliche Wallungen zum Durchbruch kommen, wäre wohl etwas mehr Feuer, mehr Hingerissenheit zu wünschen. Aber Samoilow's Anlage dieses räthselvollen Charakters ist von seltener Durchsichtigkeit, die Consequenz seiner Durchführung wahrhaft zu bewundern, wenn wir auch nicht behaupten wollen, daß seine Charakteristik erschöpfend ist. Doch wann wäre dieser Charakter — auf der Bühne oder in der Literatur — erschöpft worden? Wer von den besten Erklärern des Dichters hat dies unergründliche Geheimniß ergründet? Weder Schlosser noch Ulrici, noch Gervinus haben das Räthselwort für diese ewige Gestalt des Seelenkündigers Shakespeare gefunden.

Nicht unerwähnt lassen wollen wir den würdigen Veteran unserer Bühne Sosnitzky. Nachdem er über fünfzig Jahre mit Ehren der Kunst gedient und die Medaille am Andreasbande erhalten (bei einem Schauspieler in Rußland das erste Beispiel) setzt er noch unermüdet seine Thätigkeit fort. Trotz der

Digitized by Google

Abnahme seiner Kräfte und der sich bei ihm oft bemerklich machenden Gedächtnißschwäche ist sein Spiel noch so geistreich und edel, daß man sich recht daran erfreuen kann. Ganz vorzüglich ist er in Gogol's „Revisor" und in Gribojädow's Meisterwerk „Das Unglück, Geist zu haben".

Die übrigen Mitglieder des russischen Schauspiels übergehen wir mit Stillschweigen. Das weibliche Personal hat seit dem Abgang der sympathischen Fräul. Snetkow keine bemerkenswerthe Erscheinung.

Unsere russische Oper ist reich an wahrhaft volksthümlichen Elementen. Wenn wir auch in musikalischer Entwickelung noch weit hinter Westeuropa zurückstehen, so möchte doch an Fülle und Ursprünglichkeit des Volksgesanges sich kaum irgend ein anderes Land mit Rußland messen können. Man höre nur bei uns die erste beste Volksmelodie, lausche dem „Reigen" unserer dörflichen Natursänger, beachte die instinktmäßig richtige Harmonie in der Gesangsweise unseres Volkes, die kräftigen, volltönenden Stimmen — und man wird sich bald überzeugen, daß unser Volksthum, wie für unser gesammtes Geistesleben, so auch in musikalischer Hinsicht die ergiebigste Quelle bietet. Werstowsky war der erste Componist bei uns, der in seiner Oper „das Grab Askolds" das volksthümliche Element, und zwar mit glänzendem Erfolg zur Geltung brachte. Seine Oper wurde populär in ganz Rußland, obgleich sie einer strengen Kritik nicht Stand halten kann. Denn bei allem Reichthum an leichten, faßlichen, dem russischen Ohr schmeichelnden Motiven fehlt es ihr doch an gründlicher Durcharbeitung und Originalität. Der geniale Glinka vollendete, was Werstowsky begann. Seine Oper „Das Leben für den Zaren" brach in vollem Sinne die Bahn zu volksthümlicher dramatischer Musik in Rußland, wie Weber's Freischütz in Deutschland. Auch in seiner Oper „Ruslan und Ludmilla" hat sich Glinka als Meister bewährt; aber hier sind es mehr die einzelnen Schönheiten, die uns fesseln, als das künstlerische Ganze. Glinka's würdiger Nachfolger ist A. S. Dargomüshsky: ein Nachfolger in nationaler Behandlung unserer Oper, doch von durchaus selbständiger und mehr dem Seriösen zugeneigter Richtung. Sein Streben geht hauptsächlich auf die innigste Verbindung des Textes mit der Musik. Er hat zuerst in der russischen Oper das Recitativ durchgeführt und in weitestem Umfange die musikalische Declamation entwickelt. Sein Styl ist überwiegend pathetisch, obgleich sich aus mehrern seiner Romanzen und Lieder entnehmen läßt, daß es ihm auch an einer reichen komischen Ader nicht fehlt. Von seinen Opern zeichnet sich „Die Wassernymphe" (Russalka) durch dramatisches Leben und wirkungsvolle Instrumentation aus; doch entspricht sie nicht ganz dem Verständniß und Geschmack des größern Publikums, das an den Ohrenkitzel süßer italienischer Arien verwöhnt ist. Hier treten die Melodien unwillkürlich in den Hintergrund, wiewohl Dargomüshsky das melodiöse Element keineswegs abgeht. Dies zeigt sich in seiner Oper „Esmeralda", die für

Digitized by Google

unser Publikum weit genießbarer, aber freilich auch schon ein wenig in italienischem Geschmack gehalten ist. Als Liedercomponist hat sich Dargomüshsky das Verdienst erworben, die russische Romanze von dem überwuchernden Zigeunerthum gesäubert und veredelt zu haben; in diesem Genre ist er allgemein beliebt und populär. Unsere andern Componisten aus der Schule Werstowsky's, Glinka's und Dargomüshsky's sind mehr oder weniger glückliche Nachahmer, die jedoch aus dem Geleis der goldenen Mittelmäßigkeit nicht heraustraten.

Sie sehen also, die russische Oper hat tüchtige Grundlagen; dennoch kommt sie zu keinem rechten Gedeihen. Schuld ist vor allem die Vorliebe unseres Publikums für den Gesang der Italiener. Die italienische Oper beherrscht das musikalische Interesse unserer Gesellschaft; in den Händen italienischer Lehrer ist die Ausbildung unserer jungen russischen Sänger. Kein Wunder, daß in letzter Zeit — mit seltenen Ausnahmen — die russische Oper nur als ein Abklasch der italienischen erscheint. Ihr Repertoire ist überwiegend das italienische, worin sie natürlich mit jener keinen Vergleich aushalten kann. Glauben Sie nicht, daß ich ein hartgesottner Gegner der italienischen Musik bin. Ich verkenne weder ihren Werth noch den Nutzen, den sie uns geleistet. Aber alles an seinem Orte. Ich sehe nicht ein, warum auf der russischen Bühne die Opern der Italiener wiederholt werden; sie sollte ein ganz anderes Repertoire haben, und das könnte um so reichhaltiger werden, als sich in dasselbe die deutsche und französische Oper aufnehmen ließe, die den russischen Sängern weit zugänglicher ist. Wie befriedigend z. B. ist die Aufführung des „Freischütz" auf der russischen Bühne — warum sollte man es da nicht auch mit „Oberon" und „Euryanthe" versuchen! Es wird die „Jüdin" gegeben — warum nicht auch die Opern von Auber, die neuern von Gounod, David? Im Verein mit den Werken russischer Componisten ließe sich so ein von der italienischen Oper unabhängiges Repertoire zusammenstellen, und wir brauchten nicht auf beiden Bühnen ewig den Trovatore, Lucrezia, Norma u. s. w. zu hören. Mittel stehen in ausreichendem Maße zu Gebote. Das Orchester unter der Direction des talentvollen russischen Kapellmeisters Lädow ist vorzüglich; die Chöre unter der Leitung des erfahrenen Gesanglehrers Vitelliaro (eines Russen) sind gut eingeübt; die Solosänger in genügender Zahl, darunter einige von bedeutender Begabung. Der Raum gestattet hier nicht, sämmtliche Mitglieder zu charakterisiren; doch will ich Sie mit den hervorragenden bekannt machen und die übrigen wenigstens nennen. Die Damen haben den Vortritt. Fräulein Bianchi — der Name wird in Deutschland den Theaterfreunden noch in guter Erinnerung sein — besitzt einen herrlichen Sopran und alle Eigenschaften einer dramatischen Sängerin. Sie ist von vollendeter musikalischer Bildung, ihr Repertoire von außerordentlichem Umfang. Ihr Gesang ist voll Feuer und Empfindung — nur selten im

Digitized by Google

Vortrag an eine gewisse Affectation streifend — ihr Spiel ausdrucksvoll. Mit einem Worte, eine vortreffliche Acquisition für unsere Oper, um so mehr, da Fräulein Bianchi als geborene Petersburgerin auch der russischen Sprache mächtig ist. Sie glänzte besonders in der „Jüdin" und den „Hugenotten", und ist in kurzer Zeit ein Liebling des Publikums geworden. — Frau Leonoff, unsere einzige Sängerin für Alt- und Mezzosopranpartieen. Ihre Stimme ist umfangreich und von sympathischem Klang. Als Sängerin überhaupt von Bedeutung, hat sie namentlich als nationalrussische Sängerin keine Rivalin. Keine andere gleicht ihr in musikalischer Declamation. Sie spricht im Gesange, was für die russische Oper von besonderer Wichtigkeit ist. In ihr, einer Lieblingsschülerin Glinka's, findet die Musik dieses Meisters sowie Dergomüshsky's den treuesten Ausdruck; eine Aufführung der Oper „Das Leben für den Zaren" wäre ohne sie kaum möglich. Doch ist ihr Talent von großer Vielseitigkeit. Unnachahmlich, wie sie in der russischen Oper erscheint, gewinnt sie auch als Azucena im Troubadour, als Leonore in der Favoritin den enthusiastischen Beifall des Publikums. — Auf sie folgen: Frau Specchi-Lawrow, italienisch-russische Sängerin, mit den Resten einer einst schönen Stimme, von modern italienischer Methode, etwas scharfem Ton in der höhern Lage und häufig detonirend; Frau Bulachow und Frau Latüschew, verdienstliche Sängerinnen zu ihrer Zeit, jetzt nur für zweite Partieen verwendbar; Frau Annenskaja, von geringen Mitteln, guter Methode, reiner Intonation.

Nun die Herren. Zuvörderst der Veteran der russischen Oper, Herr Petrow (Bassist), seit länger als dreißig Jahren im Dienste der Kunst und in jeder Beziehung ein Künstler ersten Ranges, ein Sänger, den man noch jetzt mit Vergnügen hört. Die Hauptrolle in Glinka's „Leben für den Zar" war eine Meisterleistung Petrow's vor fünfundzwanzig Jahren, und ist es noch immer; noch spielt sie ihm Keiner nach. — Herr Sätow (Tenor), versteht zu singen und zu spielen, aber sein Organ ist wenig angenehm, von vorherrschendem Kehlton. Er besitzt nicht eben die Gunst des Publikums; dafür hat er sich in desto höherm Grade die seiner Vorgesetzten zu verschaffen gewußt, die ihn mit dem Repertoire schalten und walten lassen nach Belieben. — Herr Nikolsky, einer der Hofkirchensänger, seit zwei Jahren erst an der Bühne, ist ein wahres Phänomen. Seine Stimme, ein herrlicher Tenor, erinnert an Rubini und Mario, und erreicht die höchste Tonlage. Das berühmte Tamberlick'sche hohe Cis im Othello ist ihm ein Spiel. Die ihm für die Bühne noch fehlende Uebung ersetzt sein tiefer musikalischer Instinkt, so daß er kurz nach einander mit ungewöhnlichem Erfolg die großen Tenorpartieen in Glinka's „Leben für den Zaren", in „Stradella", dem „Freischütz" und „Natascha", einer Oper des russischen Componisten K. P. Villebois, durchführte. Im Vortrag russischer

Digitized by Google

Romanzen hat er keinen Nebenbuhler. — Herr Bulachow, zweiter Tenor. — Die Herren Djunischkow und Wassiljew II. jugendliche Tenoristen. Des Letztern Stimme hat leider Signor Ricci viel zu früh an Verdi's forcirten Schreinoten abgearbeitet. — Herr Wassiljew I.: kräftiger volltönender Baß. Leider unbeweglich auf der Bühne; dennoch sehr brauchbar. — Herr Artemowsky, früher zugleich ein tüchtiges Mitglied der italienischen Oper, neben Tamburini. Vortrefflich im Spiel; seine Mittel fangen an ihn zu versagen. Er zeichnet sich besonders in kleinrussischen Operetten aus, und hat neuerdings selbst eine kleinrussische Oper „der Saporoger" componirt, welche demnächst zur Ausführung kommen soll.*)

Zur italienischen Oper übergehend, habe ich vor allem auf die ungeheuren Kosten derselben hinzuweisen. Die Gagen der Sänger allein belaufen sich für eine Saison auf mehr als 150,000 R. S. Dafür allerdings wetteifern wir mit London und Paris; doch was hat die Casse davon? Wir bekommen nach einander alle Berühmtheiten; doch lassen wir uns auch oft von verblichenen Sternen hinreißen.

Gegenwärtig ist das Personal folgendes:

Frau Barbot — eine bedeutende dramatische Sängerin. Viel, oft zu viel Feuer; gute, an die französische Schule erinnernde Methode. Ihre Stimme ist nicht von besonderer Kraft, namentlich in der höhern Lage, aber sympathisch. Sie ist eine echte Künstlerin, glänzt vorzüglich in Rossini'schen Opern und sollte sich von den Verdi'schen möglichst fern halten.

Frau Fioretti — ausgezeichnete Coloraturſängerin; hoher Sopran, silberheller Timbre, eine wahre Nachtigall, aber kalt. Sie reißt nicht hin und ihre Bühnenerscheinung ist wenig einnehmend. Indeß, sie zu hören ist immer ein großer Genuß.

Frau Bernardi, ein seltener Typus antiker Schönheit. Angenehmer Sopran, reine Intonation. Kein Genie, aber durchaus verwendbar, theils als Primadonna, theils als zweite Sängerin. — Frau Nantier-Didier, Altistin von außerordentlicher Kunstfertigkeit. Mehr Meisterin in colorirtem als in dramatischem Gesang. Vom Publikum gefeiert. — Frau Dottini, sehr gut in zweiten Partieen. — Herr Tamberlick, noch immer der glänzende Tenor; was er an Frische der Stimme eingebüßt, hat er an künstlerischer Beseelung gewonnen. Er erhält für die Wintersaison die Kleinigkeit von 21,800 R. S. — Herr Calzolari — ein lyrischer Tenor, der gegenwärtig in Europa nicht seines Gleichen hat. Mit seinen nicht zu großen Mitteln Wunder wirkend; nicht so reich ausgestattet, wie Mario, aber als Künstler ihn weit überragend. In Rossini'schen Opern unnachahmlich. — Herr Graziani — Bariton. Eine sympathische Stimme, wie es nur

*) Die erste Aufführung fand am 26. April im Marientheater statt. Herr Artemowsky, zugleich Verfasser des Textes, wirkte mit. D. Red.

Digitized by Google

eine geben kann. Leider beeinträchtigt der Sänger ihren Eindruck dadurch, daß er zu sehr mit ihrer Tenorhöhe kokettirt und sich in jähen Uebergängen vom pianissimo zum fortissimo gefällt. Gleichwohl vielleicht der bedeutendste Baritonist der Gegenwart. — Herr Everardi — ein Bariton mit den Eigenschaften Calzolaris. C'est tout dire. — Herr Angelini — kräftiger Baß, von guter Methode. — Das sind die ersten Mitglieder. Der Capellmeister Baveri ist vorzüglich.

Bei so großartigen Mitteln ist das Repertoire von einer Einförmigkeit, daß es seit Jahren fast nur von den Opern des Modecomponisten Verdi ausgefüllt ist. Ohne sein Talent irgendwie verkleinern zu wollen, freuen wir uns indeß der Wahrnehmung, daß seine Gewalt über unser Publikum zu Ende geht. Wenigstens hat dies seine „Macht des Schicksals" bewiesen, die durchaus machtlos blieb.

Ueber unser Ballet und das französische Theater lassen Sie mich, um die Grenzen dieser Uebersicht nicht gar zu sehr zu erweitern, mit ein paar Worten hinweggehen. Im Grunde ist auch bald gesagt, was darüber zu sagen ist. Mit unserm Ballet läßt sich gegenwärtig an Glanz und Reichthum einheimischer choreographischer Kräfte kein zweites in Europa vergleichen. Jetzt erbitten sich die Pariser von uns Tänzerinnen; Frau Petipa, geborne Surowtschikoff, feiert in diesem Augenblick Triumphe an der großen Oper in Paris; auch Frau Murawjew ist dahin berufen, und wir zweifeln nicht, daß sie gleichen Erfolg haben wird. — Unser französisches Theater ist das Rendez-vous der höhern Gesellschaft. Zu dem Personal gehören Pariser Schauspieler vom ersten Rang. Wir erwähnen als die vorzüglichsten Mitglieder: die Damen Volnys, Naptal, Arnault, Stella-Colas, Lagrange-Bellecour und Mila; die Herren Lewenil, Dupuis, Roger-Solié, Deveria, Malvina. Alle Neuigkeiten der Pariser Bühne gelangen rasch auf das Michaelstheater, damit eine Fluth von schalen Possen. Zum Glück läßt der melodramatische Unsinn ein wenig nach.

Was schließlich den Zustand unsers deutschen Theaters betrifft, so war er bis jetzt ein recht trauriger. Das deutsche Theater wurde von der Direction am meisten vernachlässigt, obgleich es für die Residenz ein unabweisliches Bedürfniß ist, obgleich jeder Schimmer von Besserem auf der deutschen Bühne ein höchst zahlreiches Publikum herbeilockt. Das zeigte sich in den weiten Räumen des Marientheaters, als Ihr vortrefflicher Dawison erschien. Das große Haus war bei seinem jedesmaligen Auftreten bis auf den letzten Platz gefüllt. Unser deutsches Publikum wird stets mit Dank und Begeisterung die Gelegenheit ergreifen, sich an echt poetischer Darstellung zu erbauen. So wenig seine Theatergewohnheiten ihm bis jetzt Geschmack an der hohen Tragödie beigebracht, so sind wir doch im Voraus versichert, daß Fanny Janauschek, die, wie wir hören, zu

Digitized by Google

einem Gastspiel für das nächste Jahr gewonnen ist, bei uns dieselbe enthusiastische Aufnahme finden wird, die ihr am Wiener Hofburgtheater zu Theil geworden.

Dem Personal unserer deutschen Bühne fehlt es keineswegs an einzelnen sehr begabten Mitgliedern. Ja, gegenwärtig besitzen wir in Fräul. Lina Vanini eine Darstellerin, der es gelungen ist, das deutsche Publikum zu ungetheiltem Beifall und die gesammte russische Kritik zu einer Anerkennung von seltener Einmüthigkeit hinzureißen. Sie hat mit der gefeierten Ristori bei gleichzeitigem Auftreten in denselben Rollen einen erfolgreichen Wetteifer bestanden. Diesen Erfolg verdankt sie der wohlthuenden Wärme und Natürlichkeit ihres Spiels, die einzelne Mängel, besonders im Conversationston leicht übersehen läßt. Ihr Organ ist nicht sehr stark; aber der Klang ihrer Stimme hat etwas Rührendes, die Einfachheit ihres Ausdrucks, der ungekünstelte Erguß ihrer Empfindung geht tief zu Herzen. Andere vorzügliche Kräfte unserer Bühne — der geistreiche, fein nüancirende, Correctheit mit Eleganz verbindende Fr. Haase — die bei Ihnen in gutem Andenken stehende Elise Schönhoff, noch immer so frisch und lebensvoll, wie sie war — der von ungezwungenen Humor übersprudelnde Lobe, sind in Deutschland so allgemein bekannt, daß ich sie nicht zu charakterisiren brauche. Mehr dem Gedächtniß ihrer deutschen Landsleute entrückt sind durch ihren längeren und beständigen Aufenthalt bei uns: Frau Pollert, eine Darstellerin von gutem Styl, die sich durch ihr prächtiges Organ, ihre verständnißvolle und künstlerisch begeistigte Declamation auszeichnet; Herr Brüning, einer der besten Komiker, wie man jetzt in Deutschland wenige hat — von feinem Anstand, edler Haltung, die das possenhaft Carikirende vermeidet, ein Charakterdarsteller im wahren Sinne des Wortes; Frau Albrecht, deren Darstellung komischer und koketter Alten das Publikum entzückt; Herr Landvogt, als Heldenliebhaber etwas zu pathetisch, aber recht gut im Conversationsstück; Herr Fichtmann, ein Muster von Fleiß und Pflichttreue, überall verwendbar, der Direction, welcher er in kritischen Momenten oft aus den ärgsten Verlegenheiten hilft, geradezu unentbehrlich.

Mit einzelnen tüchtigen Schauspielern also ist unsere deutsche Bühne vielleicht besser versehen, als manches Ihrer Hoftheater. Allein wir haben kein ordentliches Ensemble — und ewige Lücken. Das macht die Aufführung größerer Dramen so schwer, bisweilen unmöglich. Dazu kam, daß alle von mir dargelegten Mißgriffe der Verwaltung ganz besonders am deutschen Theater vorherrschten. Doch wir wollen die Vergangenheit nicht weiter berühren. Graf Borch hat die fernere Leitung der deutschen Bühne dem neuerwählten Oberregisseur, Herrn Dr. Alexander v. Königk-Tollert übertragen, und mit dieser Wahl ist für dieselbe — wir sprechen es mit aller Zuversicht aus — eine neue Aera eingetreten. Herr

Digitized by Google

Dr. v. Königk-Tollert ist ein ebenso wissenschaftlich gebildeter als kunstverständiger und streng gewissenhafter Mann. Er hat bereits mit energisch eingreifenden Maßnahmen und wesentlichen Verbesserungen begonnen, zur Ergänzung und Erneuerung des Personals wie zur Bereicherung des Repertoires Anstalten getroffen, und der Herbst wird uns jedenfalls in erfreulicher Weise die Früchte dieser Bemühungen zeigen. Tollert's erste reformatorische That ist die beschlossene Aufhebung der Benefize und Rollenmonopole. Anfänge, zu denen man unserer deutschen Bühne wahrhaft Glück wünschen kann.

M. Rappaport.

Digitized by Google

Obligatorische Dienstbotenzeugnisse.

J. B. Neben den großen Fragen der Gegenwart beschäftigen auch Gegenstände von weniger eingreifender Wichtigkeit die russische Tagespresse, und sie beweist dabei, daß es ihr nicht darum zu thun ist, alles Alte unbedingt zu verdrängen, allem Neuen unbedingt einen praktischen Werth beizulegen. So finden wir in den russischen Blättern eine Polemik über die obligatorischen Dienstbotenzeugnisse. Bisher stand es der Herrschaft frei, dem entlassenen Diener ein Certifikat auf seinen weiteren Weg durch das Leben mitzugeben oder nicht; jetzt sollte die Verabfolgung einer solchen Bescheinigung dem Dienstherrn zur Pflicht gemacht werden. Unsere Erfahrungen in Deutschland bewegen uns, der Meinung eines Correspondenten der „Nordischen Biene" beizutreten, der von Zeugnissen nichts wissen will. Die Zeugnisse beweisen in der That gar nichts: den qualifizirten Dieb setzt die Regierung in's Zuchthaus, die kleinen „harmlosen" Diebe werden wir aus keinem Zeugnissekennen lernen. Es giebt — und zwar glücklicher Weise — wenig Hausfrauen, die ihrer in Gnaden oder Ungnaden entlassenen Köchin nicht die schmeichelhaften Epitheta „treu, ehrlich und fleißig" in das Dienstbuch schreiben werden, und sie handeln als gute Christinnen dabei. Die Sünderin, die zum Besten ihrer Privatkasse zwei Groschen auf ein Näpfchen Butter aufschlug, kann in sich gehen und auf den Pfad der ehrlich angeschriebenen Marktpreise zurückkehren: warum ihr Fortkommen auf ewige Zeiten erschweren! Und dann hängt ja die Forderung eines Zeugnisses eng zusammen mit dem Recht der Dienstboten, eine gerichtliche Beweisführung zu verlangen, wenn das Certifikat ihre Ehre angreift. Es erfolgt ein Proceß; je kleiner der Antheil der Köchin an den gesellschaftlichen Tugenden ist, um so gewisser geht sie zu einem Advokaten, um so dreister wird sie der Hausfrau vor Gericht Dinge sagen, die sie lieber nicht gehört hätte. Warum sich also solchen Unannehmlichkeiten aussetzen. Die Jungfer Köchin ist „treu, ehrlich und fleißig" — et va te faire pendre ailleurs!

Der Fälle gar nicht zu erwähnen, wo der Dienstherr in einer Anwandlung übler Laune dem Dienenden sein weiteres Fortkommen verkümmern kann, haben die obligatorischen Zeugnisse aber auch noch eine geradezu unmoralische Seite, die der erwähnte russische Correspondent sehr richtig

Digitized by Google

hervorhebt. Wissen unsere Dienstboten, daß uns die Macht gegeben ist, ihr Dienstbüchlein mit einer schlechten Bescheinigung zu einem Aushängeschild ihrer Untauglichkeit zu machen, so werden sie in den meisten Fällen zu dem Mittel der Schmeichelei und Kriecherei ihre Zuflucht nehmen, um den Blitz von sich abzuwenden, der sie aus unserem Tintenfaß bedroht. Sie werden den letzten Rest ihrer Menschenwürde mit Füßen treten, und aus dieser Falschheit sogar eine Tugend machen. Christine wird mit dem Trompeter Friedrich, mit des Nachbars „Mädchen für Alles“ tausend Spaß darüber haben, wie sie uns mit Erfolg um den Bart gegangen.

Hier ist offenbar eine Lücke in der Organisation der menschlichen Gesellschaft. Bis die Erfahrung sie ausgefüllt hat, lassen wir die obligatorischen Zeugnisse weg. Wir glauben nicht, daß in maßgebenden Kreisen in Rußland das Projekt ernstlich in Erwägung genommen worden ist.

Digitized by Google

Vermischte Berichte und Notizen.

Russische Vorlesungen in Dresden.

Von den alljährlich massenweise in's Ausland reisenden Russen pflegen sehr viele in Dresden zu überwintern. Obgleich sie selbst in nicht geringem Grade dazu beigetragen haben, den Aufenthalt in der sächsischen Hauptstadt viel theurer zu machen, als er noch vor wenigen Jahren war, so finden sie doch ihren Vortheil dabei. Schon der ganze Zuschnitt des Lebens ist ein anderer als in der Heimath, wo Manchem auch seine gesellschaftliche Stellung nicht erlaubt, schonend mit seinem Säckel umzugehen. Hier können sie sich als Fremde einrichten, wie sie wollen, und die Ueberzeugung, der Seufzer los und ledig zu sein, die ihnen zu Hause vielleicht die Anforderungen des Luxus erpreßten, erhöht die Gemüthlichkeit, die dem Beobachter überall entgegentritt, wo sich Russen versammeln und auf dem gastlichen deutschen Boden russisch sprechen. Seit einem Jahre existirt in Dresden sogar eine russische Hauskapalle, mit einem von der wechselnden russischen Gemeinde besoldeten Priester. Daß ein solches Unternehmen ohne einen pekuniären Beitrag von Seiten der Kaiserlichen Regierung in's Leben treten konnte, beweist einerseits, wie zahlreich die nordischen Gäste sich an der Elbe einfinden müssen, andererseits aber auch, wie gern sie ein Opfer bringen, um das ganze Wesen der heimischen Existenz mitzunehmen in die Fremde.

Und es gelingt. Die Russen sind in Deutschland so russisch, wie in Petersburg und Moskau; sie reisen großentheils als wißbegierige Touristen, aber ihre Individualität geht in den Bildergallerien und Museen nicht zu Grunde. Sie nehmen gleichsam den häuslichen Herd überall mit, wo sie sich niederlassen. In neuester Zeit trägt Dresden in zuvorkommendster Weise dazu bei, ihnen die Illusion zu erleichtern. Einzelne Kaufleute halten es für eine Pflicht der Gastfreundschaft, ihre Aushängeschilder mit russischen Inschriften zu verzieren, und der berühmte Dresdner Anzeiger, der Tummelplatz der Industrie und der Liebesabenteuer der Residenz, lockt in unorthographischen heimathlichen Tönen den Russen zum Ankauf von Pro-

Digitized by Google

dukten aus dem fernen Osten, wozu Sarepta seinen Senf in blechernen Büchsen à 7 Gr. 5 Pf. liefert.

Das Bild, wie der Russe sich gemüthlich einrichtet in der Fremde, führt uns zu einer Erscheinung, die im verflossenen Winter zum ersten Male in Dresden aufgetaucht ist. Wir meinen die russischen Vorlesungen im Hotel de Saxe und dem Meinhold'schen Saale — nicht etwa Vorlesungen über einen wissenschaftlichen Gegenstand; nein, es wurde im strengsten Sinne des Wortes etwas vorgelesen: Gedichte, dramatische Scenen u. s. w. Eine deutsche Abendunterhaltung dieser Art würde unfehlbar Fiasco machen. Wollte Jemand uns Rückert's, Uhland's, sogar Schiller's und Goethe's Gedichte öffentlich vorlesen und uns zumuthen, den Platz mit 20 Groschen zu bezahlen, er hätte gewiß außer dem glänzenden Kreise der Gaslampen keine Zuhörerschaft zu erwarten. Nur ein großer dramatischer Künstler darf uns irgend ein bekanntes Meisterstück vortragen, eine große dramatische Künstlerin allenfalls durch Deklamation Abwechselung bringen in ein Vokal- und Instrumental-Concert. Sonst behalten wir mit weiser Sparsamkeit unsere zwanzig Groschen und lesen unsere Dichter selbst, was gar nichts kostet.

Die obenerwähnten russischen, von Damen veranstalteten Vorlesungen aber waren besucht. An jedem der drei Abende versammelte sich eine elegante Gesellschaft, und jede Nummer wurde mit Beifall aufgenommen. Weniger war dies der Fall bei der ersten, von Fräulein Potemkin gegebenen Soirée. Sie hatte großentheils Uebersetzungen gewählt, von der Idee ausgehend, daß die russische Poesie aus fremden Elementen entstanden, Nachbildungen also besonders interessant erscheinen müßten. Das war jedenfalls ein gewaltiger Mißgriff, und der glänzende Erfolg der zweiten und dritten, von der unter dem Namen Narsky bekannten Schriftstellerin Fürstin Schalikoff gehaltenen Vorlesung lieferten in ihrem Gegensatz den Beweis dafür. Die Fürstin Schalikoff, auf das vortheilhafteste durch andere Kräfte unterstützt, brachte nur Originalschöpfungen zum Vortrag. Der bekannte Markewitsch, Freund Turgenew's, dessen neuen Roman „Väter und Kinder" er die Ehre hatte, in Petersburg der Kaiserin vorzulesen, trug unter lebhaftem Beifall das schöne Gedicht des gegenwärtig hier weilenden Grafen Alexis Tolstoy „die Sünderin" und Scenen aus Gogol's Meisterwerk „die todten Seelen" — die Dichterin Karoline Pawlow ihre schwungvolle Dichtung „Ein Gespräch in Trianon" vor. Die Versammlung vergaß, daß sie sich für ihr Geld eingefunden — aus dem öffentlichen Lokal wurde ein Salon; manches Lieblingsgedicht wurde auf Verlangen dem Programm beigefügt, und man ging endlich auseinander mit dem Ausruf: „Quelle charmante soirée!"

Wir müssen die Russen beneiden um einen solchen Genuß; uns ist er vollkommen unbekannt. Es ist freilich ein verkleidetes Heimweh, das fast

Digitized by Google

unbewußt in der Tiefe des Herzens zittert bei dem Vortrage von Gedichten, die neben der Freude an ihrem Inhalt auch undeutliche süße Rückerinnerungen wach rufen aus einer freundlichen oder wehmüthigen Vergangenheit. Die Zuhörer sind in der Fremde, und die Zauberklänge der Poesie tönen ihnen wie ein Gruß aus der fernen Heimath. Das ist es aber nicht allein; auch in Rußland, wo das versammelte Publikum den Boden des Vaterlandes gleich hinter der Saalthüre betritt, finden dergleichen Vorlesungen Anklang. Das Gemüth des Russen ist empfänglicher für derartige Eindrücke; sein Enthusiasmus für die Poesie ist noch die eines Jünglings — der unsrige bedarf einer ungewöhnlichen Anregung, um einmal aufzulodern. Der Wohlklang eines elegant gebauten Verses entzückt ihn — wir suchen den Gedanken darin, und verderben uns dadurch die Freude. Der Russe pflückt die Blume am Wege, um sich an ihr zu ergötzen — wir pflücken sie auch, aber um zu untersuchen, zu welcher Pflanzenfamilie sie gehört. L. T.

Ein Buch über die sixtinische Madonna.

Aus Petersburg erhalten wir einen Beitrag zur deutschen Kunstliteratur in folgendem Buche: Die sixtinische Madonna. In ihrer sittlichen Wirkung ausgelegt und erklärt von Heinrich Ernst Heucking. (Mit zwei Photographieen. St. Petersburg, in Commission der Kaiserl. Hofbuchhandlung H. Schmitzdorff. 1862.)

Ein Buch über die sixtinische Madonna. Ein bedenkliches Unternehmen, zu viel und zu wenig in jedem Falle. Denn die sittliche (?) Wirkung eines Bildes, wie die Madonna Sixtina, in Worten wiederzugeben, werden zehn Bände ebenso wenig ausreichen, als diese 166 Seiten, während zugegeben werden kann, daß Winkelmann und Goethe oft mit wenig Worten das Verständniß eines Kunstwerkes wesentlich gefördert und eröffnet haben. Das ist von dem vorliegenden Werke gewiß nicht zu behaupten. Es bewegt sich in einer meist ganz unverständlichen metaphysischen Phrasеologie, die in ihrer dürren und unfruchtbaren Weise gar keine entfernte Analogie mit der schöpferischen That Raphael's hat. Wenn Winkelmann und Goethe angeführt wurden, so geschah dies, weil jene Männer in ihren Beschreibungen von Kunstwerken den Beweis geliefert, daß ein poetisches Produkt immer nur wieder durch eine Art poetischer Reproduction dem Verständniß minder Einsichtiger nahe gebracht werden kann, nicht aber durch philosophische Abstractionen (s. z. B. S. 160, 161 ꝛc.). Wir rechnen zu diesen letzteren allerdings auch die wunderlich genug versificirte, aber freilich im wahrsten Sinne des Wortes ungereimte Vorrede des Herrn Verfassers, deren Schluß

Digitized by Google

hinreichen wird, den Lesern einen Begriff von der Wahrheit unserer Behauptung zu geben:

Doch für den Wissend Eingeweihten
Ertöne leis' von heil'ger Lippe
Gelöstes Geheimniß:
Historischer Personbildung
Und göttlicher Menschwerdung
Durch geheiligtes Menschthum
Unterm Schutze des allgütigen Himmels. (!!!)

Wenn das nicht Unsinn ist, so verstehen wir uns allerdings nicht auf diesen Artikel. Man kann trotzdem den guten Willen des Verfassers nicht verkennen und das Buch ist für uns eben nur ein neuer Beweis der wunderbaren Macht, welche dies erhabene Bild auf alle Beschauer in so verschiedenem Maße ausübt. Wir finden es begreiflich, daß der Verfasser der geheimen Eitelkeit nachgegeben hat, etwas zu machen, was der großen Schöpfung Raphael's einigermaßen congruent sein und wenigstens seine Existenz an diese große That anhängen sollte. Ueberflüssig für das Publikum war diese Arbeit jedenfalls, und die beigegebene Photographie wird sicherlich den mit dem Originale unbekannten Lesern einen deutlicheren Begriff davon geben, als die 166 Seiten des dunkeln Büchleins.

C. G. Carus hat in einer gedrängten Abhandlung (Jahrbücher der Schillerstiftung) die ästhetische Seite des Bildes in vortrefflicher Anschaulichkeit entwickelt; die historische Seite hat J. Hübner in seinem Dresdner Kataloge ebenso in kurzen Zügen und doch umfassender, als alle Vorgänger gegeben. Als den gedrängtesten Auszug des geistigen Inhaltes führen wir hier folgendes Sonnett desselben Verfassers an, welches ebenfalls im Kataloge einen Platz gefunden hat:

Sie schwebt herab! — Die Jungfrau mit dem Kinde,
Deß Himmelsblicke ernst die Welt begrüßen;
In Wolken liegt die Erde ihr zu Füßen,
Und Schleier und Gewande wehn im Winde!

Das schöne Haupt neigt Barbara gelinde
In Demuth, knieend so viel Huld zu büßen —
Verklärt schaut Sixtus aufwärts in dem süßen
Bewußtsein, daß die Menschheit Gnade finde! —

Und mit den Engeln schaun auch wir nach Oben,
In lichten Chören ewig Ihn zu loben,
Der unsres Heiles selige Begründung!

So, Raphael, du Engel der Verkündung,
So sahst du sie — so läßt du sie uns schauen:
„Die Königin des Himmels und der Frauen."

H. P.

Digitized by Google

Armenwohnungen in Mitau.

⊙ Wir theilen mit besonderem Vergnügen unseren deutschen Lesern folgende, der Kurländischen Gouvernements-Zeitung entnommene Notiz mit:

In Mitau war seit längerer Zeit der Mangel an gesunden und zweckmäßigen Wohnungen für die unbemittelte Klasse der Bevölkerung fühlbar. Die im Auslande angestellten Versuche, diesem Uebelstand durch die Gründung von Bauunternehmungen abzuhelfen, die den Zweck hatten, warme und wohlfeile Wohnungen für die Armen herzustellen, mußten auch in unserm Lande den Wunsch rege machen, dem segensreichen Beispiel zu folgen. Der Civil-Gouverneur von Mitau, Herr von Brevern und mehrere Edelleute und Stadtinsassen haben am 28. Februar eine Actiengesellschaft gegründet, die sich zur Aufgabe macht, Wohnungen für die hülfsbedürftigen Bewohner Mitau's zu bauen. Sie erwarten um so zuversichtlicher eine Bestätigung ihrer Statuten, da diese in ihren wesentlichen Grundlagen mit den Statuten einer ähnlichen Gesellschaft in Riga übereinstimmen.

Druck von E. Blochmann und Sohn in Dresden.

Digitized by Google

Einer Ausländerin.

Von

Alexander Puschkin.

Nach deinem fernen Heimathgrunde
Zogst du aus diesem fremden Land;
Noch denk' ich jener Trauerstunde,
Wo ich vor dir laut weinend stand.
Mit meinen zitternd kalten Händen
Dich halten wollt' ich noch einmal;
Mein Stöhnen bat, sie nicht zu enden
Die furchtbar bange Abschiedsqual.

Du aber ach, du rissest schmerzlich
Vom bittern Kuß die Lippen fort;
In andre Fluren riefst du herzlich
Mich aus des Bannes düsterm Ort.
Du sprachst: Neu soll uns wieder einen,
Dort, wo der Himmel ewig blaut,
In schattigen Olivenhainen
Der Liebe Kosen, süß und traut.

Digitized by Google

Dort aber, wo des Himmels Bogen
Erglänzt in leuchtend blauem Schein,
Wo unter Felsen ruhn die Wogen,
Schliefst du zum letzten Schlummer ein.
Mit deiner Schönheit, deinen Leiden
Schwand in der Grabesnacht dahin
Der Kuß, den du gelobt beim Scheiden....
Doch harr' ich sein: du schuldest ihn!

W. W.

Digitized by Google

Timotheus Granowsky.

Wenn wir es unternehmen, dem deutschen Publikum einen russischen Gelehrten vorzuführen, so muß die Bedeutung desselben über das Gewöhnliche hinausragen, eine allgemein nationale sein und dabei zugleich eine Einsicht in das geistige Leben und den Fortschritt auf dem politisch-socialen Gebiete des russischen Volkes gewähren. Dies vermöchten wir bei keinem unserer bedeutenden Männer aus den letzten zwei Jahrzehenden so sehr als bei Timotheus Granowsky, dem geistvollen Professor der Geschichte an der Universität Moskau, dessen viel zu früher Verlust noch immer als ein unersetzlicher in allen Kreisen beklagt wird, wo man die Anregung zu echter Humanität höher achtet als den Eifer nationaler Parteisucht.

Die nachfolgende Skizze soll es versuchen, von dem Wesen dieses merkwürdigen Mannes und seinem Lebensgange die hervorstechendsten Züge und Thatsachen zusammenzufassen.

Granowsky wurde in Orel, der Hauptstadt des Gouvernements gleiches Namens, geboren, verlebte jedoch seine Kindheit auf dem Familiengute Pogorelec im Kreise Bolchow. Hier wuchs der Knabe heran, zärtlich geliebt und gewissenhaft geleitet von seiner Mutter. Den Unterricht in den Anfangsgründen des Wissens übernahmen oft wechselnde Hauslehrer, die größtentheils nach der herrschenden Landessitte Ausländer und wegen der in Folge der Geschicke des Jahres 1812 in Rußland zurückgebliebenen vielen Franzosen nicht gerade um schweres Geld zu suchen waren. Granowsky zeigte schon als Knabe einen entschiedenen Hang zur Lectüre. Alle Bücher, deren er habhaft werden konnte, wurden verschlungen, das Bedürfniß nach neuer Nahrung trat immer stärker hervor, die eigenen Mittel waren bald erschöpft und so fand man sich in einer nicht geringen Verlegenheit, woher auf dem Lande für den Sohn neue Bücher nehmen. Da der Vater für diese leidenschaftliche Neigung des Sohnes ziemlich gleichgültig war, so blieb es der Sorge der Mutter überlassen, dem Mangel abzuhelfen. Aus den Bibliotheken der Grafen Kamenski und Pusch-

Digitized by Google

karew, die nicht gerade zu den nächsten Nachbarn gehörten, wußte sie es denn auch möglich zu machen, Bücher zu erhalten. Welcher Art diese waren, darüber sind wir nicht unterrichtet, nur daß sich unter denselben Werke von Walter Scott befanden, ist gewiß.

Auf die Entwickelung des jungen Granowsky hat seine Mutter von allen ihn umgebenden Personen den größten Einfluß geübt. Der Vater, obwohl gut und wohlwollend und das Beste seiner Familie wünschend, gab sich doch wenig mit dieser ab. Seine Zeit nahmen Geschäfte und Besuche bei den Nachbarn vollkommen in Anspruch. So waren denn die Kinder ganz auf die Mutter angewiesen und diese war unzertrennlich von ihnen. Anna Wassiliewna, geborne Tschernisch, war ein echt weiblicher Charakter und von seltnem Herzen. Sie lebte, wie schon angedeutet, ganz ihren Kindern und diese lohnten ihre aufmerksame, immer besorgte Liebe mit dem vollsten Vertrauen, mit aufrichtiger, unbeirrter Hingebung. Alles, was die jungen Gemüther bewegte, ward dem mütterlichen Herzen anvertraut, ihm blieb nichts vorenthalten, und so entwickelten sich schon frühe die innigen Beziehungen besonders zu dem ältesten Sohne, Timotheus Nikolajewitsch, die wir bis zum Tode der Mutter ausdauern sehen. Die Eindrücke, die er in der Kindheit empfangen, setzten sich mit ihren Wirkungen in das Jugendalter fort und trugen nicht wenig dazu bei, die Grundlage des Charakters von Granowsky zu bestimmen.

Je inniger aber die Mutter diesen Sohn liebte, um so schwerer ward es ihr, an eine Trennung von ihm zu denken. Und daraus erklärt es sich, daß der Knabe nicht vor seinem vierzehnten Jahre in eine Pension nach Moskau gebracht wurde, daß er die ersten Sommerferien, die er bei den Eltern verlebte, ungebührlich verlängerte und sehr spät in die Anstalt zurückkehrte, ja, die zweiten sogar zu einem ununterbrochenen Aufenthalt von drei Jahren im elterlichen Hause ausdehnte. Das kaum zweijährige Verbleiben in der Pension kann wegen der wenig ausreichenden Vorbereitung Granowsky's, selbst den verhältnißmäßig bescheidenen Anforderungen der Anstalt gegenüber, nicht gerade als sehr fördernd für seine Bildung betrachtet werden, und doch möchten wir den Einfluß dieser Trennung vom väterlichen Hause sowie der Bekanntschaft mit der alten Hauptstadt und der hier geknüpften ersten Freundschaftbeziehungen nicht gern unterschätzen. Die Erinnerung an Moskau blieb Granowsky immer theuer und mag wohl später mit dazu beigetragen haben, dieser Stadt seine ganze Thätigkeit als Gelehrter und Bürger zuzuwenden.

Wie zufrieden auch die Eltern gewesen sein mögen, den geliebten Sohn um sich zu sehen, es bleibt jedenfalls zu bedauern, daß dieser drei kostbare Jugendjahre unbenutzt für den in seinem Innern oft

Digitized by Google

nur zu laut sich regenden Bildungsdrang verlor. Wenn auch freundliche nachbarliche Beziehungen den Jüngling oft in Anspruch nahmen, so waren sie doch nicht im Stande alle Zeit auszufüllen, zumal sie über die gewöhnliche Beschaffenheit solcher Verhältnisse nicht hinausgingen. Da die Grundbedingung jedes Genusses, eine bestimmte Thätigkeit, fehlte, so wurde er bald jeder Zerstreuung, welche er auch ersann, überdrüssig und es bemächtigte sich seiner eine nicht zu besiegende Langeweile. Mit jedem Tage stellte es sich klarer heraus, daß der achtzehnjährige Jüngling nicht länger in Pogorelec bleiben durfte, daß ihm eine Lebensbestimmung gegeben werden mußte. Hätte man ihm zu jener Zeit die Wahl gelassen, so würde er sicherlich für den Militairdienst sich entschieden haben. Glücklicher Weise indessen bestimmten ihn die Eltern für den Civildienst, mit dem er in Petersburg unter der wohlwollenden Führung naher Verwandten sich vertraut machen sollte. Und so trat denn Granowsky allein im Jahre 1831 die Reise dorthin an. Der Vater hatte ihn mit dem nöthigen Gelde versehen und die Mutter eine kleine Sammlung alter Goldmünzen hinzugefügt. Es war gerade während der Zeit der Cholera. Die Quarantainevorschriften wurden streng gehandhabt und Granowsky mußte sich an einem kleinen Orte denselben unterwerfen. Langeweile und Ungeduld plagten ihn; doch das war auch das Schicksal der andern zurückgehaltenen Personen. Von diesen schloß sich ihm ein verabschiedeter Militair freundlich an und schlug ihm eine Spielpartie vor. Alles dies schien Granowsky so unverfänglich und natürlich, daß er darauf einging. Aber das Vergnügen dauerte nicht lange und kostete ihm sein ganzes vom Vater erhaltenes Geld. Der Verlust war für ihn empfindlich, er wollte sein Geld zurückgewinnen. Er holte daher die alten Goldmünzen hervor und das Spiel beginnt von Neuem. Aber leider besaß Granowsky zu wenig Erfahrung, um zu wissen, mit wem er es zu thun hatte. In noch kürzerer Zeit waren seine schönen Goldstücke, das Andenken seiner lieben Mutter, in die Hände des überlegenen Gauners gerathen. So sah er sich plötzlich aller Mittel zur Weiterreise und zur Existenz beraubt; seine Lage war eine kritische und hätte unberechenbare Folgen haben können. Da bot sich ihm ein ganz unerwarteter Ausweg. Ein Glied der Quarantaine-Gesellschaft sah seine Bekümmerniß, unterrichtete sich mit Schonung über deren Veranlassung und schoß ihm auf eben so zarte Weise das zur Weiterfahrt nöthige Geld vor. Dieses unbekannten Wohlthäters erinnerte sich Granowsky stets mit Rührung und beklagte nur, daß es ihm unmöglich war, dem edlen Manne seine volle Dankbarkeit zu erweisen. — Sein Onkel mütterlicherseits rieth ihm nun, dieses Mißgeschick den Eltern zu verschweigen und versprach,

Digitized by Google

dieselben gelegentlich damit bekannt zu machen; Granowsky ging jedoch darauf nicht ein, sondern legte ein volles Geständniß ab, das ihn eben so ehrte, als es das Band zu seinen Eltern, besonders zu seiner Mutter noch inniger knüpfte. Zugleich hatte dieser Fehltritt, zu dem ihn große Leidenschaftlichkeit — wovon Granowsky auch in reiferen Jahren nicht ganz frei war — und jugendliche Unerfahrenheit fortgerissen, die Wirkung, daß er über seine Handlungen ernster nachzudenken anfing, sich gewissenhafte Rechenschaft zu geben, sich selber kennen zu lernen suchte.

So war denn endlich Granowsky in Petersburg, fern genug von seiner Familie, um sich allein anzugehören und unabhängig genug, um selber seinen Lebensweg zu bestimmen. Der Eindruck, den die großartige Hauptstadt auf ihn machte, drängte ihn in sich zurück und er lebte die erste Zeit meist zu Hause in der Familie seines Onkels oder bei seinen Büchern. Indessen das änderte sich schnell. Granowsky fand nämlich bald eine Stellung in einem Ministerium. Täglich mußte er dorthin und dadurch befreundete er sich mehr und mehr mit der Stadt. Seine Dienstarbeiten, die er meist in der ihm geläufigen französischen Sprache abzufassen hatte, waren nicht anstrengend und ließen während der Dienststunden manche freie Zeit. Diese wurde denn mit den Kameraden verplaudert, die er auch des Abends besuchte. Durch solchen Verkehr lernte er die Welt, in der er sich bewegte, genau kennen; er trat auch dem öffentlichen Leben näher und nahm an dessen Vergnügungen Theil. Besonders zogen ihn die Conditoreien mit den vielen Zeitungen und die Theater — mehr das französische als das russische — an. In dieser Unterhaltungsart machte sich gewissermaßen der Trieb geltend, der seiner spätern Thätigkeit ihre Doppelrichtung auf Wissenschaft und Kunst gab.

Doch kaum hatte Granowsky in diese Weise sich eingelebt, als er sie plötzlich aufgiebt und in die Universität eintritt. Gewiß in Folge ernster Selbsterkenntniß, welche die Mangelhaftigkeit seiner Bildung ihm klar darlegte, wie denn auch der Umgang mit gebildeten Personen sie ihn nur zu oft hatte fühlen lassen, theilte Granowsky seinen Eltern den Entschluß mit, den Staatsdienst mit der Universität zu vertauschen, und führte ihn, als auch der Vater schließlich seine Einwilligung gab, ungesäumt aus. Die Meinung, als wäre Granowsky von seinen Verwandten dazu bestimmt worden, ist eine irrige; im Gegentheil beschuldigten ihn diese deßhalb der Unbeständigkeit. Bei der Wahl seines Berufes spricht Alles für die aus dem Innern stammende Selbstbestimmung, die er auch in einem Briefe an seine Tante durch folgende Worte andeutete: „Es ist unmöglich, seinem Schicksal zu entgehen, aber wenigstens kann man damit kämpfen und ich will es."

Digitized by Google

Im Anfange des Jahres 1832 kam Granowsky als sogenannter freier Hörer auf die Universität, besuchte die Vorlesungen und arbeitete zugleich zu Hause unermüdlich für das Studentenexamen, welches er im August bestand. Daß dieses dem wissenschaftlich so wenig Vorbereiteten nicht leicht wurde, ist erklärlich, und man kann sich die Freude denken, mit der er seinen Namen in der Zahl der Aufgenommenen erblickte. Granowsky wählte die juridische Fakultät, weil ihm für die philologische die erforderlichen Vorkenntnisse in den alten Sprachen abgingen, während er für die mathematische keine besondere Neigung hatte.

Von seinen Universitätslehrern mag der kenntnißreiche, aber unwissenschaftliche Senkowsky am anregendsten gewesen sein. Die andern Professoren übten keinen, oder doch nur einen sehr unbedeutenden Einfluß auf Granowsky*). Dagegen arbeitete dieser selbständig an seiner Ausbildung und entwickelte einen unermüdeten Lesefleiß. Wir müssen hier namentlich seine Beschäftigung mit der englischen Literatur erwähnen. Zunächst waren es die Dichter, die ihn fesselten, und aus denen er mancherlei übersetzte. Granowsky hatte viel poetischen Sinn und kein geringes Formtalent. Mit diesen Uebersetzungsversuchen brachte er es bald zu einer bedeutenden versificatorischen Gewandtheit. Von Walter Scott, dem früh liebgewonnenen Dichter, dessen Romane er verschlang, lag ihm der Uebergang nahe zu historischen Studien. Und so fällt auch schon in Granowsky's Studentenzeit seine nähere Bekanntschaft mit Barante, Villemain, Guizot, Thiers, Sismondi und ganz besonders mit Thierry, den er zu übersetzen anfing, aber unbeendigt ließ. Diesen Studien reihte sich die der Werke von Young, Robertson und Gibbon und zahlreiche poetische Arbeiten an.

Der Tod seiner Mutter, der ihn schmerzlich überraschte, brachte indessen eine große Veränderung in dieses nur den Studien gewidmete Leben. Als älterem Bruder fiel ihm die Sorge für seine Schwe-

*) Mit Ausnahme des Professors der Philosophie A. Fischer, für dessen Vorlesungen die Studirenden eine begeisterte Vorliebe hatten. Granowsky's Studiengenosse, W. Grigorjew, erzählt, daß als ein vom Prof. Fischer angekündigtes Colleg über die Geschichte der philosophischen Systeme die Bewilligung des Universitätsrathes nicht erhielt, die Studenten der juridischen und philologischen Facultät sich zu einer Petition vereinigten, worin sie unter Hinweisung auf den außerordentlichen Nutzen, den ihnen seit dritthalb Jahren die Vorträge des geliebten Lehrers geleistet, um jenes Colleg als den Schlußstein ihrer philosophischen Ausbildung auf das dringendste baten. An der Spitze dieser Petition, welche von sämmtlichen Studirenden beider Facultäten unterzeichnet wurde, habe Granowsky mitgestanden. D. Red.

Digitized by Google

stern zu, denen er stets innige Theilnahme bewiesen hatte. Er veranlaßte daher nicht nur seine Tante, sich derselben ganz anzunehmen, sondern trat ihnen zugleich das ihm von der Mutter hinterlassene Gut ab — uneigennützig sich selbst von allen Mitteln entblößend. Und doch war er damals kaum 20 Jahr alt, lebte in der theuern Hauptstadt und ohne jede sichere Stellung. Auch gerieth er in Folge davon in so drückende Verhältnisse, daß er schon entschlossen war, nach seiner Vaterstadt — und wäre es zu Fuß — zurückzukehren. Aus einem Briefe an seine Tante führen wir hier folgende, seine Lage und Stimmung sehr charakterisirende Worte an: „Sie verlangen, daß ich hier Etwas für meinen Bruder thue. Soll er etwa meine Sorgen theilen? Das wäre ein trauriger Dienst und dazu muß man einen Charakter haben, um, wie ich es thue, mit tausend Unannehmlichkeiten, tausend Entbehrungen ꝛc. zu kämpfen. Ich will's Ihnen offen gestehen, wenn das lange währt, so erschieße ich mich. Dies wird Ihnen gotteslästerlich erscheinen, aber ich schreibe Ihnen mit kaltem Blute, ohne jede Ueberspannung. Ich weiß, was ich zu thun habe, obgleich ich erst 20 Jahr alt bin. Wenn ich noch hoffen könnte, meiner Familie zu nützen; aber ohne Stellung, ohne Zeugniß, nur mit einigen jetzt noch oberflächlichen Kenntnissen, was kann ich erwarten! Besser, ich folge meiner Mutter, sie wird für mich beten, wenn ich dadurch sündige." —

Die Reise in die Heimath mußte indessen doch später unternommen werden. Die Nachrichten, die Granowsky von dort erhielt, machten seine Gegenwart nothwendig. Wie er dort seinen Schwestern den Besitz des von ihm abgetretenen Gutes sicherte; wie er das harte Schicksal ertrug, dem Mädchen, zu dem ihn eine tiefe Neigung zog und das dieselbe in gleicher Weise erwiederte, wegen der Ungunst seiner Verhältnisse entsagen zu müssen; wie er endlich zur Fortsetzung seiner Studien sich in's Ausland begab — dies bildet den Inhalt einer sehr bewegten und ergebnißreichen Epoche seines Lebens, die wir hier nicht weiter verfolgen und deren Schilderung wir seinen Biographen überlassen.

Granowsky's Entwickelung war, wie wir gesehen, keine ruhig sich vollendende, in einer bestimmten Ordnung vor sich gehende — sie geschah vielmehr sprungweise unter dem Einflusse theils scheinbar zufälliger Umstände, theils der eigenen Selbstbestimmung. Er wurde weniger gebildet als daß er sich selbst bildete. Daher die Selbständigkeit seines Charakters, den Bekanntschaft mit Noth und Elend nicht wenig stählten. Jeder Stubengelehrsamkeit abhold, umfaßte Granowsky's Geist das ganze, volle Leben, auf das fördernd einzuwirken denn auch sein eifrigstes Bemühen war. — Durch die frühe Vertrautheit

Digitized by Google

mit fremden Sprachen der Bildung des Westens gewonnen, hatten das Leben in der Petersburger Gesellschaft, seine Vorliebe für die schönen Künste und das Studium der gediegenen und geschmackvollen Autoren Frankreich's und England's ihn vor dem den damaligen russischen Gelehrten so oft kennzeichnenden Cynismus, der das Seminar nicht verleugnete, bewahrt. Als daher Granowsky aus dem Auslande zurückkehrte, trat er selbstverständlich zu all den Kreisen in Beziehung, wo Sinn für Wissenschaft und Kunst herrschte, wo in reger Wechselwirkung gegenseitige Förderung stattfand. Seine bloße persönliche Erscheinung gewann von vornherein das Wohlwollen. Sein von reicher Fülle schwarzer Locken umwalltes Haupt, die blasse, an den Südländer erinnernde Gesichtsfarbe, die ausdrucksvollen Augen, die hohe Stirn, das Ebenmaß der Züge, seine hohe Gestalt — Alles wirkte zusammen, um Alle, die ihm nahten, zu fesseln. So äußerlich und innerlich bevorzugt, erschien er in dem Kreise, den der feingebildete Moskauer Professor Stankewitsch um sich versammelte, so erschien er auf dem Katheder. Darf man sich wundern, wenn in gleicher Weise Gesellschaft und strebende Jugend ihn mit Freuden empfing, ihn liebgewann und für ihn wie für keinen Andern schwärmte? Von den Ideen Hegel's genährt, wurde Granowsky anfänglich ihr fruchtbarster Vertreter auf dem Gebiete der Geschichte. Doch mit reifendem Urtheil trat er später, gleich Stankewitsch, von dem Hegelschen Standpunkte zurück und erhob sich zu selbständiger, freier Anschauung der Welt und der Geschichte.

Seinen Beruf als Professor begriff er anders als die Meisten seiner Kollegen. Der Lehrstuhl sollte für ihn nicht nur ein Bildungsmittel in seiner speziellen Wissenschaft sein, er sollte auch dazu dienen, in die Herzen der jungen Generation die Anregung zu einer allgemeinen politisch-sozialen Durchbildung zu bringen. Und er war in beiden Beziehungen so überaus glücklich, daß er als der Begründer eines neuen wissenschaftlichen Lebens und zugleich einer neuen Auffassung des Lebens vom Standpunkte des Bürgers erscheint. In seinen anregenden Vorträgen über Geschichte leitete er unaufhörlich darauf hin, die Geschicke der Völker aus ihrem eigensten Leben, diesem zusammengesetzten organischen Ganzen, heraus zu begreifen und zu beurtheilen; er wies für immer die trockene Aneinanderreihung der Thatsachen und die bloße Zahlengelehrsamkeit ab. Die Geschichte sollte jedes Volk mit seinem ganzen, durch innere und äußere Gründe gebildeten Charakter und Leben den Zuhörern vorführen und daraus die Anwendung auf das eigne Volk nahe legen. In seiner Uebersicht der historischen Literatur Frankreichs und Englands vom Jahre 1847 sagt Granowsky: „Die Geschichte muß mehr als jede andere Wissen-

Digitized by Google

schaft die Zeitideen in sich aufnehmen. Wir können auf die Vergangenheit nicht anders sehen, als indem wir sie auf die Gegenwart beziehen. In den Schicksalen unserer Väter suchen wir hauptsächlich die Erklärung der unsrigen. Jede Generation stellt ihre Fragen an die Geschichte. An der Mannichfaltigkeit der historischen Schulen und Bestrebungen erkennt man die innersten Gedanken und Sorgen der Zeit. Deßhalb wird auch die Uebersicht der historischen Literatur zu einem Bericht über die Bewegung der öffentlichen Meinung."

Granowsky unterschied sich von unsern gewöhnlichen Gelehrten schon durch den seltenen Muth, mit welchem er dem starren, in Rußland schroffer als irgendwo hervortretenden Pedantismus sich entgegenstellte. Er verlangte von der Wissenschaft, daß sie mit dem Leben Hand in Hand gehe und auf dasselbe nach allen Richtungen ihre wohlthätigen Einwirkungen übe. Ein Gelehrter, in dem der Mensch und Bürger verloren gegangen, war für ihn ein Unding. In diesem Sinne wirkte er denn auch, und bei Granowsky's Beurtheilung müssen weniger seine Schriften, als seine Persönlichkeit — sein Wirken durch das lebendige Wort, durch sein ganzes Leben in Betracht kommen. Meister im Vortrage, den er anziehend in vollkommen schöner Form zu gestalten verstand, wirkte er dadurch nicht weniger als durch den fortwährenden Hinweis, daß ein Staatsbürger nur dann Werth habe, wenn er die Eigenthümlichkeiten seines Volkes begreife und sie weiter zu entwickeln bestrebt sei. Und nicht bloß auf seine Zuhörer, auch in weiten Kreisen, auf die Umgestaltung unserer gesellschaftlichen Verhältnisse wirkte Granowsky; denn er wußte in diese einen tieferen Gehalt, eine freiere Form, das Interesse für Wissenschaft und das von reiner Humanität getragene Selbstgefühl zu bringen. Hier ist besonders seine Bedeutung als Bürger zu suchen. Für Wissenschaft und Gesellschaft war Granowsky der Bringer eines neuen Lichtes, der Träger eines neuen Lebens. Deshalb war sein Einfluß unberechenbar, deshalb ist sein Andenken eben so unvergeßlich als die Dankbarkeit groß in den Herzen seiner Schüler. Seine Schriften enthalten nichts Einzelnes, das besonders hervorragt, aber alle zusammen bilden ein Ganzes, das durch edle Humanität und reine Vaterlandsliebe ausgezeichnet ist — ein kostbares Vermächtniß für alle gebildeten Klassen. Die Dankbarkeit seiner Schüler ist zu einer Art Cultus geworden, so daß bei Nennung seines Namens noch jetzt die Herzen sogar im Alter vorgeschrittener Männer jugendlich aufflammen und tief bewegt erscheinen. So zeigte mir einer derselben eine ganze Sammlung Portraits von Granowsky aus seinen verschiedenen Lebensphasen nicht ohne tiefe, innige Freude, die eben so ungekünstelt als bezeichnend war.

Digitized by Google

Natürlich fehlte es Granowsky auch nicht an Feinden; doch waren dies Dunkelmänner, die jedem Fortschritte feindlich entgegentraten und den befreienden, die Widersprüche des Lebens versöhnenden Geist, von dem Granowsky beseelt war, gefährlich fanden. Solche zu jener Zeit Alles vermögenden Männer vermochten indessen nicht dem tief fühlenden und denkenden, doch eben so ein sicheres Maaß einhaltenden Professor in seiner Wirksamkeit zu hindern. Diese ging trotz aller feindlichen Bestrebungen fort und fand überall Anerkennung. Sehr charakteristisch für die Beschaffenheit von Granowsky's Wirken ist der Umstand, daß die dem Fortschritt huldigenden, aber in ihren Prinzipien weit von einander abweichenden Männer jener Zeit mit ihm zusammenstimmten, daß er für sie alle als gemeinschaftlicher Mittelpunkt galt. Der edle Stankewitsch, der pedantisch gelehrte Solowiew, der gemäßigte, rechtliche Kawelin, der hochbegabte Kudriawzew trafen bei Granowsky mit der leidenschaftlichen Natur eines Belinsky und dessen Gesinnungsgenossen zusammen und lebten in ungetrübtem Einklange. Wenn auch Granowsky mit den Letzteren, namentlich in religiösen und politischen Fragen, nicht immer übereinstimmte, so hielt ihn das nicht ab, in ihnen die Vorkämpfer der vorwärts strebenden Jugend zu erblicken, jenes Volksgeistes, den er selbst sein ganzes Leben lang zu wecken bemüht war.

Den Slavophilen stand Granowsky feindlich gegenüber und bekämpfte ihre Ansichten, besonders diejenige, welche die wissenschaftliche Entwickelung der Nation aus eigenen Kräften fordert, was er als falsch nachwies, indem er nur im Anschluß an die schon vorhandene wissenschaftliche Bildung das Mittel zu eigener, selbstständiger Fortbildung des russischen Volkes erblickte. Er sagt in dieser Beziehung bei Beurtheilung einer fleißigen, aber doch vollkommen unzweckmäßigen Arbeit eines russischen Gelehrten Folgendes: „Die Masse der in den letzten 50 Jahren unternommenen historischen Arbeiten ist zu einer kolossalen Ausdehnung angewachsen. Wir wissen selber nicht, wie reich wir sind. Deutsche Gelehrte klagen über die Unmöglichkeit, alle einzelne Schriften über die Geschichte ihres Volkes zu studiren. Das nothwendige Resultat eines solchen Zustandes der Literatur ist eine fortwährende, bedeutende Einbuße an Kraft von Seiten der Schriftsteller. Wie viel Irriges und schon Bekanntes findet sich nicht in den Werken der besten französischen Autoren, bloß weil sie die Werke ihrer überrheinischen Brüder nicht studiren und für eigne Entdeckung und Fortschritt das ausgeben, was in Deutschland längst bekannt ist. Worin soll denn der Fortschritt und das organische Wachsthum der Wissenschaft bestehen, wenn ein jedes Volk von Neuem das anfangen

Digitized by Google

und durcharbeiten will, was andere Völker schon längst zum Abschlusse gebracht haben?"

Aus der Thatsache, daß die verschiedensten Bildungsrepräsentanten sich mit Granowsky im Einklange befanden, geht ferner zur Evidenz hervor, daß der Umkreis seiner Studien ein sehr weiter war, der nicht nur speziell Geschichte, sondern die meisten Gebiete des Wissens umfaßte. Dies befähigte ihn eben, auf die verschiedensten Anschauungsweisen einzugehen, nach allen Richtungen hin aus dem reichen Schatz seines in sich einigen Wissens anzuregen, zu fördern und dem russischen Geiste gewissermaßen ein für seine Zeit bestimmtes Gepräge aufzudrücken. Um seine Bedeutung ganz zu begreifen, müßten wir hier die ganze Epoche schildern — was wir jedoch als die uns hier gesteckten Grenzen überschreitend unterlassen, indem wir es uns vorbehalten, darauf bei anderer Gelegenheit zurückzukommen.

Aus Granowsky's Familienleben sei folgende charakteristische Thatsache hervorgehoben. Er war mit einer Deutschen verheirathet. Diese liebte ihn so innig, daß sie vor ihrem Tode zur russischen Kirche übertrat, nur aus dem Grunde, um im Grabe an seiner Seite liegen zu dürfen. —

Granowsky's letzte Jahre waren durch manches Mißgeschick getrübt. Die Folgen des Jahres 1848 für Rußland, die strengen Censurmaßregeln, die unter politischem Vorwande überallhin geübten Verfolgungen kränkten ihn tief. Er schien sogar eine Zeit lang an der Zukunft seines Vaterlandes zu verzweifeln. In dieser Stimmung schrieb er an einen nahen Freund: „In China gab es einst einen großen Mann, der die Körper belebte. In Rußland übte Peter der Große diese Wirkung — jedoch seit seinem Tode geht Alles zu Grunde und ich sehe nur Trübes in der Zukunft." Aus einer so trostlosen Lage schien ihm Rettung nur durch einen großen Mann möglich und daraus mögen wohl die von ihm verfaßten „Charaktere großer Männer" zu erklären sein.

Daß Granowsky dem Schicksale nicht entging, während seiner letzten Lebensjahre unter polizeilicher Aufsicht zu stehen, mußte ihm ebenso unangenehm sein, als von Alexander Herzen Einer der Träger revolutionärer Ideen in Rußland genannt zu werden, was er doch keineswegs war. Granowsky bildete die strebende Jugend und die Gesellschaft seiner Zeit, aber er that nichts, was darüber hinaus lag; sein Zweck war ein ihm vollkommen genügender, er konnte und mußte sich darauf beschränken. Unsrer Zeit ist es vorbehalten, an die Bildung des Volkes zu denken und so das Werk Granowsky's fortzuführen. Mögen bei diesem Streben eben so unbescholtene und begabte Männer,

Digitized by Google

wie Granowsky war, sich betheiligen, und dieses Werk wird von sicherem Erfolge gekrönt sein.

Hermann Baden.

Wir können uns nicht versagen, die vorstehende Skizze, die einzelne sehr interessante Vorgänge und Abschnitte aus dem Leben Granowsky's fast unberührt läßt, aus den Mittheilungen W. Grigorjew's und den „literarischen Erinnerungen" J. Panajew's einigermaßen zu ergänzen.

Von der Zeit, die Granowsky unmittelbar nach seinem Abgange von der Universität in Petersburg zubrachte, und von den Umständen, die seine Studienreise nach Deutschland herbeiführten, erzählt Grigorjew unter Anderem Folgendes:

Das letzte Examen war endlich bestanden, das Candidatendiplom erlangt, und Granowsky, als Edelmann und Gutsbesitzer, mußte nothwendig irgend eine Dienstlaufbahn erwählen. „Erwählen" — so nennt man das; aber in Wahrheit gelangen unsere jungen Leute in die eine oder die andere Dienstcarrière nicht aus eigener Wahl, sondern durch Zufall, durch verwandtschaftliche oder freundschaftliche Connexionen. Zu einem Beamten im streng bureaukratischen Sinne fühlte nun allerdings Granowsky sich durchaus nicht befähigt; aber irgendwo mußte er doch eine Stellung annehmen. Da wurde im hydrographischen Departement des Marineministeriums die Stelle des Bibliothekargehilfen vacant; man trug sie Granowsky an, und der griff danach mit Freuden. Ein Dienstposten war's eben, wie jeder andere, aber ohne Schreibereien und Acten, die eine jugendliche und vollends eine poetische Natur zur Verzweiflung bringen können. Dann die Gelegenheit zur Benutzung einer Bibliothek; sie bestand zwar vorzugsweise aus Fachschriften, die dem eigentlichen Berufe Granowsky's fern lagen, bot jedoch immerhin seiner Wißbegierde einige Nahrung. Daran, daß die Stelle eines Unterbibliothekars zu einer „Carrière" keine Aussicht eröffnete, dachte weder Granowsky, noch einer seiner Freunde. Genug, er wurde Bibliothekargehilfe, legte die Beamtenuniform an und begann seine täglichen Wanderungen nach dem Hauptadmiralitätsgebäude, wo sich die Bibliothek des hydrographischen Departements befand.

Bibliothekar, also der eigentliche Vorgesetzte Granowsky's, war A. G. Oginsky, der Uebersetzer der Homerischen Batrachomyomachie, der Goldsmith'schen Geschichte Griechenland's, Rom's, Englands ꝛc., ein zu seiner Zeit recht tüchtiger Mann, dessen Ansichten jedoch für das Jahr 1835 schon zu veraltet waren, um mit denen seines neuen Untergebenen übereinzustimmen. Ergötzliche Scenen und Unterhaltungen pflegten

Digitized by Google

in Folge dessen an den Vormittagen in der Bibliothek des hydrographischen Departements stattzufinden. Noch ergötzlicher war die Art, wie Granowsky davon erzählte, obgleich er übrigens den Verdiensten des ehrenwerthen Bibliothekars alle Gerechtigkeit widerfahren ließ. Jene Morgenunterhaltungen boten den Kameraden Granowsky's, die Abends bei ihm zusammenkamen, eine unversiegbare Quelle von Spaß. —

Zu diesem Kameradenkreise gehörten, nachdem ein paar Jugendfreunde Granowsky's abgereist waren, einige seiner neueren Bekannten, vorzugsweise jüngere Schriftsteller, zu denen er als Mitarbeiter der „Lesebibliothek" oder durch seine Universitätsgenossen in Beziehung getreten war, darunter: E. P. Grebenka, der Lyriker Benediktow, A. W. Timofejew, E. Th. Korsch. Aber der Mittelpunkt unserer freundschaftlichen Zusammenkünfte wurde bald J. M. Newärow, ein Candidat der Moskauer Universität, der damals zugleich mit A. Krajewsky bei der Redaction des „Journals des Unterrichtsministeriums" angestellt war. Newärow hatte seinerseits einen Kreis von Moskauer Kameraden, die jetzt in Petersburg lebten. Bei ihm also geschah es, wo Zöglinge der beiden Universitäten aus der ersten Hälfte der dreißiger Jahre persönlich mit einander in Berührung kamen. Welcher Art unser Einfluß auf die Moskauer war, weiß ich nicht; derjenige, den letztere auf uns übten, gereichte Einigen von uns zu großem Vortheil.

An der Moskauer Universität herrschte zu Anfang der dreißiger Jahre ein anderer und höherer Geist als im Petersburger Studententhum. Die besten Studirenden der philologischen Facultät beschäftigten sich sehr eifrig mit deutscher Literatur und Philosophie. Wie später Hegel, so herrschte damals unter ihnen Schelling, wobei übrigens die Kunstphilosophie in vorderster Reihe stand. Die Kunst war damals ihr Steckenpferd, und die Kunstansichten der Deutschen wurden bei ihnen Gegenstand heißer Disputationen und Erörterungen. Newärow gehörte zu den philosophirenden Jüngern, die Goethe anbeteten, für Hoffmann schwärmten und auf die Kunst „an sich und für sich" schworen. Alles das brachte er nach Petersburg mit; in alles das suchte er, gemeinschaftlich mit den anderen Moskauern, auch uns, den ungebildeten Haufen, einzuweihen. Wir waren gute Jungen, frei von Empfindlichkeit. Das Uebergewicht der Moskauer in Ansehung deutscher Weisheit erkannten wir ohne Widerrede und ohne Bitterkeit an. Einige versuchten sogar ihnen nachzudringen in das Labyrinth, wo jene so frei umherzuwandeln schienen; aber es fesselten sie Herder und Schiller, und bei denen blieben sie stehen. Genug, zwischen den Moskauer und Petersburger Jünglingen der er-

Digitized by Google

wähnten Kreise bildete sich eine recht herzliche Gemeinschaft; das Band war die Einheit moralischer Prinzipien und patriotischer Gefühle. Obgleich wir unseren slavischen Naturen gemäß eine lebhafte Sympathie für alle Völker der Erde hatten, freuten wir uns doch, als Russen geboren worden zu sein, und waren sogar stolz darauf, womit hier Anderen kein Vorwurf gemacht werden soll. In uns klangen noch die Ereignisse von 1812—1815 nach und das Dulce et decorum est pro patria mori war tief in eines Jeden Herz geschrieben. Wenn das Jahr unsers Petersburger Beisammenlebens nach Granowsky's Abgang von der Universität für ihn und den Freundekreis auch nicht ohne Thorheiten verstrich, die nun einmal von jugendlicher Exaltation unzertrennlich sind, so traten doch dabei auch viele edle Bestrebungen und schöne Waliungen zu Tage. Noch hatte uns der Schmutz des Lebens nicht berührt. Auch ließen wir in unsern gemeinsamen Cirkeln weder Prahlerei noch Lobhudelei aufkommen. Jeder von uns versuchte sich als Schriftsteller; aber das Vorlesen zur Befriedigung der Eitelkeit wurde in unserm Kreise mit einem unerbittlichen Ostracismus verfolgt. Nie und nirgends vielleicht mögen Autoren über ihre Erzeugnisse so bittere Wahrheiten vernommen haben, wie diejenigen, mit denen wir einander aufwarteten. Es wurde bei uns zur förmlichen Leidenschaft, der literarischen Eigenliebe Streiche zu versetzen, und wir kannten darin keine Grenzen. Diese in unserm Cirkel herrschende Neigung übertrug sich auch auf Granowsky, der sogar später noch, in seiner Moskauer Epoche, Spuren davon verrieth. —

Ein halbes Jahr, nachdem Granowsky die Universität verlassen hatte, kam Newärow's Freund, K. W. Rshewsky, nach Petersburg. Es war dies ein junger Mann von merkwürdiger Willenskraft, klarem und durchdringendem Verstand, von einer Bildung, wie sie damals nur die begabtesten Schüler der Moskauer Universität besaßen, festen Charakters, nicht allzu mittheilender Natur und von einer in seinen Jahren seltenen Menschenkenntniß. Bei äußerst strenger Ansicht vom Leben und von den Bürgerpflichten mochte Rshewsky nicht das viele Plaudern darüber, sondern griff feurig und energisch zur That. Das wußten die Kameraden damals nicht recht zu würdigen. Er erschien „kalt" und weckte keine Sympathie. Auch Granowsky faßte kein Herz zu ihm, und später erst, nach seiner Rückkehr aus dem Auslande, ließ er diesem bedeutenden Menschen volle Gerechtigkeit widerfahren. Rshewsky seinerseits, der sich keinen „Busenfreundschaften" hingab, für das allgemeine Wohl aber ein glühendes Interesse hatte, erkannte sogleich die begabte Natur Granowsky's, und es that ihm leid, daß ein solcher Geist in journalistischen Arbeiten verflachen und in dem harmlosen, aber auch unnützen Geplauder einer müßigen Geselligkeit zwi-

Digitized by Google

schen Theaterbesuch und Herumtreiben an öffentlichen Orten sich verflüchtigen sollte. Er machte Granowsky darüber ernstliche Vorstellungen, und von dem Werth akademischer Thätigkeit, wie von Granowsky's Befähigung zu einer solchen durchdrungen, schlug er ihm vor, sich um den Lehrstuhl der Geschichte an der Universität Moskau zu bewerben, wozu er eine Zeit lang sich in dem gelehrten Deutschland würde vorzubereiten haben. — Dieser Vorschlag, bei dem Lockenden einer Reise in's Ausland, war ganz nach dem Geschmacke unseres Freundes, der zu einer bureaukratischen Laufbahn durchaus keinen Beruf fühlte, und fand auch im Kreise der Genossen, deren sich mehrere gleichfalls zur Professur vorbereiteten, volle Theilnahme und Billigung. Granowsky wandte sich nun mit dem betreffenden Gesuch an den Grafen S. G. Stroganow, und da er von Rshewsky auf das wärmste empfohlen ward, so gelangte er ohne Schwierigkeit zur Aufnahme unter die Mitglieder des „Professoreninstitutes", wie dazumal die Gemeinschaft der sich zum Lehrfach vorbereitenden Candidaten sämmtlicher russischer Universitäten genannt wurde.

Bevor jedoch Granowsky diesen für sein ganzes Leben entscheidenden Schritt that, ließen es Leute, die persönliche Absichten auf ihn hatten, nicht an allerlei Bemühungen fehlen, ihn davon abzuhalten. Anfänglich, so lange man glaubte, daß der Gedanke an eine Professur in ihm noch zu keinem festen Vorsatz gediehen war, begnügte man sich mit dem Versuche, ihn zu überreden, eine Professur sei ja doch nur eine kleinbürgerliche Carrière, sei Gott weiß was; für einen Mann comme il faut, wie Granowsky, schicke es sich nicht, im Lehrfach zu dienen; im Auslande habe man nichts zu lernen, und nur Seminaristen pflegten deshalb hinzureisen. Granowsky aber würde, wenn er in Petersburg bliebe, ein Amt bekommen und zu Würden gelangen, von denen er sich nicht träumen lasse. Als man sah, daß diese Argumente auf Granowsky keine Wirkung hatten, versuchte man es eines schönen Morgens, ihn von einer andern Seite zu fassen: — „Vous êtes fou de Mademoiselle telle; c'est clair comme le jour. Eh bien, voulez-vous que je vous fasse son heureux mari? Vous n'avez qu'à le dire. Wahrhaftig, lassen Sie uns das gleich arrangiren. Son père ne demande pas mieux. L'idée vous sourit-elle?"

Die Idee freilich lächelte; aber noch mehr lächelte Granowsky über die Idee, ein Mädchen zu heirathen, das ihm fast unbekannt war.

Man ging noch weiter, als er auf den Herzensköder nicht anbeißen wollte. Kinderlose reiche Leute machten ihm den Antrag, wenn er in Petersburg bliebe, ihn zu adoptiren, und spielten die Verzweifelten, da Granowsky nicht bergen konnte, wie dumm dieser Antrag ihm vorkam.

Digitized by Google

Im Frühjahr 1836 machte Granowsky einen Ausflug nach Moskau und zu seiner Familie, um von derselben Abschied zu nehmen, verlebte hierauf noch einige schöne Tage in Petersburg bei Newärow und begab sich dann, geleitet von unseren zärtlichen Scheidegrüßen, zu Schiffe nach Lübeck.

Aus Berlin, wo Granowsky die Stätte seiner wissenschaftlichen Ausbildung suchte und fand, erhielt Grigorjew von demselben (in Folge einer zwischen den Freunden eingetretenen Spannung, an der eingestandener Maßen Grigorjew's Empfindlichkeit allein Schuld war) erst nach einem Jahre directe Nachrichten. Granowsky war mit einer mehr als mangelhaften Kenntniß des Deutschen nach Berlin gekommen; seine Beschäftigung mit fremden Sprachen hatte ihn fast ausschließend zur englischen und französischen Literatur geführt, für welche er die größte Vorliebe gewann. Hiernach ließ sich kaum erwarten, daß er so bald mit dem deutschen Geiste sich vertraut machen oder gar innig befreunden würde. Allein dies geschah — und zwar weit schneller, in weit höherem Grade, als die „slavischen Naturen" unter seinen Petersburg-Moskauer Freunden es für möglich gehalten hätten. Grigorjew, der sich zu diesen „slavischen Naturen" bekennt und ganz im Sinne der slavophilen Genossenschaft, deren Organ seine Mittheilungen über Granowsky veröffentlicht*), Betrachtungen über den russischen „Erbfehler", die Bewunderung der Deutschen, anstellt, Grigorjew hat sehr wohl daran gethan, seine Mittheilungen durch einige von Granowsky an ihn gerichtete Briefe aus jener Zeit zu unterbrechen. Sie erklären besser, als der engherzige Commentar, den er uns giebt, den leidenschaftlichen Anschluß des ihm geistig so weit überlegenen Freundes an den deutschen Genius. Hier ein paar Auszüge aus diesen Briefen.

Eine Herzensergießung Grigorjew's, der in einem Faust'schen Paroxysmus darüber klagt, daß „wir nichts wissen können", beantwortet Granowsky mit einem warmen Trostschreiben.

— „Du sagst," heißt es darin, „daß du an allem zweifelst, daß du von der Unmöglichkeit, etwas zu wissen, überzeugt bist. Auf Letzteres könnte man entgegnen, daß diese Ueberzeugung von der Unmöglichkeit, etwas zu wissen, schon Wissen sei, und daß du dir selbst widersprichst. Allein dergleichen Folgerungen bekehren nicht, und darum

*) „Russkaja Besséda" (Russische Unterhaltungen), ein periodisches Sammelwerk, aus welchem Bodenstedt eine Auswahl von Aufsätzen in's Deutsche übertrug und unter dem Titel „Russische Fragmente" in zwei Bänden herausgab. (Leipzig, Brockhaus 1862.)

Digitized by Google

rathe ich dir, mein Lieber, zu deiner Erleichterung noch mehr zu zweifeln; nicht nur deine Zweifel nicht zu bannen, sondern sie recht hervorzurufen, kurz, alles der strengsten skeptischen Untersuchung zu unterwerfen — und diese Untersuchung an deinen eigenen Zweifeln zu beginnen. Woran zweifelst du? Weshalb? Mit welchem Rechte? Welchen Grad von Glaubwürdigkeit haben die negativen Resultate deiner Zweifel? Ich versichere dir, daß diese Untersuchung von großem Vortheil für dich sein wird; sie wird dich beruhigen und, was noch besser, zu neuen Kämpfen stärken. Inzwischen will ich dir sagen, wie ich mir einen Theil der Fragen gelöst habe, mit denen ich dir rathe, dich zu beschäftigen. Es versteht sich, daß ich dich nicht mit philosophischen Erörterungen tractiren will; dergleichen kannst du in Büchern lesen. Ich habe viel, sehr viel gedacht in diesem letzten Jahre. Vielleicht komme ich mit dir auch darauf zu reden — doch ein andermal. Jetzt laß mich den Gegenstand speciell nur in Anwendung auf mich und — dich berühren. Ich bitte dich, mein Bester, im voraus um Entschuldigung wegen der schroffen Wahrheiten, die ich auszusprechen im Begriffe bin.

Haben wir ein Recht, den negativen Resultaten unserer Zweifel zu trauen? — Nein. Wir dürfen, wir *sollen* zweifeln — das ist eines der schönen Vorrechte des Menschen; aber diese Zweifel müssen zu etwas führen; wir müssen nicht bei den ersten verneinenden Antworten stehen bleiben, sondern weiter gehen, die ganze Dialektik, mit der uns Gott begabt hat, in Bewegung setzen und bis an's Ziel, wenn auch nicht des Absoluten, doch des für uns Möglichen gelangen. Dies ist eine Regel für die ganze Menschheit. Uns beiden gegenüber giebt es noch andere Einwände. Ich habe einmal an der Wissenschaft gezweifelt (wie du jetzt): hatte ich ein Recht dazu? Natürlich keins. Schön ist es, einen Mann der Wissenschaft mißtrauen zu sehen, der ihrer Meister ist, der ihren ganzen Umkreis beherrscht .... Ich habe mich falsch ausgedrückt — auch darin ist nichts Schönes; nur *darf* ein solcher Mann mißtrauen und verneinen, denn er urtheilt von einem ihm bekannten Wege, den er durchgegangen. Aber wir? Wir stehen erst am Anfang dieses Weges, uns schrecken seine Schwierigkeiten — und da sagen wir ganz ruhig: „Was ist das für ein Weg? Weiß der Teufel, wohin uns der führt; wollen ihn lieber nicht gehen, sonst verirren wir uns gewiß." Unsere Begriffe von dem wirklichen Leben sind kaum gescheiter. Wenn wir in der Wissenschaft nicht weit vorgeschritten, so sind wir es im Leben noch weniger. Was dir in deinem jetzigen Zustande „chaotisch" erscheint, ist vielleicht sehr harmonisch und wohlgeordnet; aber du hast dir nicht die Mühe gegeben, die Dinge in der Nähe zu betrachten. Die Gotteswelt ist schön und vernünftig,

Digitized by Google

nur muß man sie auch mit vernünftigen Augen ansehen. Aber wir beide, lieber Freund, haben oft sehr dumme Augen. Das „Chaos" ist in uns, in unseren Ideen, unseren Begriffen — und wir schreiben es der Welt zu. So erscheint Jemandem, der eine grüne Brille trägt, alles grün, obgleich diese Farbe nur auf seiner Nase liegt. — „Wer die Welt vernünftig ansieht, den sieht sie auch vernünftig an," sagt Hegel. Und das möchte leicht die größte Wahrheit sein, die er ausgesprochen. Angenommen selbst, du vermöchtest jetzt bei aller Anstrengung nicht über die verneinenden Antworten hinauszukommen, die das Resultat deiner ersten Forschungen waren. Was beweist denn das? Nur, daß deine Dialektik noch nicht stark genug ist, daß du noch nicht im Stande bist, von einer Definition zur entgegengesetzten überzugehen. Wer ist Schuld daran? Arbeite; bilde dich, bereite dich zur Lösung großer Fragen vor. Ich thue dasselbe. Hierzu genügt es nicht, Bücher zu lesen; man muß öfter in sich selbst einkehren. Beschäftige dich doch, lieber Freund, mit Philosophie; kehre dich nicht an das Geschwätz von Senkowsky und Consorten; diese Leute verstehen eben so viel von der Philosophie, als ich vom Sanskrit. Sie ist durchaus keine leere, träumerische Wissenschaft. Sie ist positiver, als die anderen und bringt erst Sinn in die anderen. — Daß du den Glauben verloren, darin sehe ich kein Unglück. Im Gegentheil; er wird dir wiederkehren, dieser Glaube — aber geläutert, vernünftig, durchaus nicht mehr jenem ähnlich, den wir von Vater und Großvater ererbt haben."

In einem andern Briefe spricht sich Granowsky noch schärfer gegen die Verächter der deutschen Philosophie aus. Sein Unwille richtet sich da besonders gegen den Orientalisten Senkowsky, denselben, von welchem wir oben in der Skizze des Herrn H. Raden gelesen haben, daß er unter den akademischen Lehrern Granowsky's der anregendste war. In gewissem Sinne jedenfalls. Senkowsky, der sich in der russischen Belletristik unter dem Namen „Baron Brambäus" als Humorist hervorthat und als Redacteur der „Lesebibliothek", einer der verbreitetsten Zeitschriften, auch einen großen literarischen Einfluß übte, war ein Mann nicht nur von staunenswerthen Kenntnissen, sondern auch von sehr lebhaftem Geist und Witz. Aber es fehlte ihm an ideeller Zucht, an geistiger Disciplin. Sein Witz entbehrte der künstlerischen, wie seine Gelehrsamkeit der wissenschaftlichen Gesinnung. Grund genug, daß eine so edle Natur, wie die Granowsky's, vor ihm alle Achtung verlieren mußte. Dies geht deutlich aus dem erwähnten Briefe hervor:

„..... Ueber die Philosophie zu spötteln und zu witzeln, ist sehr leicht. Das geschieht längst, und das thut Jeder, der sie nicht kennt. Indeß bin ich versichert, daß das Studium der Philosophie für dich

Digitized by Google

nothwendiger ist, als für sonst Jemand, und daß du früher oder später daran gehen wirst. Aufrichtig gestanden, ich war ein wenig böse, als ich deinen Brief las, und — nimm mir's nicht übel — ich glaubte, Senkowsky zu hören. Von ihm hast du die Verachtung der Deutschen und der Philosophie. Das ist nicht zu verwundern, und ich will dir deshalb keinen Vorwurf machen. Ich war noch schwächer als du, weil ich nicht nur den Gelehrten, sondern auch den Menschen in ihm achtete. Ja, es gab eine Zeit, wo ich dem „Baron Brambäus" nicht nur in Hinsicht der Wissenschaft, sondern auch in jeder anderen Beziehung glaubte. Als Menschen habe ich ihn noch in Petersburg in seiner wahren Gestalt erblickt; als Gelehrten habe ich ihn zu bewundern aufgehört, seit ich die hiesigen Professoren betrachte. Diese haben außer ihrem Wissen noch etwas, das man dem „Baron Brambäus" nicht klar machen kann: die uneigennützige Liebe zur Wissenschaft. Es giebt hier Gelehrte, die besser stünden, wenn sie für Journale übersetzten, sogar wenn sie Schuhflicker wären; sie aber sterben Hungers und bleiben bei ihrer Geistesarbeit, ohne an eine Aenderung ihrer Lebensverhältnisse auch nur zu denken. Du kennst die Deutschen nicht und solltest daher nicht nachsprechen, was du über sie von einem Bureaukraten hörst, der sie nicht zu begreifen vermag. Klage mich keiner thörichten Parteilichkeit an, lieber Freund; ich rede aus tiefster Ueberzeugung. In manchen Beziehungen gefallen mir die Deutschen gar nicht. Sie haben keinen so praktischen Sinn für das Leben, wie die Engländer und selbst die Franzosen; der deutsche Pöbel ist vielleicht schlimmer, als jeder andere; aber die Besseren unter den Deutschen möchten wohl auch die Besten in der Menschheit sein." —

Im Spätherbste des Jahres 1839 trat Granowsky seine Professur in Moskau an. Von der begeisterten Liebe, die er sich dort während seiner sechzehnjährigen Wirksamkeit nicht nur in der akademischen Sphäre, sondern auch in allen Schichten der Gesellschaft erwarb, legt Grigorjew ein gleiches Zeugniß ab, wie der Verfasser der oben mitgetheilten Skizze, und sucht die Macht dieser außerordentlichen Persönlichkeit folgendermaßen zu veranschaulichen.

„Wir sind gewohnt, in einem Professor entweder einen Beamten zu sehen, der mehr oder weniger gewissenhaft seine Obliegenheiten erfüllt, oder einen Fachgelehrten, den außer seiner Specialität nichts in der Welt interessirt. Von einem Professor, der zugleich Künstler ist, der Mitgefühl hat für alles Schöne in der Natur und in der Menschheit, den seine Aufgabe hinreißt, der seinen Gegenstand in kunstvolle Formen kleidet, hatten wir keinen Begriff. Granowsky war der Erste, der bei uns als ein solcher Künstler auf dem Katheder erschien. Dazu rechne man, daß er zum Gegenstand die Geschichte hatte, den schön-

Digitized by Google

sten Stoff für die Darstellung; daß seine Philosophie eine heitere und trostreiche war; daß er der enthusiastischen jungen Generation den leichten Glauben an den Fortschritt predigte; daß aus dem Künstler der gute, warme, gemüthvolle Mensch hervorblickte, der von allem Pedantismus und aller selbstsüchtigen Gereiztheit frei, edel war im Streben wie im Handeln — und man wird die Wirkung vollständig begreifen, die er auf die Studirenden hervorbrachte. Es hatte auch vor Granowsky an unseren Universitäten, namentlich im Lehrstuhl der Literatur, Professoren von ähnlichem Naturell gegeben; aber immer fehlte ihnen etwas zum vollen künstlerischen Eindruck: dem Einen die Grazie, dem Andern die moralische Reinheit, und darum erlangten sie nicht die glänzenden Resultate, zu denen Granowsky gelangte. Jene Eigenschaften erklären auch den Erfolg seiner öffentlichen Vorträge, welchen das allgemeine Entzücken seiner akademischen Hörer in der Gesellschaft vorbereitet hatte. Und dann: dieser prächtige Kopf, diese ausdrucksvollen Züge, diese klugen Augen unter den überhängenden Brauen — alles das im Verein mit einer zwar schwachen, bisweilen stockenden, aber tief sympathischen Stimme! Wenn Granowsky vom Katheder sprach, so schien er ganz in seinem Gegenstande aufzugehen; wie für die Pythia der Alten, bangte der Zuhörer für ihn, daß jeden Augenblick die Inspiration ihn überwältigen, die schwache Stimme ihm versagen und das eben ausgesprochene Wort auf der Lippe des Sehers ersterben könne. Alles das war so schön, weil es natürlich, ungeschminkt, ungekünstelt, auf keinen Effect berechnet war. Das Katheder war für Granowsky, was die Bühne für Talma oder Kean war: er versetzte sich mit seinem ganzen Wesen in die Zeiten, von denen er sprach. Aus dem Dunkel der Geschichte zog er lebendige Gestalten hervor, die er der Bewunderung oder dem Abscheu seiner Hörer hinstellte. Ja, seine Begeisterung setzte auf dem Katheder die Geschichte in Scene." —

Granowsky starb am 16. October 1855. Weder der Verzweiflung über die heimischen Zustände, noch dem Unmuth über das großsprecherische Selbstgefühl der damaligen Moskauer Volksbeglücker ließ ihn sein heller Geist ganz verfallen. Er hatte freilich Stunden, wo seine Verzweiflung so weit ging, daß er in der Leidenschaft des Spieles, für die er, wie wir oben gehört, schon eine Jugendanlage gezeigt, bedenkliche Zerstreuung suchte; und der Unmuth über die Moskauer Großsprechereien riß ihn bisweilen über all seine gewohnte Milde und Schonung hinweg zu den schneidendsten Auslassungen. Noch wenige Monate vor seinem Tode soll er, wie J. Panajew in seinen „literarischen Erinnerungen" erzählt, einmal ausgerufen haben:

Digitized by Google

„Wenn ich nicht so sehr an der Moskauer Universität hinge, ich bliebe keinen Augenblick länger in Moskau .... Mit diesem apathischen, trägen Moskau, das halbverschlafen mit seiner alten Herkunft, seinen einstigen Verdiensten und einer vermeintlichen Unabhängigkeit prahlt, mit diesem Moskau kann und will und darf ich nichts gemein haben .... Moskau ist jetzt nur ein Ort für Pensionirte und Abgelebte. Ein Mann mit frischen Kräften, ungeschwächter Energie und Durst nach Thätigkeit hat in Moskau nichts zu machen. Den kann dies ewige, unfruchtbare Umkehren zur Vergangenheit, dieser egoistische Genuß an alten Erinnerungen nicht befriedigen. Er hat keine Zeit, müßig zurückzuschauen, er will vorwärts und immer vorwärts. Ihm muß dies unthätige, stumpfe Selbstgenügen, worein Moskau versunken ist, unerträglich scheinen."

Aber eben weil Granowsky selbst der Mann war, der nicht zurück, sondern immer vorwärts schaute, ließ er sich auf die Dauer auch von den Eindrücken seiner unmittelbaren Umgebung nicht entmuthigen. Wie konnte er auch anders, er, der den „Glauben an den Fortschritt" lehrte! Und diesen Fortschritt — schon sah er ihn, nicht blos vorahnend, sondern aus allen Zeichen der Zeit. Sein scheidender Blick fiel in das gelobte Land der Zukunft.

Auch mir war es vergönnt, dem seltenen Manne im Leben zu begegnen. Während meines Aufenthalts in Moskau traf ich wiederholt mit ihm zusammen und sein versöhnender Zuspruch erquickte mich oft wie Freundesgruß im Lager der Feinde. An seinem seelenvollen Gespräch erholte ich mich von manchen Abend- oder vielmehr Nachtunterhaltungen in gastfreundlichen Cirkeln, in denen zum Vorspiel slavischer Welteroberung der Dichter A. Chomjakow sein dialektisches Feuerwerk losbrannte, der halb in Volkstracht gekleidete Konstantin Aksakow sein schwärmerisches Pathos und der Aesthetiker Schewürew seinen literarhistorischen Bekehrungseifer aufbot. Achtzehn Jahre sind seitdem vergangen — und noch steht sie vor mir in aller Lebensfrische, die edle Gestalt Granowsky's. Und wenn ich heute höre, wie der jugendliche Professor Lamansky in Vorträgen über Lomonossow (diesen Gründer der russischen Literatur, der alle Grundlagen seiner eigenen Bildung in Deutschland gewann) selbst bei gelegentlichem Hinweis auf die Grausamkeiten Birons von Kurland Veranlassung sucht, über „deutsche Frechheit" zu klagen; wenn ich höre, wie Iwan Aksakow, der Redacteur der Moskauer Zeitschrift „der Tag", gegen „Germanismus und Teutonismus" wirklich in den Tag hineinredet, während

Digitized by Google

er für einen russischen advocatus patriae, den er so gern spielt, am besten bei einem deutschen Vorbild, bei unserm unvergleichlichen Justus Möser, in die Schule gehen könnte — wenn ich heute alles das höre, so entringt sich mir der unwillkührliche Ausruf: Ist denn kein Granowsky da? O, daß er da wäre, dieser falschen Vaterlandsliebe die Larve abzureißen, daß er diesen patriotischen Deutschfressern sagte: Gehet hin und lernet die Geschichte nicht aus euern altrussischen Chroniken, sondern im Geiste der Menschheit! Vor diesem Geiste beuget euch in Demuth — denn in ihm weht der Athem Gottes!

W. W.

Digitized by Google

Die Stenographie in Rußland.

Von

Dr. J. W. Zeibig.

Trotz der zahlreichen Versuche, welche bei allen Nationen gemacht worden sind, die Schreibkunst zu vervollkommnen, trotz des täglich einem Jeden fühlbar werdenden Bedürfnisses, der Schrift die Flügel des Gedankens zu verleihen, zweifeln immer noch so Manche an dem allgemeinen Nutzen, den die Stenographie, „die Kunst so schnell zu schreiben, als man spricht", zu bringen vermag und halten sie für eine auf Willkürlichkeiten basirte Fertigkeit, nur dazu vorhanden, die Blüthen glänzender Beredsamkeit zu pflücken. Sie kann aber nicht nur, sie muß vielmehr ein Gemeingut Aller werden; denn sie ist, wie der Philosoph Rosenkranz zu Königsberg mit Recht sagt, die rationelle und letzte Form der Schrift. Eine andere als die stenographische Schrift ist nicht mehr denkbar; sie kann vervollkommnet, aber nicht durch eine andere ersetzt werden. Der Geist ist bei ihr mit Bewußtsein, wie bei der arabischen Zifferschrift für Zahlen und der italienischen Notenschrift für Musik, als einem Letzten angelangt. Die Geschichte des Ringens nach dem Besitze der Kunst, welche dem beflügelten Worte zu folgen vermag, ist die der Schreibkunst überhaupt. Das Römervolk that auf der Bahn zur Stenographie den ersten Schritt. In neuerer Zeit, zu Ende des 16. Jahrhunderts, lebte sie, nach langem Schlummer während des Mittelalters, zuerst in England wieder auf und im Augenblicke ist es unstreitig das deutsche Volk, das dem Ziele, diese Kunst der Vollkommenheit entgegenzuführen, am nächsten steht*). Das Verdienst, in Rußland die öffent-

*) Denjenigen, welche sich genauere Kenntniß von dem Entwickelungsgange der Stenographie verschaffen wollen, empfehlen wir die „Geschichte der Literatur der Geschwindschreibkunst. Von Dr. Julius Zeibig. Herausgegeben vom königlichen stenographischen Institute. Lieferung 1. und 2. Dresden 1860—62. Verlag von Gustav Dietze." Ueber die neuesten Erscheinungen auf dem Gebiete der stenographischen Literatur berichtet: „Die Warte. Internationales Beiblatt des k. stenographischen Instituts zu Dresden (in deutscher, englischer und französischer Sprache)." D. Red.

Digitized by Google

liche Aufmerksamkeit auf die Geschwindschrift gelenkt zu haben, gebührt dem Baron Modest Korff, demselben ausgezeichneten Manne, der später als Director der Kaiserlichen öffentlichen Bibliothek zu Petersburg dieser Anstalt ihre musterhafte Einrichtung gab und neuerdings durch seine „Biographie des Grafen Speranskÿ" die historische Literatur Rußlands bereichert hat. Baron Korff versuchte es im Jahre 1820 ein französisches Schnellschriftsystem, die sogenannte „Graphodromie"*) Astier's auf seine Muttersprache anzuwenden**). Indem er sein Werk dem Lyceum zu Zarskoje Sselo widmete, scheint sein Absehen darauf gerichtet gewesen zu sein, die Schnellschrift für die Zöglinge einer Anstalt zugänglich zu machen, der er selbst seine erste Bildung verdankt. Die von ihm in etwas gekürzter Form wiedergegebene Vorrede des 1816 in Paris veröffentlichten Astier'schen Buches sollte dazu dienen, einen Ueberblick über die Geschichte der Stenographie zu bieten und Zweiflern den großen Nutzen der Kunst augenscheinlich zu machen. Vorahnend sagt er: „Die ersten Schritte auf der Bahn neuer Wissenschaften werden selten von allgemeinem Beifall und Erfolge gekrönt. Der Zeit, dem Nachdenken und gereifter Kritik ist es vorbehalten, das Werk des Menschen zu würdigen und zu vervollkommnen. Ein so wichtiger Gegenstand, wie die unglaubliche Beschleunigung der Schrift durch die Stenographie muß nicht blos den Einzelnen beschäftigen, die ganze Nation muß sich an der Lösung einer solchen Aufgabe betheiligen." Die Hoffnung, daß sein Werk eine zweite Auflage erleben würde, hat sich nicht erfüllt. Mehr denn zwei Decennien verstrichen, ehe das Gebiet der Stenographie im russischen Reiche wiederum angebaut ward. Erst 1844 erschien in Moskau, aus der Feder eines Ungenannten, ein Lehrbuch dieser Kunst***), ein Werk, dessen in der im Jahre 1858 zu Warschau veröffentlichten polnischen Stenographie von Krupsky†) rühmend gedacht wird, und das gleichfalls einem französischen Muster nachgebildet ist. Die, um diese Zeit etwa, von Seiten der k. russischen Regierung an den berühmten Erfinder einer deutschen Stenographie, den bayrischen Ministerialsecretair Gabelsberger gestellte Anfrage, ob seine Methode nicht auch auf das

---

*) Von γραφή, Schrift und δρόμος, der Lauf.

**) Графодромія или искусство скорописи. Сочиненіе Г. Астье. Передѣланное и примѣненное къ Русскому азыку Барономъ Модестомъ Корфомъ. Санктпетербургъ 1820. 8.

***) Стенографія или искусство писать также скоро, какъ говорить. На Русскомъ и Францускомъ азыкахъ. Москва, 1844. 8.

†) Stenografia polska. przez K. Krupskiego. Warszawa. Nakładem Księgarni G. Sennewalda przy ulioy Miodowéj. No. 481. 1858. 4. S. VI.

Digitized by Google

Russische Anwendung finden könne, fand ihre — erste — bejahende Beantwortung durch die von Prof. Ignaz Jacob Heger im Jahre 1849 zu Wien herausgegebene: „Kurze Anleitung zur Stenographie für die vier slawischen Hauptsprachen, als die böhmische, polnische, illyrische und russische."

Vier Jahre darauf erschien wiederum in Moskau ebenfalls aus der Feder eines Unbekannten, ein stenographisches Lehrbüchlein*).

Die jüngste uns bekannte literarische Erscheinung auf diesem Gebiete des Wissens ist Iwanin's Lehrbuch der Stenographie**). Nachdem der Verfasser im ersten Theile seiner Schrift sich über die Herausbildung der Buchstabenschrift aus der Bilderschrift und die Vereinfachung der erstern zur Geschwindschrift verbreitet, sodann eine allerdings sehr mangelhafte und unkritische Skizze der Geschichte der Stenographie bei den Völkern des Alterthums und der Neuzeit gegeben, eine Skizze, bei welcher er vorzugsweise dem Werke Fossé's „Cours théorique et pratique de Sténographie" (Paris 1829) gefolgt ist, endlich auch den Unterschied zwischen der (französischen) Stenographie, die der Schnelligkeit auf Kosten der Deutlichkeit nachstrebe; und der Tachygraphie und Okygraphie, welche die Schnelligkeit der Genauigkeit in der Bezeichnung zum Opfer bringe, hervorgehoben und dabei die witzige Bemerkung Honoré Blanc's, des Erfinders der Okygraphie (1. Aufl. Paris 1801) anzuführen nicht vergessen hat, daß der Sohn die stenographirte Mahnung seines Vaters: „menage ton argent" mißverstehen und lesen könne: „mange ton argent" und aus einer stenographirten „beauté fraiche" gar leicht „une bête farouche" werden könne, bezeichnet er es als sein Ziel, die Fehler beider stenographischen Schulen Frankreichs zu vermeiden und seiner Stenographie die Genauigkeit der gewöhnlichen Schrift und die größtmögliche Schnelligkeit zu verleihen, um die Stenographie zum nutzbringenden Gemeingute Aller zu machen und die Currentschrift mit der Zeit ganz zu verdrängen. Da von frühern stenographischen Schriftstellern insofern Manches schon zur Erreichung des bezeichneten Zieles geschehen sei, als sie einfache, schreibflüchtige Zeichen erfunden hätten, bliebe ihm nur übrig, die Theorie besser auszuarbeiten und bei der Auswahl und Vertheilung der stenographischen Zeichen der Natur und Thätigkeit der Sprach-

*) Стенографическая Азбука или первоначальное руководство къ изученію искусства писать такъ скоро, какъ говорить. Москва, 1848.

**) О стенографіи или искусствѣ скорописи, и примѣненіи ея къ русскому языку, М. Иванина. Санктпетербургъ, 1858. 8.

Digitized by Google

organe, der Etymologie und der Eigenthümlichkeit seiner Sprache Rechnung zu tragen. Allein so trefflich das ist, was er über die Vorbedingungen einer guten Stenographie sagt, so ist er doch, wie uns scheint, ebenfalls weit hinter seinem Ziele zurückgeblieben. Sein System ist immer wieder auf den von sachkundigen Kritikern längst verworfenen englisch-französischen Grundlagen erbaut.

Nicht übergehen dürfen wir, daß die öffentliche, außerordentliches Aufsehen erregende Disputation, welche die Akademiker Michail Pogodin und Prof. Kostomarow über ein historisches Thema im März des Jahres 1860 vor einer Versammlung von mehr als 3000 Personen abhielten, allgemein als dasjenige Vorkommniß betrachtet ward, wo die Stenographie das erste Mal in Rußland zur praktischen Geltung gekommen sei. Es waren nämlich zwei Stenographen — Dilettanten — thätig, die Reden der Disputanten nachzuschreiben, und sind solche nach diesen stenographischen Niederschriften hierauf wörtlich zum Drucke gelangt.

Neuerdings sind die Versuche, das deutsche Stenographiesystem Gabelsberger's, welches in Deutschland das herrschende ist*), und bereits auf das Dänische, Schwedische, Italienische, Ungarische, Böhmische, Englische, Französische und Neugriechische mit solchem Erfolge übertragen worden ist, daß die ständischen Verhandlungen in Kopenhagen, Stockholm, Helsingfors, Zara, Pesth und Prag vermittelst desselben stenographirt und ebenso Vorträge und Verhandlungen in englischer, französischer und neugriechischer Sprache durch Stenographen Gabelsberger'scher Schule wortgetreu aufgezeichnet werden, dessen pasigraphische Natur demnach über allen Zweifel erhaben zu sein scheint — neuerdings sind, wie gesagt, die Versuche, diese Methode auch auf das Russische zu übertragen, wiederholt worden, und es steht die Publication einer solchen Bearbeitung in nicht zu ferner Aussicht. Wir können unsere Skizze nicht besser beschließen, als mit den Worten Iwanin's über Werth und Bedeutung der Stenographie.

„Kann in unserm durch Dampf bewegten Jahrhundert"**), ruft er aus, „in dem Jahrhundert der Eisenbahnen, der Dampfschiffe, Telegraphen, der Photographie, des ausgebreiteten Briefwechsels, in

*) Das vom k. sächs. stenographischen Institute herausgegebene „Taschenbuch für Gabelsberger Stenographen auf das Jahr 1863" weist 193 Vereine zur Pflege dieser Kunst mit 3807 Mitgliedern nach und veranschlagt die Zahl der außerhalb solcher Verbindungen stehenden Kunstgenossen auf beinahe 8000. Fast an allen Landtagen in Deutschland sind Gabelsbergersche Stenographen seit Jahren thätig.

**) Iwanin. S. 20 ff.

Digitized by Google

dem Jahrhunderte, in welchem täglich eine Vervollkommnung im praktischen Leben gemacht wird, neue Kräfte und Eigenschaften der Natur entdeckt, ohne Aufhören neue Erfahrungen im Reiche der Wissenschaft gesammelt werden, in welchem sich alles auf Fleiß, Kunst und Wissen gründet, in welchem man soviel lesen und schreiben muß und daher jede Minute Zeit schätzen lernt, die soweit hinter dem Gedanken, hinter dem ausgesprochenen Worte nachhinkende gewöhnliche Schrift den Bedürfnissen unserer Zeit Genüge leisten? Warum soll man 6 oder 7 Stunden über Dem schreiben, was man in einer Stunde auf das Papier bringen kann? Wenn man Bildung und Kenntnisse durch Lesen und Schreiben sich aneignet, warum will man die Hilfsmittel zu deren Erlangung, das Lesen und Schreiben, nicht erleichtern? Mancher Dichter und Schriftsteller wünscht, in Augenblicken der Begeisterung, seine Gedanken, so schnell sie entstehen, auf das Papier zu werfen; doch die Currentschrift hemmt durch ihr langsames Fortschreiten den Flug der Einbildungskraft, die Begeisterung verfliegt und er übergiebt dem Papier nur die schwachen Umrisse seiner begeisternden Gedanken! Wieviel geniale Schöpfungen, wieviel glückliche Improvisationen, wieviel anregende oder geistreiche Verhandlungen sind für uns verloren, weil es mit der gewöhnlichen Schrift nicht möglich ist, sie wortgetreu zu fixiren, während die Stenographie dem Ausdrucke jedes Gedankens, Gefühles und Leidens zu folgen vermag, und so zu sagen, das Wort im Fluge auffängt!" Nachdem Iwanin (S. 33) noch angedeutet, wie der Geschäftsgang in den Gerichtshöfen durch Anwendung der Stenographie beschleunigt werden könne, ja sogar an Kanzleiaufwand, durch Verminderung des Personals und Minderverbrauch von Papier u. s. w. nicht unerhebliche Ersparnisse in Aussicht kämen, welchen Nutzen die Stenographie in Kriegszeiten vorzugsweise dem Generalstabe zu gewähren im Stande sei, fährt er fort: „In unserm Jahrhundert ist die Zeit eine wichtige Bedingung des Fortschritts in den Wissenschaften und Künsten, aber auch im Privatleben hat die Zeit jetzt mehr Werth als in vergangenen Jahrhunderten. Es ist daher der Augenblick gekommen, daß die Geschwindschrift aufgenommen werden muß in die Zahl der den Menschen so unumgänglich nothwendigen Künste und Fertigkeiten, wie bisher das Lesen und Schreiben der Currentschrift. Warum sollen wir Zeit verlieren, wenn das Schreiben eine Anstrengung, kein Vergnügen ist? Wenn es bei vermehrter Arbeit der Gesundheit schadet und das Auge schwächt, warum diese Arbeit nicht abkürzen und die dadurch gewonnene Zeit zur Erholung benutzen? Bei der außerordentlichen Masse der sich täglich mehrenden Kenntnisse, bei der gesteigerten

Digitized by Google

Thätigkeit des Menschen, bei der stufenweisen Entwickelung des Verstandes wird das Bedürfniß nach der Stenographie sich mit jedem Tage fühlbarer machen."

Auch für das russische Volk ist, namentlich seit den staatlichen Reformen der jüngsten Zeit, der Augenblick gekommen, wo es dieser Kunst seine größte Aufmerksamkeit zuwenden, wo man auch dort daran denken muß, die Stenographie in die Schulen einzuführen, und es unterliegt keinem Zweifel, daß die erleuchtete russische Regierung auch für diese nützliche und — was mehr sagen will — durchaus nothwendige Kunst bald eine neue Aera heraufführen wird.

Digitized by Google

Pirogoff über deutsche Universitäten.

Bereits im ersten Hefte dieser Zeitschrift ist die Bedeutung und Tragweite der im vorigen Jahre erfolgten Sendung Pirogoff's nach dem Auslande gewürdigt worden, wo derselbe die Weiterbildung der russischen Professurcandidaten zu überwachen hat. Pirogoff wählte vorläufig Heidelberg zu seinem Aufenthalte und ist damit für das große vaterländische Culturwerk, das in seine Hand gegeben, zunächst in Beziehung zur deutschen Wissenschaft getreten. Die Gelegenheit zu erneuter und gründlicher Prüfung unseres Universitätswesens konnte ein so scharfsinniger Beobachter, wie Pirogoff, nicht unbenutzt lassen. Für uns aber dürfte es von um so größerem Interesse sein, das Resultat derselben zu erfahren, je bestimmender für den Studiengang der zukünftigen Träger russischer Bildung die Anschauungen des Mannes sein müssen, welchen das Vertrauen seiner Regierung berufen hat, ihnen leitend und berathend zur Seite zu stehen. Die in Petersburg seit Anfang dieses Jahres erscheinende, von A. Krajewsky redigirte politische Zeitung „Golos" (Die Stimme) veröffentlichte einen Auszug aus einem Schreiben Pirogoff's, worin dieser seine Ansichten über deutsche Universitäten ausspricht. Wir entnehmen demselben nachstehende Betrachtungen.

„Ich gestehe," beginnt Pirogoff, „daß es kein löbliches Gefühl war, welches mich bei dem Besuch der deutschen Universitäten beschlich — es war der Neid. So oft ich mir auch wiederholte, daß man den Deutschen mit dem Russen, den Greis mit dem Jüngling, nicht vergleichen könne, daß jedes Volk und jedes Alter sein Gutes habe: der Neid ließ sich nicht beschwichtigen, nachdem ich acht Universitäten besucht — auf einem so kleinen Raume, daß der Weg zwischen den am entferntesten von einander liegenden per Eisenbahn in zwanzig Stunden zurückzulegen ist. Der zweite, eben so unfreiwillige Eindruck, den der Vergleich unserer Universitäten mit den deutschen in mir hervorbrachte, war, daß weder ihre Bedeutung, noch ihre Thätigkeit sich unsern Verhältnissen anpassen läßt. Deutschland verdankt der Decentralisation seiner Universitäten sehr viel. Die Privatinteressen — diese Pest der deutschen Nationalität, die alle Einheits-

Digitized by Google

ideen unfruchtbar macht — werden schwächer und verschwinden sogar, sobald sie in Berührung mit einer Universität kommen. Nur wenn sie in eine solche gelehrte Corporation treten, hören die Deutschen so weit als möglich auf, Preußen, Oesterreicher, Bayern ꝛc. zu sein. Es ist zu bewundern, mit welcher Mühe und welchen Opfern selbst die durchaus nicht nach Einheit strebenden Regierungen danach trachten, die besten Repräsentanten der Wissenschaft für ihre Universitäten zu gewinnen, wenn sie auch eifrige Einheitsmänner sind. Kann ein berühmter, als liberal bekannter Professor sich mit seiner ebenfalls liberalen Corporation nicht vertragen — gleich nimmt eine andere Universität ihn mit offenen Armen auf, und wenn sie auch unter dem Schutz einer streng conservativen Regierung steht. Könnte so etwas z. B. in dem centralisirten Frankreich geschehen? — Es giebt aber doch noch Professuren, die sich in einer Ausnahmsstellung befinden. Die theologischen Fakultäten — die katholischen wie die protestantischen — stehen noch heute an der Spitze vieler Universitäten. Das hat seine gute wie seine schwache Seite. Wo die theologische Fakultät ein Bestandtheil der Universität ist, da ist ihre Hegemonie, oder wenigstens ihr Streben danach, unvermeidlich. Mag sie nun katholisch, orthodox, lutherisch oder rationalistisch sein, sie ist nicht frei von Unduldsamkeit, natürlich bis zu einem gewissen Grade, und vor allen Dingen in einer gewissen Gestalt, so daß die Unduldsamkeit nicht gleich herauszufinden ist: aber sie besteht, und die Folgen sind unabwendbar. Die Zeit, wo die theologischen Fakultäten das Fortschreiten anderer, ihnen schädlich oder unmoralisch scheinender Wissenschaften hemmen konnten, ist in Deutschland freilich vorüber; nichts desto weniger aber sind sie sogar auf den rational-protestantischen Universitäten noch stark genug, um hinter den Coulissen einen Kampf zu führen, der hin und wieder in einen offenen übergeht und besonders bei den Wahlen für die anderen Fakultäten hervortritt. Die Professoren der Philosophie und der Geschichte spüren das am meisten. Aber auch die Regierungen sind am wenigsten gleichgültig für die Gesinnung der Historiker. Die Regenten interessiren sich im Allgemeinen sehr für die Professoren und kennen fast alle persönlich, aber das Katheder der Geschichte ist vorzugsweise Gegenstand ihrer Sorge. Der Einfluß dieses Katheders auf die ganze Universität ist aber auch jetzt bemerkbarer als je, seitdem die Philosophie eine weniger wichtige Rolle spielt. Die Geschichte entspricht dem faktischen Streben des Zeitgeistes und übt einen Zwang aus auf das politische und nationale Leben der Gesellschaft. Früher war es die Philosophie, die den theologischen Fakultäten die Hegemonie streitig machte; jetzt ist es die Geschichte. Bei den geschichtlichen Vorlesungen ist es vor allen bemerkbar, wie

Digitized by Google

die Professoren danach trachten, die lebendigsten Saiten der Jetztzeit zu berühren, und dadurch nicht nur wissenschaftlich, sondern auch moralisch auf ihre Zuhörer zu wirken. Hierin unterscheidet sich ihr Einfluß von jenem vergangenen der Philosophen, die das Auditorium zum Abstrakten führten. Hierin liegt zugleich der Unterschied zwischen der Gegenwart und der Vergangenheit der deutschen Universitäten. Die Folge davon ist aber nicht, daß die akademische Jugend sich bedeutend für den Stand der Dinge in Deutschland interessirt — sie beschäftigt sich wenig mit Politik, und diese Gleichgültigkeit, von der vielleicht die Berliner Universität eine Ausnahme macht, wird von den meisten Professoren gern gesehen. Dies beweist von Neuem, was ich immer gesagt: „Die politischen Gährungen entstehen nicht auf den Universitäten, sondern werden von außen in dieselben verpflanzt."

Wer hätte vor dreißig Jahren vorhersagen können, daß in Deutschland die a priori hingerissene Phantasie so bald dem nüchternen a posteriori huldigen würde! Jetzt regiert das nackte, analysirte Faktum, und diese Veränderung ist hauptsächlich in den Naturwissenschaften und der Medicin bemerkbar. Früher erzeugte der leiseste Wink abstrakte Schlußfolgerungen; nur die Chirurgie und die Geburtshülfe widerstanden der allgemeinen Tendenz, und die Anhänger der deutschen Schule blickten nicht ohne eine gewisse Geringschätzung auf die französische, in welcher der anatomische Materialismus herrschte. Jetzt ist das alles anders geworden.

Doch auch in der Umwandlung ist der Einfluß des philosophischen Geistes bemerkbar, der einst das gelehrte Deutschland beherrschte. Die Franzosen blieben stehen bei der einmal eingeschlagenen Richtung. Die Deutschen nahmen die Richtung an, gaben derselben einen andern Charakter, und gingen vorwärts auf einem neuen Wege. Ich möchte auch diesen den Weg der Abstraktion nennen, so weit diese Benennung auf einen verfeinerten Materialismus paßt. Das Mikroskop wurde allmählich das beliebteste Instrument einer dem Abstrakten so sehr huldigenden Nation. — Bei uns (in Rußland) ist meiner Meinung nach hier nur anwendbar, was sich auf die Mittel und die Methoden des Erlernens bezieht. Da wir nicht die Ersten gewesen sind, müssen wir nothwendiger Weise nachahmen.

Neben der Decentralisation und Autonomie charakterisirt die deutschen Universitäten noch: die Freiheit der wissenschaftlichen Forschung und die Lehrfreiheit. Auch diejenigen Regierungen, welche liberalen Bestrebungen nicht hold sind, setzen diesen Freiheiten keine Schranken, obgleich sie fast alle das Recht der Wahl der Professoren haben. Auch die ängstlichste Regierung hat sich überzeugen können, daß in Deutsch-

Digitized by Google

land nichts der Verbreitung gemeinschädlicher Irrlehren mehr hinderlich ist, als gerade die Freiheit der wissenschaftlichen Forschungen, die von den Kurzsichtigen so eifrig verfolgt wird. Man ist hier durchdrungen davon, daß die Wahrheit nur dann furchterregend wird, wenn es verboten ist, sie auf der Landstraße zu suchen. Selbstverständlich mußten in den Augen der Staatsmänner und Theologen vor allen Dingen die Forschungen der Philosophie, der Geschichte und der Rechtskunde gefährlich erscheinen. Diese Wissenschaften konnten allenfalls für Pulverkeller unter Staat und Kirche gelten, und die Freiheit der wissenschaftlichen Analyse war hier am schwersten zu gewähren. Aber bei einer solchen Anschauungsweise, die übrigens in dem protestantischen Deutschland kaum durchzuführen war, ließ man eine ganze Reihe von Wissenschaften unbeachtet, die vollkommen conservativ und folglich sehr unschuldig schienen — die Naturwissenschaften; diesen konnte man die Freiheit nicht versagen, schon ihres allgemeinen Nutzens wegen. Allein zum Schrecken der staatlichen und kirchlichen Orthodoxen sind es jetzt gerade diese Wissenschaften, welche in ihren, wenn auch entfernteren und mittelbaren Schlußfolgerungen sich durchaus nicht so conservativ und unschuldig zeigen. Gerade sie vertragen sich am wenigsten mit der Vergangenheit; sie bringen ihre durch Erfahrung gewonnenen und unabweislich anschaulichen Resultate hinüber in die Philosophie, in die Geschichte, in alle Sphären, die ihnen unzugänglich schienen. Auch dem entschiedensten Gegner der wissenschaftlichen Freiheit wird es indeß jetzt nicht in den Sinn kommen, den Forschungen der Naturwissenschaften Schranken zu setzen. Wozu also auf einer Seite hindern, was auf der andern frei gegeben werden muß? Doch glücklicher Weise ist die Gefahr nur eine scheinbare. Nicht in der Wissenschaft liegt die Gefahr, wenn ihr Streben nach Wahrheit keine andere Grenze kennt, als die Unvollkommenheit der menschlichen Natur. Wir finden unter den deutschen Professoren Bekenner aller denkbaren, auf wissenschaftlichem Boden erbauten Doktrinen, und sehen zugleich, daß bei aller Freiheit der Forschung eine falsche, vor der wissenschaftlichen Kritik nicht bestehende Lehre nie tiefe Wurzeln auf den Universitäten gefaßt hat.

M. E.

Digitized by Google

Gogol's „Revisor" in Deutschland.*)

Das bedeutendste und populärste Lustspiel des vortrefflichen russischen Humoristen Nikolaus Gogol, „Der Revisor", ist in Deutschland so gut wie unbekannt. Ich würde sagen: schlimmer als mißkannt, wenn die Art, wie es da und dort bekannt zu werden anfing, mehr als ein vorübergehendes, kaum beachtetes Erscheinen wäre. Der Erste, meines Wissens, der sich abmühte, dieses Lieblingsproduct der komischen Muse Moscoviens auch in Deutschland bewundern zu lassen, war ein junger Moskauer von deutscher Abkunft, August Biedert. Er übersetzte es vor einigen Jahren und las es dann öffentlich in Berlin, aber nur vor einem kleinen Zuhörerkreise. Die Zeitungen machten darauf aufmerksam, lobten, aber sie fanden keinen Nachhall. Biedert hatte vorzugsweise das Theaterinteresse beansprucht und versendete seine Uebersetzung als Bühnenmanuscript. Einige Schauspieler, welche sie lasen, lachten über die Komik der Figuren und einzelner Scenen, lächelten sogar über den Witz der Reden. Daß sie jene begriffen und diesen erriethen, zeugte für ihre bewegliche Einbildungskraft und ihre schnelle Auffassung. Denn abgesehen von der Fremdartigkeit der vorgeführten Zustände, war die Uebersetzung größtentheils eine Probe von exquisitem russischem Deutsch; stellenweise klang es so, als wären wirklich die handelnden Personen des Stückes auf den Einfall gekommen, deutsch zu sprechen. Das beifällige Lächeln einiger Schauspieler war aber auch alles, worauf sich die Theilnahme des deutschen Theaters für den Biedert'schen Versuch beschränkte. Die Intendanten wollten von dem Stücke nichts wissen. Nicht etwa, daß sie im Verständniß der Uebersetzung hinter jenen schnellfassenden

*) Dieser Aufsatz erscheint hier, aus einer Reihe ästhetischer und culturhistorischer Mittheilungen herausgehoben, deren Inhalt das russische Leben nicht weiter berührt. Hervorgerufen durch den Versuch einer Bühnenbearbeitung des Gogol'schen Lustspieles, welche dasselbe in einer dem Ruhme des Autors wie seines dramatischen Meisterwerkes wenig entsprechenden Gestalt dem deutschen Theater zuführte, hat diese Kritik hier nicht mehr den Zweck, eine verfehlte Arbeit in's Gedächtniß zu bringen, sondern zu einer bessern und erfolgreichern für die deutsche Bühne von Neuem anzuregen und zu näherer Kenntniß des Originals in Deutschland beizutragen.

Digitized by Google

Schauspielern zurückblieben, vielmehr faßten sie Eines an dem Stücke noch weit schneller: nämlich, daß es in Deutschland durchaus hofbühnenwidrig, wenn auch in Rußland Kaiser Nikolaus selbst die Aufführung befohlen hatte. Aber freilich, wie der Kaiser die Sache ansah, und wie die meisten unserer Hoftheaterintendanten sie ansehen zu müssen glaubten — darin lag der Unterschied, und das giebt den Schlüssel des ganzen Räthsels. In Rußland gilt ein Stück, welches die Rohheit und Willkür, die Bestechlichkeit und Feigheit, die Unwissenheit und leichtgläubige Thorheit der russischen Provinzbeamten bloßstellt, als eine für den Einzelnen harmlose, für die Gesammtheit wohlthätige Satyre; im Lichte der deutschen Hofbühnen ist es ein beleidigendes Tendenzstück, beleidigend für den Adel, die Polizei, die gesammte Bureaukratie eines mächtigen, freundnachbarlichen Staates. In Rußland ist ein dramatischer Liberalismus, welcher gewisse Mißbräuche gewisser russischer Beamtenclassen geißelt, der allerwohlfeilste; bei deutschen Hoftheaterintendanten, welche sich weder durch die Betonung des Mißbrauchs noch durch die Unterscheidung der Classe versöhnen lassen, kann dieser Liberalismus dem Uebersetzer theuer zu stehen kommen, wenigstens so theuer, als er die Zeit anschlägt, die er an seine Arbeit gewendet — denn sie ist eine vergebliche — und so hoch, als sich die Druckkosten seines Bühnenmanuscriptes belaufen — denn die Exemplare werden umsonst verstreut. Das ist die Erfahrung, welche Biedert machen mußte. Daß er auch von den bessern Stadtbühnen keine gewinnen konnte, war allerdings mehr die Schuld seiner Bearbeitung — nicht allein wegen der sprachlichen Unbeholfenheiten und Russicismen (denn diesen hätte sich zur Noth abhelfen lassen), sondern auch wegen der allzu ängstlichen Wiedergabe des vollständigen Textes. Da er einmal auf den deutschen Theatergeschmack speculirte, so hätte er sich sagen müssen, daß dieser manche Reden zu ausgedehnt und eine scenische Breite in dem Stück finden würde, die bei uns gegen allen Gebrauch, ja überhaupt gegen alle Bühnenökonomie ist, daß manche Wiederholungen im Einzelnen zu einer gewissen Monotonie führen, während viele Anspielungen und Beziehungen, wenn nicht schlechterdings unverständlich, doch so fern liegen, daß sie das Meiste von ihrem komischen Reiz in der Uebertragung verlieren.

Alles das sagte sich denn auch Herr Albert Junkelmann, der es zum zweiten Mal und mit mehr Erfolg versuchte, den „Revisor" auf die deutsche Bühne zu bringen. Der Erfolg ist indessen kein anderer, als daß er sein Nachbild der Gogol'schen Komödie unter dem Titel „der Regierungscommissar oder das Incognito" wirklich auf die Bühne gebracht: zuerst in Leipzig, worauf es ein paar kleinere Büh-

Digitized by Google

nen in ihr Sommerrepertoire aufnahmen. Weder Herrn Junkelmann noch dem deutschen Publikum war dazu Glück zu wünschen. Biedert's Arbeit, so unbeholfen sie sich zeigte, war eine ehrliche, von der anerkennenswerthesten Hochachtung vor den Eigenthümlichkeiten Gogol's beseelt — Junkelmann's vielleicht eine sehr gut gemeinte, aber eine so leichtfertige und in Beziehung auf den Dichter so respectlose, ein so ungenirtes dramaturgisches Ueberstreichen mit so keckem Ab- und Zuthun, daß Gogol hier nicht mehr als Verfasser seines berühmten Werkes, sondern nur als Mitverfasser, nach Art der französischen Vaudevilleschribenten, in Verbindung mit Herrn Junkelmann erscheint, welcher das sogenannte „freie Bearbeiten" bis zu willkürlicher Umprägung und Entstellung trieb.

Will man sich die Fehlgriffe und Uebergriffe des Bearbeiters ein wenig verdeutlichen, so bedarf es nur eines flüchtigen Blickes auf das Gogol'sche Lustspiel — ja, nur auf ein paar Scenen.

Das Stück beginnt damit, daß der „Stadtpräfect"*) die höheren Beamten und Vorsteher der städtischen Anstalten bei sich versammelt hat, um ihnen die höchst unangenehme Nachricht mitzutheilen, die er erhalten: ein „Revisor" sei auf dem Wege zu ihnen, käme incognito und noch dazu mit „geheimen Instructionen". Es ist dies eine meisterhafte Expositionsscene, die mit einem Male vor dem Zuschauer die ganze Atmosphäre und die Versumpfung des kleinstädtischen Beamtenlebens in Rußland aufthut, ihn gleich mitten unter diese hasenherzigen Kanzleiherren und Bureaupatriarchen versetzt, die so plötzlich aus ihrer idyllischen Sorglosigkeit aufschrecken, und deren Sündenbewußtsein dabei erwacht. Hier ist der unscheinbarste Zug der Charakteristik bedeutsam und darauf angelegt, uns mit den beschränkten und lächerlichen Anschauungen, den armseligen Interessen, den kleinlichen Leidenschaften dieser Menschen sofort vertraut zu machen, uns in ihnen das ganze wunderliche Gemisch von Dummheit und Schlauheit, Selbstsucht und Leichtsinn, Hochmuth und Kriecherei zu zeigen. Gerade in dieser Scene will ich Herrn Junkelmann, der die Hälfte davon gestrichen, Punkt für Punkt nachweisen, daß er ohne alle Vorsicht und ohne allen Takt gekürzt und damit nur Charakteristisches verwischt hat.

Der Stadtpräfect sagt, nachdem er den Herren die beunruhigende Mittheilung gemacht hat: „Ich muß so etwas geahnt haben. Diese ganze Nacht träumte mir von zwei ungewöhnlichen Ratten. Wahr-

*) Diese Uebertragung des russischen „Gorodnitschij" mag hingehen, obgleich die Stellung eines Gorodnitschij in der Provinz damit nicht genau bezeichnet ist. Ein solcher verbindet in seiner Person Bürgermeister und Polizeidirector.

Digitized by Google

haftig, habe nie dergleichen gesehen. Schwarze, übernatürlich große Ratten! Kamen, schnupperten und gingen wieder." Diese Worte, mit denen die erste längere Rede des Stadtpräfecten anfängt, sind keineswegs müßig; sie charakterisiren die abergläubische Aengstlichkeit des Mannes. Herr Junkelmann streicht sie. —

Der Stadtpräfect macht seine Freunde und Collegen auf mehrere Uebelstände aufmerksam, die wegen des Revisors beseitigt werden müssen, und auf mancherlei Vorkehrungen, die zu treffen sind, um die plötzliche Revision mit Ehren zu bestehen. Dem Hospitalvorsteher bemerkt er:

„Sorgen Sie für reine Schlafmützen und daß die Kranken nicht wie die Hufschmiede aussehen, nach Art ihrer gewöhnlichen Haustracht .... Es ist nicht gut, daß die Kranken bei Ihnen so starken Tabak rauchen, daß man jedesmal niesen muß, wenn man hereinkommt."

Der Hospitalvorsteher erwiedert in Betreff der von ihm und dem Hospitalarzte eingeführten Curmethode:

„Je näher der Natur, desto besser. Kostspielige Arzeneien brauchen wir nicht. Wozu die Umstände mit dem gemeinen Manne! Wenn er sterben soll, stirbt er auch so, wenn er durchkommen soll, kommt er auch so durch. Uebrigens würde es unserem Arzte schwer werden, sich mit den Leuten zu verständigen; er spricht kein Wort Russisch." —

Stadtpräfect zu dem Kreisrichter:

„Bei Ihnen im Vorzimmer, wo die Supplicanten sich einfinden, haben die Portiers eine Gänsezucht angelegt und die kleinen Gänschen kommen Einem fortwährend unter die Füße. Es ist schon ganz löblich für Jedermann, sich hauswirthschaftlich zu versehen — und warum sollte das nicht auch ein Portier! Nur, wissen Sie, paßt das nicht an solchem Orte" ..... „Auch muß ich Ihnen bemerken: Ihr Assessor — ein ganz tüchtiger Mann, aber er verbreitet einen Geruch von sich, als käme er eben aus einer Branntweinbrennerei. Das ist gar nicht gut. Wenn er wirklich, wie er behauptet, von Natur diesen Geruch hat, so gäbe es ein Mittel dagegen. Das Beste wäre, er äße Zwiebel, Knoblauch oder sonst etwas der Art."

Bei des Stadtpräfecten Erinnerung an den Vorwurf der Bestechlichkeit wirft der Kreisrichter empfindlich dazwischen:

„Es kommt darauf an, was man annimmt. Ich mache kein Hehl daraus, ich lasse mich beschenken — aber womit? Mit jungen Windhunden. Das ist doch ganz was Anderes."

Der Stadtpräfect, gereizt, daß bei der Gelegenheit auf seinen Pelz im Preise von fünfhundert Rubeln und den Shawl seiner Gemahlin angespielt wird, entgegnet dem Kreisrichter:

„Nun, was liegt daran, daß Sie sich nur mit jungen Windhunden beschenken lassen! Dafür glauben Sie nicht an Gott und gehen niemals in die

Digitized by Google

Kirche. Ich bin wenigstens fest im Glauben und jeden Sonntag in der Kirche. Aber Sie .... O, ich kenne Sie! Wenn Sie von der Erschaffung der Welt zu reden anfangen, stehen Einem förmlich die Haare zu Berge.“

Der Kreisrichter: „Hab's aus mir selbst, bin mit meinem eigenen Verstande dahin gekommen.“

Der Stadtpräfect: „In manchem Falle ist viel Verstand schlimmer, als gar keinen haben.“

Gegen den Schulinspector äußert der Stadtpräfect seine Besorgniß wegen der Lehrer, namentlich wegen zweier: der Eine schneide immer Gesichter, das könne der Revisor auf sich beziehen — und Gott weiß, was daraus entstehen kann!

Der Schulinspector giebt das zu: „Neulich trat unser Marschall in die Classe, da schnitt der Mensch ein Gesicht, wie ich nie eins gesehen habe. Er meinte das recht gut, aber ich erhielt deshalb einen Verweis: warum der Jugend freisinnige Ideen eingeflößt würden!“

Der zweite Lehrer, der eine sehr üble Angewohnheit hat, ist der Lehrer der Geschichte. „Ein grundgelehrter Kopf, das sieht man; aber er trägt mit einem Feuer vor, daß er ganz außer sich geräth. Ich hörte ihm einmal zu. So lang er von den Assyriern und Babyloniern sprach, ging es noch an; aber wie er auf Alexander von Macedonien kam — ich kann Ihnen nicht sagen, was mit ihm da vorging. Bei Gott! er sprang vom Katheder herab, packt einen Stuhl und schlägt was das Zeug hält auf den Boden auf. Zugegeben, Alexander von Macedonien war ein Held, aber warum deshalb Stühle zerbrechen! Davon hat der Fiscus nur Schaden.“

Von all den Stellen, die ich hier angeführt*), ist keine einzige, die nicht wesentlich zur Charakteristik der Personen und Verhältnisse beitrüge; und wie wichtig ist das für die Exposition! Diese Stellen, aus denen wir erfahren, wie man im Hospital mit den Kranken umgeht, wie idyllisch es im Kreisgericht aussieht, was in dieser Gesellschaft für Freigeisterei und Atheismus gilt, womit der Kreisrichter, womit der Stadtpräfect sein Gewissen beschwichtigt, welchen Standpunkt sogar höher gestellte Personen einnehmen, als die im Stücke mitspielenden (der Adelsmarschall) — diese Stellen, die außerdem im Munde des Schauspielers von unbestreitbarem komischen Eindruck sind, hat Herr Junkelmann sämmtlich gestrichen. War es ihm um Kürze zu thun, so hätte er sich derselben in den Reden, die er beibehalten, besser befleißigen sollen. Bei Junkelmann z. B. fragt der Schulinspector: „Wie sollte ein Revisor zu uns kommen?“ worauf

*) Beiläufig ein kleines Pröbchen, wie ich das Gogol'sche Lustspiel übersetzen würde. Ich glaube, es ist nicht unmöglich, dasselbe treu und doch auch deutsch im Ausdruck wiederzugeben.

Digitized by Google

der Stadtpräfect antwortet: „Und weshalb nicht? Bis jetzt sind wir, Gott sei Dank, allerdings von dergleichen Plackereien verschont geblieben — man hat uns wenig beachtet, anderen Städten darin den Vorzug gegeben — jetzt kommt die Reihe an uns." Alle Worte, die hier gesperrt sind, hat Gogol nicht; bei ihm heißt es viel knapper:

Schulinspector: „Warum das? warum ein Revisor zu uns?"

Stadtpräfect: „Warum? Scheint uns einmal so beschieden! Bis jetzt, Gottlob, ging's über andere Städte; nun kam die Reihe an unsere."

Da kann sich Junkelmann überzeugen, worauf es ankommt, wenn man unnütze Breite vermeiden will. Aber mit der Weglassung solcher Stellen, die zur Charakteristik gehören, kürzt man nicht, sondern zerschneidet, opfert man nicht allein vom Dialog, sondern vom Inhalt des Stückes.

Aus der Einen Scene erhellt zur Genüge, welcher Art Junkelmann's Kürzungen in den Reden sind, und ich will mich auch mit diesem einzigen Beispiel begnügen. Noch seltsamer ist die Art, wie er die Handlung kürzt und Personen wegläßt. Endlich erlaubt er sich auch positive Veränderungen und stattet mit anekdotischem Witz eigener Erfindung in Dialog und Situationen seine Verdeutschung aus, ohne sich um die Consequenz in Gogol's Anlage und Zeichnung der Charaktere zu kümmern.

Die Fabel in Gogol's „Revisor" ist sehr einfach. Die komische Verwickelung knüpft sich unmittelbar an den plötzlichen Schreck, von welchem wir gleich in der Eröffnungsscene die Behördenvorsteher der Kreisstadt betroffen sehen. Ein „Beamter aus Petersburg", der unbemerkt heranschleichen und Alles beobachten wird, und das „verwünschte Incognito" — von diesem Gespenst kann ihre geängstete Einbildung nicht mehr los. Da nun die Furcht und vollends das böse Gewissen überall Gespenster sieht, so ist nichts so unwahrscheinlich, daß die Herren nicht daran glauben sollten. Wenn der Präfect schon den schwarzen großen Ratten, die er im Traume gesehen, eine unheilvolle Bedeutung giebt — was muß nun gar ein leibhafter Beamter aus Petersburg zu bedeuten haben, der kein Traum ist, der wirklich und wahrhaftig im Gasthof sitzt, und zwar unter den auffallendsten Umständen! Mit dieser Neuigkeit stürzen zwei einfältige Müßiggänger unter die beim Präfecten versammelten und mit ernsten Erwägungen beschäftigten Bureauväter. Es sind zwei Gutsbesitzer, Zwillingskinder desselben Geistes, die sich fast in nichts, ja selbst im Namen nur durch Einen Buchstaben von einander unterscheiden. Also die Herren Bobtschinski und Dobtschinski erzählen außer Athem, ein-

Digitized by Google

ander unterbrechend und ergänzend, wie sie im Gasthof auf einen jungen Mann gestoßen, der ihnen gleich durch sein nachdenkliches Wesen aufgefallen; sie hätten den Wirth nach dem Fremden gefragt und die Auskunft erhalten: das sei ein Beamter aus Petersburg, auf der Reise nach Saratow begriffen — seltsam genug aber sitze er schon die zweite Woche hier fest und habe noch keinen Pfennig bezahlt. Die beiden Neuigkeitskrämer errathen auf der Stelle, daß dies kein Anderer sein könne, als der Incognitorevisor. „Was hätte er hier zu thun, wenn er nach Saratow soll?" Dazu die unzweifelhaften Anzeichen seiner Spionage. Wie die guten Herren Bobtschinski und Dobtschinski etwas zu sich genommen, entging es ihnen nicht, daß der Fremde, überall herumblickend, auch nach ihrem Teller geschielt. „Ein solcher Beobachter!" Das Beamtencollegium, den Präfecten an der Spitze, ist überzeugt. Es kann Niemand anders sein. Aber daß er schon die zweite Woche anwesend — bei diesem Gedanken geräth der Stadtpräfect außer sich. Was ist in der Zeit nicht alles vorgegangen, wofür man ihn zur Rechenschaft ziehen kann! „Eine Unteroffiziersfrau ausgepeitscht, die Arrestanten ohne Proviant, auf den Straßen Unordnung, Schmutz" u. s. w. Er faßt sich indeß und beschließt noch alles aufzubieten, um den rächenden Genius in Gestalt eines räthselhaften jungen Beamten aus Petersburg zu beschwichtigen. Nachdem er einige Maßregeln, namentlich in Betreff der Straßenpolizei, angeordnet und manche andere Verhaltungsvorschriften gegeben, eilt er selbst in den Gasthof und stellt sich zitternd und zagend dem jungen Manne vor, der seinerseits im Präfecten, wegen seiner Gasthofsschulden, die rächende Nemesis erblickt. Eine Situation der Art ist öfter in Lustspielen und Possen behandelt worden; aber so originell, so die treffendsten Details der Charakteristik entfaltend, wie sie hier von Gogol ausgeführt erscheint, habe ich sie nirgends gefunden. Die Originalität liegt an dieser Stelle nicht, wie sonst, in der specifisch nationalen Färbung, in den Eigenthümlichkeiten der Landessitte, sondern in der psychologischen Behandlung, in den naiven und mit allgemein verständlichem Humor ausgeprägten Zügen einer Figur, die ohne ihr Zuthun zur Hauptfigur wird. Ein wunderlicher Held, dieser Chlestakow, der vermeintliche Revisor. Er hat weder Willen noch Leidenschaft, weder einen Vorsatz noch die Energie zum Handeln, und doch ist er ein Lustspielheld, so wirksam wie nur Einer, und doch bietet er eine durch und durch dramatische Gestalt. Er leitet nicht, intriguirt nicht, er läßt eigentlich nur geschehen, und doch dreht sich um ihn die ganze Handlung, nicht blos weil er zufällig der Mittelpunkt derselben geworden, sondern weil er durch seine Naivetät, die der Dichter so trefflich entwickelt, unbewußt die Hauptmomente

Digitized by Google

der Handlung trägt und steigert. Er ist der Spielball der Begebenheit und spielt doch selbst mit Allem. Er hat keine Ahnung von Charakter, und doch ist in ihm die feinste Charakteristik durchgeführt — so fein allerdings, daß der Dichter den Schauspieler nicht genug darüber belehren konnte und gleichwohl erleben mußte, wie die plumpen Theatergriffe seine Zeichnung verwischten. Schon in den Andeutungen, die Gogol dem Personenverzeichniß anhängt, bezeichnet er Chlestakow als einen gedankenlosen Menschen. „Er spricht und handelt ohne alle Ueberlegung; er ist nicht im Stande, bei irgend einem Gedanken zu verweilen. Seine Redeweise ist abgebrochen, die Worte fliegen ihm aus dem Munde, ohne daß er sich dessen versieht. Je mehr der Darsteller in dieser Rolle Offenherzigkeit und Einfalt zur Anschauung bringt, desto mehr löst er seine Aufgabe." — Ganz wie ihn hier der Dichter charakterisirt, giebt sich Chlestakow schon im ersten Zusammentreffen mit dem Stadtpräfecten. Nichts liegt ihm ferner, als dem Vertreter der Obrigkeit, von welchem er sich trotz dessen überhöflicher und ängstlicher Manieren bedroht glaubt, zu seiner Rechtfertigung etwas weis zu machen. Er wehrt sich nur seiner Haut, und das mit plötzlichem Uebergang von Schüchternheit zur Ungeberdigkeit, von Entschuldigung zum lautesten Hader. Er nimmt sich dabei wie ein Kind, das sich fürchtet und seine Furcht übertrotzt und überschreit. Auf die ehrerbietige Anrede des Präfecten, der sein Erscheinen mit seiner Amtspflicht entschuldigt, dafür zu sorgen, daß die Reisenden keine Unbill erfahren, schwatzt Chlestakow gleich seine Verlegenheit heraus: „Ich kann nicht dafür ... ich werde wahrhaftig Alles bezahlen ... ich bekomme Geld von Hause." Und in der Voraussetzung, vom Gastwirth verklagt zu sein, sucht er sich unwillkürlich damit zu vertheidigen, daß er seinestheils den Wirth auf das heftigste anklagt. Der Aerger, in den er sich dabei hineinredet, macht auf den von seiner eigenen Angst irregeleiteten Präfecten einen Eindruck, welcher ihn in der einmal gefaßten Vermuthung über die Person des jungen Mannes nur bestärkt, während dieser ihr mit jedem Worte widerspricht. Je mehr Chlestakow mit unumwundenen Selbstgeständnissen herauspoltert, desto mehr verliert der Präfect den Kopf und glaubt sich verrathen und verkauft. Je verzweifelter sich der junge Mann wehrt, desto rathloser giebt der Präfect sich selbst preis — bis die wiederholt ausgestoßene Betheuerung Chlestakow's: „jetzt habe ich kein Geld, jetzt habe ich keinen Pfennig!" ihn zur Besinnung bringt. Nicht etwa, daß er inne würde, mit wem er es zu thun hat; nur wagt er in dieser Versicherung eine höchst schlaue Wendung, einen rettenden Wink zu erkennen, nur wagt er diese Aeußerung so zu verstehen, wie er allein die für ihn bedenkliche

Digitized by Google

Situation noch zu einem günstigen Ausgang bringen könnte. „Wenn Sie wirklich", entgegnet er auf gut Glück dem jungen Manne, „Geld oder sonst etwas brauchen, so bin ich bereit, Ihnen den Augenblick ... meine Pflicht ist, den Reisenden auszuhelfen." Dies Anerbieten ergreift der junge Taugenichts, welcher, von seinem Vater nach Hause berufen, unterwegs Alles verspielt hat, mit der herzlichsten Unbefangenheit. Er erbittet sich nur zweihundert Rubel von dem Präfecten, der in seiner Herzensfreude über die Zugänglichkeit des strengen Beamten ihm sachte vierhundert Rubel zusteckt. Chlestakow läßt sich aber nicht beikommen, daß den Präfecten etwas Anderes als reine Gefälligkeit dazu bestimmt habe, und er faßt nun Vertrauen zu dem Manne. Er spricht desto offener von seinen Verhältnissen; der Vater habe ihn zu sich berufen, erzürnt, daß er in Petersburg es noch zu nichts gebracht. „Hat sich eingebildet, so wie man hinkommt, kriegt man den Wladimirorden ins Knopfloch. Möcht' ihn doch selbst einmal hinschicken, daß er sich in der Kanzlei durchdränge"*). Alle solche Reden aber, je weniger sie der Präfect mit der ihm zur Gewißheit gewordenen Annahme über die Mission Chlestakow's zusammenreimen kann, sind für ihn nur ein Beweis mehr von der fabelhaften Schlauheit, mit welcher der Revisor sein Incognito zu wahren suche. Die Scene — die Herr Junkelmann in gleicher Weise wie die erste abschwächt — endet damit, daß Chlestakow sich bereitwilligst entschließt, die ihm angebotene Wohnung im Hause des Präfecten anzunehmen. Da wird er nun als Revisor, dessen Incognito ein öffentliches Geheimniß ist, im Verlaufe des ganzen Stückes gefeiert und gehätschelt, umworben und bestochen, mit Huldigungen, Bitten und Klagen bedrängt. Allem dem entspricht er ganz seinem Wesen nach, von dem man schon eine deutliche Vorstellung hat: mit kindischer Leichtmüthigkeit, die alles hinnimmt, sich alles gefallen läßt, aber auf nichts mit irgend einer entschiedenen Gedankenrichtung, mit irgend einer festen Stimmung, sei es in Ernst oder in Scherz eingeht. Selbst als ihm endlich klar wird, daß ihn die Leute für einen Andern, für einen Höhern halten, findet er das zwar spaßhaft, geht aber flüchtig darüber hin; das Einzige, was er aus dem Spaß zu machen weiß, ist, daß er die Geschichte einem befreundeten Journalisten in Petersburg berichtet — „der schreibt Artikelchen, der mag sie gehörig stübern." — Der Präfect besitzt an seiner Frau und an

*) Eine Stelle, die auch Herr Viedert wegläßt, und die doch gerade, wie alle, aus denen Chlestakow's naive Offenmüthigkeit in Betreff seiner persönlichen Verhältnisse hervorgeht, für den Charakter im Allgemeinen und speciell für diese Scene von Bedeutung ist.

Digitized by Google

seiner Tochter Prachtexemplare kleinstädtischer Koketterie. Chlestakow hat gar nichts dagegen, der Einen wie der Andern den Hof zu machen. Er wird von der Mutter überrascht, wie er eben vor der Tochter hinkniet, ihr eine zärtliche Dreistigkeit abzubitten, die er sich erlaubt (nämlich einen blöden, halbverstohlenen Kuß, den er selbst einen Scherz nennt). Das Mädchen entfernt sich auf den Ausdruck mütterlichen Unwillens. Chlestakow aber antwortet auf das mütterliche Erstaunen damit, daß er von Neuem auf die Knie fällt. „Gnädige Frau! ich verbrenne vor Liebe ..... Entscheiden Sie: Tod oder Leben!" — Der gnädigen Frau sind diese begeisterten Worte noch etwas unbestimmt: „Irre ich nicht, so wollen Sie damit um die Hand meiner Tochter anhalten?" Chlestakow: „Nein! ich liebe Sie! .... Mit flammendem Herzen bitte ich um Ihre Hand!" — Neues Staunen der gnädigen Frau, aber weit gelinder, als da der junge Mann der Tochter zu Füßen lag. „Erlauben Sie mir zu bemerken .... ich bin gewissermaßen .... ich bin verheirathet." .... Chlestakow: „Das thut nichts." .... Die Liebe erkennt keinen Unterschied an. Schon Karamsin sang: Und ob auch die Gesetze wehren .... Wir bergen uns im Schatten des Haines; um Ihre Hand bitte ich, um Ihre Hand!" In diesem Augenblicke tritt das Mädchen wieder ein. Sie erhält eine neue Lection von der Mutter; indessen bleibt Chlestakow immer auf den Knien, und plötzlich ergreift er wieder die Hand des Mädchens und ruft: „Gnädige Frau! sein Sie unserm Glück nicht entgegen, segnen Sie unsere treue Liebe!" Auch hier weiß der junge Mann weder was er thut noch was er spricht; er ist nach seiner Art hingerissen von verstreuten Phrasen, die ihm gerade durch den Sinn gekommen, und von einer Bewegung, über die er sich ebensowenig klar ist. Dies gedankenlose Wesen zeigt sich hier von einer andern Seite; darum ist die ganze Scene äußerst charakteristisch und enthält nichts, was selbst die freieste Bearbeitung verwischen oder ändern dürfte. Junkelmann's zu geschweigen, der kaum den Schatten einer Liebesscene bringt; was aber kann Herrn Biedert, der sich sonst dergleichen Willkürlichkeiten nicht zu Schulden kommen läßt, nur bewogen haben, sie in einer Weise zu verarbeiten, daß sie durchaus unkenntlich geworden? — Die kindische Liebesgeberdung Chlestakow's erreicht den höchsten Grad in der folgenden Scene, wo der Stadtpräfect dazu kommt und an die Werbung Seiner „Excellenz" zu glauben nicht den Muth finden kann, einer „solchen Ehre" sich für „unwürdig" erklärt. Mit dem Bangen eines unfaßlichen Glückes giebt endlich der Vater alles zu. „Verfahren Euer Gnaden ganz nach Belieben. ... Ich weiß wahrhaftig nicht, was in meinem Kopfe vorgeht. ... Ich bin jetzt so dumm, wie ich es noch niemals gewesen."

Digitized by Google

Selbst den väterlichen Segen ertheilt er mit demüthiger Verwahrung. „Gott gebe seinen Segen — aber ich bin an nichts Schuld." Die Verlobung fällt indeß mit der Abreise des Helden zusammen. Diesen hat nämlich schon zuvor sein Diener zur Weiterfahrt überredet, und im feierlichen Augenblick der Verlobung meldet derselbe: „die Pferde sind bereit." Chlestakow nimmt denn auch gleich Abschied — „nur auf Einen Tag", läßt sich von dem hoffnungsvollen Schwiegervater noch einmal mit so viel Geld versehen, als er schon von ihm erhalten, und — verschwindet.

Nun kommt der fünfte Act und mit ihm die Lösung der unfreiwilligen Intrigue, die zunächst durch die Indiscretion des Postmeisters erfolgt. Das Briefgeheimniß war immer seine schwache Seite. Weniger aus politischen Rücksichten, als aus „Neugierde" ist es für ihn schon eine süße Gewohnheit, die auf die Post gegebenen Briefe zu öffnen und zu lesen. Wie er nun Chlestakow's Schreiben an den Petersburger Journalisten in die Hand bekommt, kann er noch aus ganz anderen Combinationen nicht widerstehen. Er liest und erfährt seinen und seiner Collegen Irrthum. Nachdem diese Mittheilung den Präfecten und die ganze bei ihm zur Gratulation versammelte Gesellschaft wie ein elektrischer Schlag getroffen, werden Alle *versteinert* durch eine andere Meldung, mit der ein Gensdarm eintritt. „Ein auf allerhöchsten Befehl aus Petersburg eingetroffener Beamter läßt die Herren sofort zu sich bitten." Dies ist der wirkliche *Revisor*.

Ich komme nun nach diesem Ueberblick noch auf einzelne Punkte des Lustspiels, um dessen echte Gestalt der Junkelmann'schen Verunstaltung gegenüber für das Urtheil des deutschen Publikums herzustellen. Wenn ich mich etwas länger bei diesem Gegenstande aufhalte, so brauche ich wohl nicht zu sagen, daß es mir dabei nicht um den Junkelmann'schen Versuch zu thun ist. Wohl aber verdient das berühmte Werk Gogol's in Deutschland eine eingehende literarische Würdigung; und eine andere kann die komische Muse Rußlands überhaupt bei uns vorläufig nicht erlangen, nicht blos aus nationalen, sondern auch aus ästhetischen Gründen.

Die Gesammtausgabe von Gogol's Werken enthält das Bruchstück eines Briefes, welchen der Verfasser des „Revisor" gleich nach der ersten Aufführung dieses Lustspiels an einen literarischen Freund geschrieben. Ich habe bereits angedeutet, daß er an der Aufführung wenig Freude erlebte. Der Brief ist voll bitterer Klagen über gänzlich verfehlte Auffassung von Seiten der Darsteller. Bei dieser Gelegenheit spricht sich der Dichter über die Hauptfigur noch eingehender und bestimmter aus, als in den Bemerkungen, die ich oben mitgetheilt. Er wundert sich über den Mangel alles Verständnisses gerade

Digitized by Google

für diese Rolle. Der Schauspieler hatte einen ganz ordinären Aufschneider daraus gemacht. Sollte dieser Charakter so schwer zu begreifen sein? fragt Gogol. „Mir schien er klar. Chlestakow geht nicht aufs Prellen aus; er ist kein Lügner von Profession. Er denkt kaum daran, daß er lügt, ja, er fängt beinahe selbst zu glauben an, was er sagt. Er ist einmal im Zuge, sieht, daß ihm Alles von Statten geht, daß man ihm zuhört — und das allein macht, daß er ungenirter, fließender redet; er spricht, wie es ihm eben ums Herz ist, mit aller Aufrichtigkeit, und gerade in den Unwahrheiten, die er vorbringt, giebt er sich am natürlichsten." Gogol kommt dabei auf die Unnatur, mit der überhaupt auf der Bühne das Lügen dargestellt wird, und fährt in Betreff seines Helden fort: „Chlestakow lügt durchaus nicht kalt, noch mit theatralischer Prahlerei, sondern mit Empfindung; man sieht ihm das Vergnügen an, das er davon hat. Es ist ein schöner, poetischer Moment in seinem Leben — fast eine Art von Begeisterung." Eben so verwirft der Dichter ein zu scharfes Hervortretenlassen individueller Eigenthümlichkeit an diesem Charakter, der sich von dem Wesen anderer jungen Leute in nichts auffallend unterscheide. „Chlestakow hat sogar bisweilen eine gute Haltung, weiß dann und wann sogar mit Nachdruck zu reden, und nur in Fällen, wo es der Geistesgegenwart oder der Entschiedenheit bedarf, zeigt sich sein zum Theil gemeines und nichtiges Naturell." Gogol will überhaupt diese Gestalt mehr typisch als individuell gefaßt haben, und knüpft daran folgende höchst interessante Erörterung: „Was ist denn eigentlich, genau analysirt, dieser Chlestakow? Ein hohler Bursch, wie man solche Leute zu nennen pflegt; aber er besitzt viele Eigenschaften von Leuten, die man in der Welt keineswegs so nennt. Es wäre eine Sünde, diese Eigenschaften an Personen darzustellen, die nebenbei verdienstvoll sind, und letztere damit dem allgemeinen Gelächter preiszugeben. Besser also, Jeder sucht sich in dieser Rolle das ihm zugehörige Theilchen heraus und braucht dabei nicht Angst zu haben, daß Jemand mit Fingern auf ihn deute oder ihn beim Namen nenne. Mit einem Worte, diese Gestalt soll ein Typus von Vielem sein, was in verschiedenen russischen Charakteren verstreut ist und sich hier zufällig in Einer Person vereinigt hat, wie das auch im Leben oft genug vorkommt. Jeder wurde einmal oder wird wenigstens auf einen Augenblick, wenn nicht auf mehrere, zu einem Chlestakow — nur daß er es natürlich nicht eingestehen will. Man lacht sogar gern über diese Thatsache, nur freilich auf Kosten eines Andern, nicht seiner selbst. Auch der flotte Gardeoffizier erweist sich bisweilen als Chlestakow; auch der Staatsmann erweist sich manchmal als Chlestakow; auch unsereins, der sündige Literat, erweist sich zu Zeiten

Digitized by Google

als Chlestakow. Kurz, es giebt selten Jemand, der nicht wenigstens einmal im Leben dazu wird — es kommt nur darauf an, daß er sich gleich hinterher recht geschickt aus das Sache zieht, als ob es gar nicht er gewesen." — —

Von diesem Briefe scheint der deutsche Bearbeiter des „Revisor", Herr Junkelmann, nicht ohne Kenntniß geblieben zu sein; denn er sagt in den „Bemerkungen", die er seinerseits über „die Personen und deren Costüme" vorausschickt, dem Autor nach: Chlestakow sei „kein Gauner und Schwindler". Er müßte das allerdings vom Helden selbst abgenommen haben, wenn er ihn richtig aufgefaßt. Was er aber aus demselben gemacht, zeigt nicht nur, daß dies bei ihm noch weit weniger der Fall gewesen, als bei dem Darsteller, über welchen Gogol klagt, sondern auch, daß er die eben angeführten Worte blos nachgesprochen, ohne ihnen im Mindesten zu entsprechen; sie sind ohnehin fast das einzige Zeichen von Zusammenstimmung des Uebersetzers mit dem Verfasser. In den charakterisirenden „Bemerkungen" verhält sich Junkelmann zu Gogol gerade so wie in der ganzen Uebertragung, und man braucht eigentlich nur jene zu lesen, um schon auf alle Entstellungen der letztern gefaßt zu sein. So bezeichnet er z. B. Chlestakow: „Junger eleganter Mann; feines, gewandtes Benehmen, voller Humor und Lebenslust; leichtsinnig, aber mit einer gewissen ritterlichen Humanität." Sollte man danach nicht erwarten, daß Junkelmann's Chlestakow dem Conrad Bolz in Freytag's „Journalisten" weit ähnlicher sehen wird, als dem Gogol'schen Helden? Aber Gustav Freytag mag sich beruhigen. In Junkelmann's „Revisor" ist nichts von ihm, als ein einzig Mal — der Name. Es ist nämlich eine prächtige Scene, wo Chlestakow am meisten „im Zuge" und im Rausch halb des Vergnügens, halb des Weines vor der staunenden Gesellschaft das kühnste Durcheinander von phantastischem Unsinn und prahlerischen Unwahrheiten ausschüttet. In dieser Scene sucht Herr Junkelmann, der sie ganz und gar verflacht, durch Einfälle — soll ich sagen, localisirender oder modernisirender Art zu entschädigen, und legt Chlestakow unter Anderm die Worte in den Mund: „Als deutscher Schriftsteller nenne ich mich Carl Gutzkow, Richard Wagner oder Gustav Freytag." Das ist Alles. Wie gut, wenn Herr Junkelmann auf solche Nebendinge den ganzen Aufwand seiner eigenen Einfälle und anekdotischer Erinnerungen beschränkt hätte! Dann wäre unter seinen Händen Chlestakow nicht etwas geworden, was bei Lichte betrachtet, von einem „Gauner und Schwindler" doch kaum zu unterscheiden ist. Wie das geschehen konnte? Weil Junkelmann auf den Einfall gekommen, die Art, wie Chlestakow die Kanzleiherren in Contribution setzt, umzugestalten. Bei Gogol

Digitized by Google

ist der vermeintliche Revisor diesen Bestechungsversuchen gegenüber activ, er fordert sie geradezu heraus, und behält doch seine harmlose Naivetät. Junkelmann läßt ihn dabei passiv erscheinen, und macht ihn doch, wie ich schon sagte, zu nichts Besserem als einem Betrüger. Hier sieht man, wie gefährlich es ist, die Motivirung einer richtig angelegten und consequent durchgeführten Charakteristik umzudrehen, gleichviel ob aus ethischen oder dramatischen Rücksichten. Herr Junkelmann hat sich offenbar von beiden bestimmen lassen — nur daß es irrthümliche waren und ihn zu einer Rücksichtslosigkeit gegen den einmal vorgezeichneten Charakter verleiteten, die sich mit den verkehrtesten Resultaten rächte.

Der Gogol'sche Held sieht in der Geldaufnahme nur eine von ihm provocirte Wiederholung derselben Gefälligkeit, mit der ihm der Stadtpräfect entgegenkam. Was ihm der Stadtpräfect angeboten, das erlaubt sich nun Chlestakow von den Andern zu erbitten. Warum sollte er das nicht, ermuthigt von den Aufmerksamkeiten und Huldigungen, mit denen man ihn umgiebt! Das ist so natürlich. Einmal von seinem Credit überzeugt, macht er davon soweit als möglich Gebrauch, und borgt so viel, als ihm eben für den Augenblick wünschenswerth ist. Alles das aber ist von vornherein ausgesprochenes Darlehn. Der Kreisrichter macht seine Aufwartung. Chlestakow bemerkt, daß derselbe die eine Hand geschlossen hält, und sieht, daß es keine leere Hand ist, daß sie Papiergeld zusammendrückt. — „Was haben Sie da in der Hand?" — Der Kreisrichter schrickt zusammen und läßt das Geld fallen. „Nichts", antwortet er, und es ist ihm vollkommen Ernst, das Geld zu verleugnen; er ist außer sich vor Angst, daß er der Absicht der Bestechung überführt werden und deshalb der schwersten Strafe verfallen könnte. Chlestakow hebt das Geld auf. „Ja, das haben Sie fallen lassen. Wissen Sie was? Borgen Sie es mir." Da athmet der Kreisrichter auf, und Chlestakow rechtfertigt seine Bitte. „Ich habe mich auf der Reise verausgabt: dies und jenes. .... So wie ich nach Hause komme, will ich es Ihnen gleich wiedererstatten." Nun leugnet der Kreisrichter nicht mehr, daß er das Geld habe fallen lassen; er giebt es hin mit „großem Vergnügen", macht sich „eine Ehre daraus" ꝛc. ꝛc. Der Postmeister kommt. Während der kurzen Unterhaltung fällt es Chlestakow ein, ob er nicht auch von Dem Geld borgen könnte. Gedacht, gethan. „Es ist mir sonderbar gegangen; habe mich auf der Reise ganz verausgabt. Können Sie mir nicht dreihundert Rubel borgen?" — Wie vorauszusehen, schätzt sich auch der Postmeister äußerst glücklich u. s. w. Mit dem gleich darauf erscheinenden Schulinspector macht es Chlestakow ganz so. Gegen den Vorsteher der Wohlthätig-

Digitized by Google

keitsanstalten wird er in seiner Forderung noch etwas kühner: er bittet um vierhundert Rubel; ja, als die Herren Bobtschinski und Dobtschinski erscheinen, stellt er ohne Weiteres sein Ansuchen auf tausend Rubel, was die Herren in große Verlegenheit setzt, da sie mit Umwendung aller Taschen nur — sechzig Rubel herausbringen. Chestakow ist auch damit zufrieden. Gegen alle aber ist die wörtliche Wiederholung derselben Bitte die plötzliche Schlußwendung des Gesprächs — und darin liegt ein dramatischer Effect, den Junkelmann nicht zu schätzen verstand. Er glaubte für diese Bestechungsmomente größern Witz und größere Mannichfaltigkeit aufbieten zu müssen. Und nun sehen wir, wie er das angefangen.

Der Kreisrichter läßt auch bei ihm das Geld fallen; doch absichtlich. Er verleugnet es nicht schlechtweg im ersten Schrecken, als ihn Chlestakow darauf aufmerksam macht, sondern er antwortet stotternd: „Es liegen da einige Banknoten auf der Erde .... sie sind wohl von Ihrem Tisch herabgefallen." Das soll ihm die Verlegenheit eingegeben haben! Man möchte es für Geistesgegenwart nehmen, die wie eine Dreistigkeit ohne Gleichen aussähe, wenn Chlestakow nicht Chlestakow — ja, in diesem Augenblicke noch etwas Schlimmeres wäre. Denn er geht ohne Umstände darauf ein. „Es ist wohl möglich, daß ich sie verloren habe, es begegnet mir das öfter; ich weiß nie genau, wieviel Geld ich bei mir habe." Hier ist Chlestakow allerdings nicht der Provocirende; er steckt das Geld nur ein. Aber wenn das nicht „Gaunerei" ist .....

Dem Postmeister gegenüber scheint Chlestakow den Anfang machen zu wollen. Es kommt indeß seinerseits kaum zu einer Andeutung. Bei den ersten Worten: „Es ist mir da etwas passirt" — unterbricht ihn der Postmeister: „Ich glaube es zu errathen, und bin deshalb gekommen."

Chlestakow: „Wie? Sie sollten wissen" ....

Postmeister: „Ich weiß wohl, Sie wollen hier unerkannt bleiben — aber die Post ist aufmerksam, sie ist von Allem unterrichtet und dennoch stets discret. Dieser Brief mit 400 Rubeln ist an Sie, gnädiger Herr, eingegangen, wie Sie es wünschten, ohne Ihre Adresse. Nehmen Sie unbedenklich, alle Verantwortung trage ich."

Und Chlestakow nimmt.

Der Einfall ist sehr drollig, sehr komisch; wenn ihn Herr Junkelmann keiner Anekdote verdankt, so muß man gestehen, daß es ihm an witziger Erfindung nicht fehlt. Aber welche Rolle spielt dabei der Gogol'sche Chlestakow? Er läßt sich den Scherz des Postmeisters stillschweigend gefallen. Wenn das nicht „Gaunerei" ist .....

Digitized by Google

In der Unterhaltung mit dem Schulinspector und dem „Administrator" der Wohlthätigkeitsanstalten vergleicht Chlestakow, indem er den Schulinspector fragt, ob ihm eine Brünette oder Blondine einmal einen Streich gespielt, erstere mit einer „Pique"-, letztere mit einer „Coeurdame". Sofort versteht der Administrator dies als einen feinen Wink wegen eines „Spielchens". Der Schulinspector hat für den Fall Karten mitgebracht. Die Hazardpartie ist gleich arrangirt und die würdigen Beamten verlieren mit dem freudigsten Eifer. Chlestakow streicht unbedenklich den mehr als verdächtigen Gewinn ein. Wenn das nicht „Gaunerei" ist .....

Nicht minder als durch solche tief in die Charakteristik und Handlung eingreifende Abänderungen hat Junkelmann durch die Weglassung wichtiger und bedeutungsvoller Scenen geschadet — namentlich jener Episoden, welche die Einförmigkeit der Beamtenphysiognomien mit Gestalten aus dem Volksleben unterbrechen. Welche köstlichen und wirksamen Figuren — diese Kaufleute, die gegen den Stadtpräfecten Klage führen, diese Schlossersfrau mit ihren drastischen Zornausbrüchen! Und wem zu Danke hat Herr Junkelmann dies Alles zusammengestrichen? Dem Repertoire unserer kleinen Bühnen? Diese mit einer fremdartigen Posse zu bereichern, die sie leicht abspielen, ist kein so großes Verdienst, daß nicht Pietät sowohl als sein guter Geschmack Herrn Junkelmann hätte abhalten müssen, ein Meisterstück aus einer wenig gekannten und gewürdigten Literatur dafür herzurichten.

Digitized by Google

Mumu.

Erzählung von Iwan Turgenew.

Deutsch von W. v. K.

Auf einer entlegenen Straße Moskau's wohnte einst in einem grauen Hause mit weißen Kolonnen, Halbgeschoß und windschiefem Balkon eine verwittwete Gutsbesitzerin, von zahlreichem Gesinde umgeben. Ihre Söhne dienten in Petersburg, die Töchter waren verheirathet; sie fuhr selten aus und verbrachte in Einsamkeit die letzten Jahre ihres geizigen und gelangweilten Alters. Der Tag ihres Lebens, längst dahingeschwunden, war ein trüber und freudloser; doch auch der Abend schwärzer als die Nacht.

Die bemerkenswertheste Person unter ihrem ganzen Gesinde war der taubstumme Hausknecht Gerassim, eine sieben Fuß hohe, athletische Gestalt. Seine Herrin hatte ihn aus dem Dorfe geholt, wo er in einer kleinen Hütte abgesondert von Allen gelebt und nahezu für den pünktlichsten Frohnbauer gegolten. Mit ungewöhnlicher Kraft begabt, arbeitete er so viel als vier Andere — alles ging ihm flink von der Hand, und es war eine Lust ihm zuzusehen, sei es, wenn er ackerte und seine riesigen Fäuste auf den Pflug stützte, daß es schien, als ob er allein ohne Hülfe des Gauls den elastischen Busen der Erde aufreiße, oder wenn er um Petri-Pauli herum so verheerend mit der Sense agirte, daß auch ein junger Birkenwald von den Wurzeln geflogen wäre, oder wenn er mit einem drei Ellen langen Dreschflegel rasch und ununterbrochen auf die Garben schlug und dabei die länglichen, harten Muskeln an seinen Schultern wie ein Hebebaum auf und nieder gingen. Das ewige Schweigen gab seiner unermüdeten Arbeit eine feierliche Würde. Er war ein prächtiger Bauer, und ohne sein Unglück hätte jede Dirne ihn gern geheirathet. — Gerassim wurde also nach Moskau gebracht. Man kaufte ihm Stiefel, ließ ihm für den Sommer einen Kaftan, für den Winter einen Schafpelz machen, gab ihm Besen und Schaufel in die Hand, und er war Hausknecht.

Anfangs mißfiel ihm gewaltig seine neue Lebensart. Von Kindheit auf war er an Feldarbeit, an das stille Treiben im Dorfe gewöhnt. Der Gemeinschaft der Menschen durch sein Unglück fern gehalten, wuchs er auf, stumm und kräftig, wie ein Baum auf fruchtbarer Erde wächst. — In die

Digitized by Google

Stadt verpflanzt, wußte er nicht, was mit ihm vorgehe; er hatte Langeweile und schaute befremdet um sich, wie ein junger, gesunder Stier, den man eben von der Weide, wo er bis über die Knie im saftigen Grase stand, weggenommen, in einem Transportwaggon auf die Eisenbahn gestellt .... und nun umgiebt seinen wohlgenährten Körper bald funkensprühender Rauch, bald wallender Dampf; man schleppt ihn vorwärts, unter Poltern und Pfeifen, und wohin man ihn schleppt — weiß Gott!

Garassim's Beschäftigung in seinem neuen Amte war ihm ein Spiel nach den schweren Feldarbeiten; in einer halben Stunde hatte er Alles gethan, und da stand er wieder mitten im Hofe und schaute mit offenem Munde auf die Vorübergehenden, als wünschte er von diesen Aufschluß über seine räthselhafte Lage zu erlangen, oder er entfernte sich plötzlich in irgend einen Winkel, schleuderte Besen und Schaufel weit fort, warf sich mit dem Gesicht zur Erde hin, und lag so Stundenlang unbeweglich, wie ein gefangenes Thier. Doch der Mensch gewöhnt sich an Alles, und auch Garassim gewöhnte sich endlich an sein Stadtleben. Zu thun hatte er nicht viel; seine ganze Obliegenheit bestand darin, den Hof rein zu halten, zwei Mal täglich ein Faß Wasser zu holen, das Holz für Haus und Küche herbeizuschaffen und zu spalten, Fremde nicht herein zu lassen und die Nacht zu wachen. Man muß es sagen, seine Pflicht erfüllte er mit Eifer. Im Hofe ließ er niemals Spähne oder Kehricht herumliegen. Blieb etwa die wasserführende abgerackerte Mähre, die man unter seinen Befehl gestellt, bei Regenwetter irgendwo mit dem Fasse im Schmutz stecken, so that er nur einen kleinen Ruck mit der Schulter — und nicht nur der Karren, das Pferd selbst war von der Stelle geschoben. Machte er sich ans Holzspalten, so klirrte ihm das Beil in der Hand wie Glas, und Scheite und Splitter flogen nach allen Seiten. Und was die Fremden betrifft, so hatte Alles im Umkreise die größte Achtung vor ihm, seit er einmal in der Nacht zwei Diebe gefangen und ihnen die Köpfe aneinander gestoßen, und zwar so aneinander gestoßen, daß es kaum mehr nöthig war, die Leute auf die Polizei zu bringen. Sogar am Tage Vorübergehende, solche, die nichts weniger als Spitzbuben, sondern eben nur Unbekannte waren, suchten beim Anblick des furchtbaren Hausknechtes ihn abzuwehren und riefen ihm laut zu, als ob er ihren Ruf hören könnte. Mit dem ganzen übrigen Hausgesinde stand Garassim nicht gerade auf freundschaftlichem (die Leute hatten eine gewisse Furcht vor ihm), aber doch auf vertraulichem Fuß; er betrachtete sie als Genossen. Sie sprachen mit ihm durch Zeichen und er verstand sie, erfüllte pünktlich alle Befehle, kannte aber auch seine Rechte, und Niemand hätte es gewagt, seinen Platz am Tisch einzunehmen. Im Allgemeinen war Garassim von strengem, ernstem Wesen und hielt auf Ordnung. Sogar die Hähne durften in seiner Gegenwart nicht aneinander gerathen — sonst ging es ihnen schlecht. Er packte sie gleich an den Beinen, drehte sie

Digitized by Google

zehn, zwölf Mal im Rade herum und warf sie links und rechts auseinander. Es gab auch Gänse auf dem herrschaftlichen Hofe; aber die Gans ist bekanntlich ein würdevoller und vernünftiger Vogel. Sie standen in Garassim's Achtung, er versorgte und fütterte sie; er selbst hatte etwas von einem gesetzten Gänserich. Ueber der Küche war ihm ein Kämmerchen angewiesen; das richtete er ganz nach seinem Geschmack ein, stellte hier ein Bett zusammen aus Eichenbrettern, auf vier Stützen — ein wahres Riesenbett; hundert Pud hätte man drauf legen können, ohne daß es sich bog; unter dem Bette stand ein massiver Koffer, in der Ecke ein Tisch von gleich starker Construction, und neben dem Tisch ein Stuhl auf drei Beinen, aber so untersetzt und fest, daß bisweilen Garassim selbst, wenn er ihn in die Höhe hob, ihn fallen ließ und lächelte. An der Thür des Kämmerchens hing ein Schloß, das aussah wie eine große, freilich schwarze Brezel; den Schlüssel dazu trug Garassim immer an einem Riemen bei sich. Er liebte es nicht, daß man zu ihm hinein ging.

So verstrich ein Jahr, nach dessen Ablauf sich mit Garassim eine kleine Begebenheit ereignete.

Die alte Dame, bei der er Hausknecht war, beobachtete in Allem das Herkommen, und hielt deshalb, wie wir schon sagten, ein zahlreiches Gesinde. In ihrem Hause fand man nicht nur Wäscherinnen, Nähterinnen, Tischler, Schneider und Schneiderinnen, sogar ein Riemer war da, der zugleich für einen Vieharzt galt und die Dienstboten behandelte; die gnädige Frau hatte ihren Hausarzt; endlich war auch ein Schuhmacher da, Namens Kapiton, ein heilloser Saufbold. Kapiton hielt sich für ein zurückgesetztes, nicht nach Verdienst gewürdigtes Wesen, für einen gebildeten Menschen, der zum Residenzleben, nicht zu unthätigem Aufenthalt in einem öden Winkel Moskau's geschaffen war; und wenn er trank, wie er sich selbst ausdrückte, mit Absätzen trank und sich dabei an die Brust schlug, so geschah es allerdings vor lauter Kummer. Da kam denn einmal die Rede auf ihn zwischen der gnädigen Frau und ihrem Haushofmeister Gawrilo, einem Manne, der, seinen kleinen gelben Augen und der Entenschnabel-Nase nach zu urtheilen, vom Schicksal selbst dazu bestimmt schien, Haushofmeister zu sein. Die Dame bedauerte die verdorbene Moralität Kapiton's, den man Tags zuvor irgendwo auf der Straße aufgefunden hatte.

— Wie wär's, Gawrilo, sagte sie plötzlich — wenn wir ihn verheirathen? Was meinst du? Vielleicht bringt ihn das zur Vernunft.

— Warum soll man ihn nicht verheirathen! Das kann geschehen, entgegnete Gawrilo: es wird sogar sehr gut sein.

— Ja, aber wer wird ihn nehmen?

— Freilich. Uebrigens, wie Sie befehlen. Er ist doch immer, so zu sagen, zu irgend etwas tauglich. Im Dutzend läuft er mit.

— Tatiana scheint ihm zu gefallen?

Digitized by Google

Gawrilo wollte etwas einwenden, preßte aber die Lippen zusammen.

— Ja! er soll sich um Tatiana bewerben, entschied die Dame, indem sie mit Behagen eine Prise nahm: hörst du?

— Zu Befehl, versetzte Gawrilo und ging.

In sein Zimmer zurückgekehrt (es befand sich in einem Anbau und stand fast ganz voll von eisenbeschlagenen Koffern), schickte Gawrilo zuerst seine Frau hinaus, und setzte sich dann nachdenkend ans Fenster. Die unerwartete Verfügung der Herrin hatte ihn offenbar bestürzt. Endlich erhob er sich und ließ Kapiton rufen. Kapiton erschien. — Ehe wir jedoch dem Leser ihr Gespräch wiedergeben, halten wir es nicht für überflüssig, mit wenigen Worten zu erzählen, wer diese Tatiana war, die Kapiton zu Theil werden sollte, und warum der Befehl der Herrschaft den Haushofmeister in Verlegenheit setzte.

Tatiana, die das Amt einer Wäscherin bekleidete (sie bekam übrigens als studirte und geschickte Wäscherin nur die feine Wäsche), war acht und zwanzig Jahre alt, klein, hager, blond, mit Muttermalen auf der linken Backe. Muttermale auf der linken Backe werden in Rußland für ein böses Zeichen angesehen — für die Vorbedeutung eines unglücklichen Lebens .... Tatiana konnte auch von ihrem Loos nicht viel Schönes sagen. Von frühester Jugend wurde sie schlecht gehalten, arbeitete sie für zwei und wußte von keiner Liebkosung; sie wurde dürftig bekleidet und bezog einen elenden Lohn; Verwandte hatte sie so gut wie gar keine. Ein alter Diener, den man wegen Untauglichkeit im Dorfe gelassen, war ein Onkel von ihr, und unter den Bauern zählte sie noch ein paar Vettern — das war Alles. Sie hatte einst für hübsch gegolten; aber die Schönheit hatte sie sehr früh verlassen. Sie war von recht stillem oder besser gesagt, eingeschüchtertem Wesen; gegen sich selbst empfand sie eine vollständige Gleichgültigkeit, vor Andern eine Todesangst, dachte nur an die pünktliche Beendigung ihrer Arbeit, sprach mit Niemandem ein Wort, und zitterte bei dem bloßen Namen der Herrschaft, obgleich diese sie kaum von Ansehen kannte. Als man Gerassim vom Lande brachte, fiel sie fast um vor Schreck bei dem Anblick seiner kolossalen Gestalt, gab sich alle mögliche Mühe, ihm nicht in den Weg zu kommen, und kniff sogar die Augen zusammen, wenn sie, nach dem Waschhaus eilend, zufällig an ihm vorüber mußte. Gerassim beachtete sie erst nicht sonderlich, später fing er an zu lächeln, wenn sie ihm begegnete, dann sie recht anzusehen, und zuletzt verwandte er kein Auge von ihr. Sie gefiel ihm: ob durch ihren sanften Gesichtsausdruck oder die Schüchternheit ihrer Bewegungen — das weiß der Himmel!

Einmal schlich sie über den Hof, ein frischgestärktes Leibchen ihrer Herrin vorsichtig auf den ausgespreizten Fingern in die Luft haltend — da packte sie Jemand kräftig am Ellbogen; sie wandte sich um und schrie

Digitized by Google

auf, Gerassim stand hinter ihr. Dumm lachend und eigenthümliche Schmeicheltöne ausstoßend, überreichte er ihr einen Pfefferkuchen in Gestalt eines Hahns mit Flittergold am Schwanz und an den Flügeln. Sie wollte die Gabe ablehnen, allein er schob ihr den Pfefferkuchen mit Gewalt in die Hand, nickte mit dem Kopfe, entfernte sich, und wieherte ihr sich umwendend noch einmal etwas sehr Freundliches zu. Von dem Tage an ließ er ihr keine Ruhe mehr. Wo sie auch hingehen mochte, überall war er da, kam ihr entgegen, lächelte, brummte, machte Zeichen mit den Händen, zog wohl auch plötzlich ein Band aus dem Busen und steckte es ihr zu, oder kehrte mit dem Besen den Staub von ihrem Wege. Das arme Mädchen wußte gar nicht mehr, was sie thun sollte. Bald erfuhr man im ganzen Hause von dem Gebaren des Taubstummen; es regnete Spötteleien, Witz- und Stichelreden auf Tatiana. Mit Gerassim aber Spaß zu treiben entschloß man sich nicht so leicht; er liebte keine Späße, und auch das Mädel ließ man in seiner Gegenwart in Ruhe. Sie war nun einmal — wohl oder übel — unter seinen Schutz gerathen. Wie alle Taubstummen hatte er einen scharfen Blick, und merkte es gleich, wenn man über ihn oder das Mädchen spottete. Einmal beim Mittagstisch begann die Frau des Haushofmeisters, Tatiana's Vorgesetzte, sie, wie man zu sagen pflegt, aufzuziehen, und trieb es so weit, daß die Aermste nicht mehr wußte, wo sie hinblicken sollte und vor Verdruß fast weinte. Da plötzlich erhob sich Gerassim, streckte seine Riesenhand aus, legte sie auf den Kopf der Haushofmeisterin und sah dieser mit so finstrer Wildheit ins Gesicht, daß die Frau sich unwillkürlich zum Tisch herunter duckte. Alle schwiegen. Gerassim ergriff seinen Löffel wieder und fuhr fort seine Kohlsuppe zu schlürfen. „Der taube Waldteufel!“ brummten Alle halblaut. Die Haushofmeisterin stand auf und ging in das Mädchenzimmer. Ein andermal hatte Gerassim bemerkt, daß Kapiton, derselbe Kapiton, von dem vorhin die Rede war, gar zu liebenswürdig mit Tatiana plauderte. Da winkte er ihn mit dem Finger zu sich und führte ihn in den Wagenschuppen; hier ergriff er eine in der Ecke stehende Deichsel, und drohte ihm damit leichthin, aber vielbedeutsam. Seitdem ließ sich Niemand mehr mit Tatiana ein. Und Alles das lief gut für ihn ab. Die Haushofmeisterin war allerdings gleich, nachdem sie das Mädchenzimmer erreicht hatte, in Ohnmacht gefallen und agirte überhaupt so geschickt, daß noch an demselben Tage das rohe Benehmen Gerassims zur Kenntniß der Herrschaft gelangte; allein die wunderliche alte Dame lachte nur darüber und ließ sich die Geschichte zur größten Kränkung der Haushofmeisterin von derselben wiederholt erzählen. „Wie war es doch“, sagte sie, „daß er dich mit seinem schweren Händchen niedergedrückt?“ Am andern Tag beschenkte sie sogar Gerassim mit einem Silberrubel. Sie begünstigte ihn als treuen und starken Hauswächter. Gerassim seinerseits hatte eine gehörige Furcht vor ihr, ver-

Digitized by Google

traute aber gleichwohl auf ihre Gewogenheit und ging schon damit um, sich mit der Bitte an sie zu wenden, daß sie ihm erlauben sollte, Tatiana zu heirathen. Er wartete nur auf den ihm vom Haushofmeister versprochenen neuen Kaftan, um in anständigem Aufzuge vor seiner Herrin zu erscheinen, als es plötzlich derselben Herrin einfiel, Tatiana mit Kapiton zu verheirathen.

Der Leser wird nun selbst die Verlegenheit leicht begreifen, in welcher der Haushofmeister Gawrilo nach dem Gespräch mit seiner Gebieterin sich befand. „Die Gnädige — dachte er, am Fenster sitzend — hat freilich Gerassim gern (das wußte Gawrilo recht gut und sah ihm deshalb alles nach); aber er ist doch ein sprachloses Wesen; ich kann der Gnädigen nicht unterbreiten, daß Gerassim der Tatiana nachläuft. Und endlich — das hat auch seine Richtigkeit — was wäre das für ein Ehemann? Anderseits aber braucht dieser Waldteufel (Gott verzeih mir die Sünde) nur zu erfahren, daß man Tatiana dem Kapiton giebt, so zerschlägt er Alles im Hause, bei Gott. Man kann sich ja mit ihm nicht verständigen; man kann ja diesen Satan (ich versündige mich schon wieder) auf keinerlei Art herumkriegen .... Wahrhaftig“ .....

Das Erscheinen Kapiton's durchschnitt den Faden der haushofmeisterlichen Erwägungen. Der leichtsinnige Schuster trat herein, warf die Hände auf den Rücken, lehnte sich mit ungezwungener Grazie an die vorspringende Wandecke bei der Thür, kreuzte den rechten Fuß über den linken und schüttelte sich das Haar aus dem Gesicht.

— Da bin ich, was steht zu Diensten?

Gawrilo blickte auf Kapiton hin und trommelte auf dem Fensterbrett. Kapiton blinzelte nur etwas mit seinen bleiernen Augen, schlug sie aber nicht nieder, lächelte sogar ein wenig und fuhr mit der Hand über sein nach allen Seiten sich sträubendes Flachshaar.

— Nun ja, ich bin es selbst. Was stierst du mich an?

— Ein schöner Kerl! versetzte Gawrilo und hielt inne. — Ein schöner Kerl, das muß man sagen.

Kapiton zuckte blos die Achseln. Du bist wohl ein schönerer? dachte er bei sich.

— Aber so schau dich doch an, schau dich an, fuhr Gawrilo in vorwurfsvollem Ton fort: wie siehst du aus?

Kapiton warf einen ruhigen Blick auf seinen abgetragenen und abgerissenen Rock, auf die geflickten Beinkleider, besah mit besonderer Aufmerksamkeit seine durchlöcherten Stiefel, vorzüglich den, auf dessen Spitze sein rechter Fuß sich so kokett stützte, und blickte dann wieder auf zu dem Haushofmeister.

— Wie so? —

Digitized by Google

— Wie so? wiederholte Gawrilo. — Wie so? Du sagst noch: wie so? Wie der Satan siehst du aus (Gott verzeihe mir's!) ja, wie der siehst du aus.

Kapiton begann hurtig mit den Augen zu zwinkern. „Schimpft nur zu, Gawrilo Andrejitsch", dachte er wieder für sich.

— Du bist schon wieder betrunken gewesen, hub Gawrilo an: schon wieder? Wie? Nun, so antworte doch.

— Meiner schwachen Gesundheit wegen habe ich mich in der That spirituösen Getränken unterworfen, entgegnete Kapiton.

— Deiner schwachen Gesundheit wegen! — Man bestraft dich zu wenig, das ist's. Und warst noch in Petersburg in der Lehre .... Hast viel gelernt in der Lehre. Das Brod bist du nicht werth, das du issest.

— In diesem Falle, Gawrilo Andrejitsch, habe ich nur Einen Richter: den lieben Herrgott selbst, sonst Niemand. Der weiß allein, was ich für ein Mensch auf dieser Welt bin, und ob ich wirklich das Brod nicht werth bin, das ich esse. Was aber das Trinken betrifft, so war das im gegenwärtigen Falle, genau betrachtet, nicht meine Schuld, sondern mehr eines Kameraden von mir; er selbst hat mich verlockt, und dann sich herausgezogen, das heißt, er ist fortgegangen, und ich ....

— Und du, Esel, bist auf der Straße liegen geblieben. O du liederlicher Kerl! Doch davon ist jetzt nicht die Rede, fuhr der Haushofmeister fort: es handelt sich um was Anderes. Die gnädige Frau — hier hielt er ein wenig inne — die gnädige Frau will, daß du heirathest. Hörst du? Sie glaubt, daß die Heirath dich vernünftig machen wird. Verstehst du?

— Wie soll ich das nicht verstehen!

— Nun ja. Nach meiner Meinung wäre es besser, dich tüchtig vorzunehmen. Doch das ist ihre Sache. Nun? bist du damit einverstanden?

Kapiton lächelte.

— Das Heirathen ist ein gut Ding für den Menschen, Gawrilo Andrejitsch, und ich meinerseits, mir soll es zu großem Vergnügen gereichen.

— Nun ja, entgegnete Gawrilo und dachte bei sich: gut sprechen kann der Mensch, das muß man ihm lassen. Aber Eins ist schlimm, fuhr er laut fort: man hat just keine passende Braut für dich gewählt.

— Wen denn? erlaubt mir die neugierige Frage.

— Tatiana.

— Tatiana?

Kapiton riß die Augen weit auf und trennte sich von der Wand.

— Nun, was fährt dir in die Glieder? Gefällt sie dir vielleicht nicht?

— Warum sollte sie nicht, Gawrilo Andrejitsch! Gegen das Mädchen ist nichts zu sagen; sie ist eine tüchtige Arbeiterin, still und fromm. Aber

Digitized by Google

Ihr wißt ja selbst, Gawrilo Andrejitsch, Der da, der Waldteufel, das Steppengespenst, läuft ihr nach ....

— Ich weiß, Lieber, ich weiß Alles, unterbrach ihn ärgerlich der Haushofmeister: aber ....

— Um's Himmels willen, Gawrilo Andrejitsch! Er schlägt mich todt — bei Gott, er drückt mich todt, wie eine Fliege. Er hat ja eine Hand .... seht Euch doch nur an, was er für eine Hand hat: das ist ja eine Hand wie die von Minin und Pozharsky. So ein Tauber schlägt zu und hört nicht, wie er zuschlägt. Wie im Traum fährt er mit den Fäusten herum. Und ihm Einhalt zu thun, giebt's ja gar kein Mittel. Warum? Weil er taub ist, wie Ihr selbst wisset. Gawrilo Andrejitsch, und dazu dumm wie ein Stiefelabsatz. Ein Thier ist er, ein Götzenbild, Gawrilo Andrejitsch — schlimmer als ein Götzenbild — ein Knüppel. Weshalb soll ich ihn denn jetzt auf dem Halse haben? Freilich ist mir nun schon Alles einerlei; durch Erfahrungen und Leiden bin ich geworden, was ich bin, habe eine Glasur wie ein gut gebrannter Topf; aber ich bin doch immer ein Mensch und kein nichtsnutziger Topf.

— Ich weiß, ich weiß, laß das Ausmalen.

— Herr, du mein Gott! fuhr der Schuster mit Feuer fort — wann wird es enden? Wann, mein Gott? Ein Unglücklicher bin ich, ein Unglücklicher ohne Erlösung! Mein Schicksal — wenn man so mein Schicksal bedenkt! In meiner Jugend prügelte mich mein deutscher Lehrmeister, in meiner schönsten Lebenszeit prügelten mich meine Kameraden. und jetzt, seht, wohin ich in meinem reiferen Alter gekommen bin!

— Ach, du Schuhflickerseele, unterbrach ihn Gawrilo: wozu alle diese unnützen Reden!

— Wozu, Gawrilo Andrejitsch? Prügel an und für sich fürchte ich nicht, Gawrilo Andrejitsch. Straft mich die Herrschaft unter vier Augen, und sagt sie mir vor den Leuten ein freundliches Wort, so bleibe ich doch immer ein anständiger Mensch; aber hier .... von wem steht mir hier bevor ....

— Packe dich fort, fiel Gawrilo ungeduldig ein.

Kapiton wandte sich und ging.

— Gesetzt den Fall aber, er wäre nicht da, rief der Haushofmeister ihm nach: du würdest einwilligen?

— Ich erkläre meine Einwilligung, entgegnete Kapiton und entfernte sich.

Die Rednergabe verließ ihn auch in den äußersten Fällen nicht.

Der Haushofmeister ging einige Mal im Zimmer auf und ab.

— Jetzt ruft mir Tatiana, sagte er endlich.

Einige Augenblicke darauf trat Tatiana kaum hörbar herein und blieb an der Schwelle stehen.

— Was befehlt Ihr, Gawrilo Andrejitsch? sagte sie mit leiser Stimme.

Digitized by Google

Der Haushofmeister blickte sie unverwandt an.

— Nun, Taniuscha, sprach er: willst du heirathen? Die Gnädige hat für dich einen Bräutigam gefunden.

— Zu Befehl, Gawrilo Andrejitsch. Und wen bestimmen Dieselben mir zum Mann? setzte sie zögernd hinzu.

— Kapiton, den Schuster.

— Zu Befehl.

— Er ist ein leichtsinniger Mensch, das ist richtig. Aber die Gnädige verläßt sich in dieser Hinsicht auf dich.

— Zu Befehl.

— Nur Eins ist schlimm: der Taubstumme da, der Gerassim, geht dir nach. Womit hast du diesen Bären bezaubert? Er ist meinetwegen im Stande, dich todtzuschlagen, dieser Bär.

— Gewiß, Gawrilo Andrejitsch, er schlägt mich ganz gewiß todt.

— Nun, das wollen wir sehen. Wie kannst du sagen, daß er dich todtschlägt? Hat er denn das Recht, dich todtzuschlagen? Urtheile selbst.

— Ob er es hat oder nicht, weiß ich nicht, Gawrilo Andrejitsch.

— Närrin! Versprochen hast du ihm doch nichts? ....

— Wie befehlen Sie?

Der Haushofmeister schwieg und dachte: Du unschuldige Seele!

— Nun gut, fügte er hinzu: wir werden noch mit einander reden; jetzt geh, Taniuscha. Ich sehe, du bist wirklich ein frommes Geschöpf.

Tatiana wandte sich, berührte leise die Thürpfoste und ging hinaus.

„Vielleicht vergißt die Herrschaft bis morgen die Heirathsgeschichte — dachte der Haushofmeister — ich weiß nicht, warum ich mich abquäle. Den frechen Knecht werden wir schon zu zähmen wissen — im Nothfall schafft man ihn auf die Polizei“....

— Ustinia Fedorowna! rief er mit lauter Stimme seiner Frau zu: mache, daß wir Thee bekommen, meine Verehrungswürdige ....

Tatiana kam fast den ganzen Tag nicht aus der Waschküche. Erst weinte sie, dann trocknete sie ihre Thränen und ging in gewohnter Weise an die Arbeit. Kapiton saß bis tief in die Nacht im Wirthshaus mit einem finster aussehenden Freunde, und erzählte diesem umständlich, wie er „in Petersburg bei einem Herrn gelebt, gegen den nichts zu sagen gewesen wäre, nur daß er zu sehr auf Ordnung gehalten und bisweilen in den Fehler verfallen, daß er einen zu starken Rausch gehabt — vollends in Betreff des weiblichen Geschlechts sei er zu Allem fähig gewesen.“ Der finstere Kamerad sagte zu Allem ja; als aber Kapiton endlich erklärte, daß er, eines Umstandes wegen, schon morgen zum Selbstmörder werden müsse, bemerkte der Andere, daß es Zeit sei, schlafen zu gehen. Sie trennten sich mürrisch und schweigend.

Digitized by Google

Unterdeß gingen die Erwartungen des Haushofmeisters nicht in Erfüllung. Kapiton's Verheirathung beschäftigte die Gnädige so, daß sie auch in der Nacht einzig und allein davon mit einer ihrer Gesellschaftsdamen sprach, die nur für die Fälle von Schlaflosigkeit im Hause gehalten wurde und wie ein Nacht-Fiaker am Tage schlief. Als nach dem Thee Gawrilo zum Rapport zu ihr hereintrat, war ihre erste Frage: Nun, geht es vorwärts mit unsrer Hochzeit? Er antwortete natürlich, Alles gehe vortrefflich, und Kapiton würde sich noch heute der Herrin als Bräutigam vorstellen. Der Gnädigen war nicht recht wohl, sie widmete sich nicht lange den Geschäften. Der Haushofmeister kehrte in sein Zimmer zurück und berief eine berathende Versammlung. Die Sache bedurfte in der That einer besonderen Ueberlegung. Tatiana widersetzte sich freilich nicht, aber Kapiton brachte zur allgemeinen Kenntniß, daß er nur einen Kopf, nicht zwei oder drei habe. Garassim warf Jedem finstere, durchdringende Blicke zu, rührte sich nicht von der Hintertreppe, wo die Mädchen ein- und ausgingen, und schien zu errathen, daß etwas für ihn Ungünstiges im Werke sei. — Die Versammelten (unter denselben befand sich auch ein alter Tafeldecker, Onkel Chwost genannt, den Alle ehrerbietig um Rath zu fragen pflegten, obgleich nichts aus ihm herauszubringen war, als: ja, so ist die Sache; ja, ja, ja) die Versammelten fingen damit an, daß sie zur Vorsicht für alle Fälle Kapiton in ein Stübchen einschlossen, wo die Wasserfiltrirmaschine stand; dann ging es an ein ernstes Nachdenken. Gewalt hätte man freilich leicht brauchen können — aber Gott bewahre! es entsteht Lärm, die Gnädige wird beunruhigt, und dann ist der Teufel los! Was thun? Sie sannen und sannen und kamen endlich auf etwas. Nicht selten war bemerkt worden, daß Garassim keinen Betrunkenen leiden konnte. An der Hausthür sitzend pflegte er sich jedes Mal mit Unwillen abzuwenden, wenn unsicheren Schrittes und den Schirm der Mütze auf dem einen Ohr, Jemand mit einer starken Ladung vorüberkam. Es wurde beschlossen, Tatiana zu instruiren, daß sie sich betrunken stelle und wankend und wackelnd an Garassim vorbeigehe. Das arme Mädchen wollte lange nicht dran, aber man überredete sie; dabei sah sie selbst, daß es kein anderes Mittel gab, ihren Verehrer los zu werden. Sie ging. Kapiton wurde aus der Gefangenschaft befreit — die Sache betraf ihn ja doch. Garassim saß auf einem Pfosten an der Hausthür und stach mit der Schaufel in den Boden. Aus allen Winkeln, hinter allen Fenstervorhängen wurde er beobachtet.

Die List gelang vollständig. Als er Tatiana gewahrte, nickte er zuerst, nach seiner Gewohnheit, freundlich brummend; dann blickte er sie starr an, ließ die Schaufel fallen, sprang auf, trat ihr nahe und brachte sein Gesicht ganz dicht vor das ihrige. Vor Angst wankte sie noch mehr und schloß die Augen .... Er ergriff ihre Hand, schleppte sie über

Digitized by Google

den ganzen Hof, trat in das Zimmer, wo der Rath versammelt war, und schleuderte sie Kapiton zu. Tatiana verlor fast die Besinnung. Garassim stand eine Weile da, sah sie an, machte mit der Hand ein Zeichen, als wollte er sagen: alles ist verloren, lächelte und ging mit schweren Schritten auf sein Stübchen. Vierundzwanzig Stunden kam er nicht zum Vorschein. Der Vorreiter Antip sagte später aus, er habe durch eine Spalte Garassim beobachtet: der habe, auf dem Bette sitzend, das Gesicht auf die Hand gestützt, leise, im Takt und nur selten dazwischen brummend, gesungen, d. h. sich hin und her geschaukelt, die Augen geschlossen und den Kopf zurückgeworfen, wie die Fuhrleute oder Bauerburschen thun, wenn sie ihre melancholischen Lieder anstimmen. Antip wurde dabei ängstlich zu Muth und er entfernte sich von der Spalte. Als aber Garassim am folgenden Tage aus dem Stübchen kam, war keine besondere Veränderung an ihm zu bemerken. Er schien nur finsterer als je; Tatiana und Kapiton würdigte er nicht der geringsten Beachtung. Noch am nämlichen Abend machten sich Beide mit Gänsen unter dem Arm zur Herrin auf, und heiratheten sich acht Tage später. Am Hochzeitstage selbst änderte sich Garassim's Benehmen in nichts; nur kam er ohne Wasser vom Fluß zurück: er hatte zufällig unterwegs das Faß zerschlagen; und spät Abends im Stall putzte und rieb er sein Pferd so eifrig, daß dieses unter seinen eisernen Fäusten wie ein Grashalm im Winde hin und her wankte und in Gefahr gerieth, hinzustürzen.

Alles das geschah im Frühjahr. Noch ein Jahr verging, in dessen Verlauf Kapiton sich entschieden um seinen Verstand soff und als vollkommen nichtsnutziges Subjekt mit seinem Weibe auf eine Fuhre gepackt und in ein entferntes Dorf geschickt wurde. Am Tage der Abreise zeigte er anfänglich viel Muth und versicherte, daß er auch dann noch nicht zu Grunde gehen würde, wenn man ihn hinschicken wollte, wo die Weiber Hemden waschen und die Waschbläuel auf die Wolken legen; später aber ward er kleinmüthig, klagte über die ihm bevorstehende ungebildete Gesellschaft, und wurde endlich so schwach, daß er sich die eigene Kappe nicht mehr aufsetzen konnte; irgend eine mitleidige Seele zog sie ihm auf die Stirn, schob den Schirm zurecht, und gab dann noch von oben einen tüchtigen Druck. Als nun Alles fertig war, der Bauer schon den Zügel in der Hand hielt und nur den Ruf „mit Gott!“ erwartete, um abzufahren, kam Garassim aus seinem Stübchen, näherte sich Tatiana, und schenkte ihr zum Andenken ein rothes baumwollenes Tuch, das er vor einem Jahre für sie gekauft hatte. Tatiana, die bis zu diesem Augenblick alle Widerwärtigkeiten des Lebens mit großem Gleichmuth ertragen, konnte sich jetzt nicht mehr halten; ihre Thränen brachen hervor und sie gab Garassim, nach christlichem Brauch, drei Küsse, indem sie sich in den Wagen setzte. Er wollte sie bis an den Schlagbaum begleiten und ging eine Weile neben dem Wagen her; plötzlich aber blieb er stehen, winkte mit der Hand und schlug den Weg längs des Flusses ein.

Digitized by Google

Es ging auf den Abend .... Er schritt langsam dahin und sein Blick folgte dem Wasser. Plötzlich schien es ihm, als bewege sich etwas im Schlamm, dicht am Ufer. Er bückte sich und gewahrte ein kleines Hündchen, weiß mit schwarzen Flecken, das trotz aller Anstrengungen nicht aus dem Wasser herauszukrabbeln vermochte, sich hin und her warf, zurückglitt und an seinem ganzen nassen und mageren Leibe zitterte. Gerassim besah das unglückliche Hündchen, hob es mit einer Hand auf, steckte es zu sich in den Busen und eilte mit großen Schritten nach Hause. Er ging auf sein Stübchen, legte das gerettete Thier auf sein Bett, bedeckte es mit seinem schweren Kittel, lief dann in den Stall nach Stroh und in die Küche nach einem Schälchen Milch. Vorsichtig warf er den Kittel zurück, breitete das Stroh aus, und stellte dann die Milch auf das Bett. Das arme Hündchen war nicht über drei Wochen alt, die Augen waren seit Kurzem erst aufgegangen — das eine schien sogar etwas größer als das andere; es verstand noch nicht aus der Schale zu trinken, und zitterte und blinzelte nur .... Gerassim faßte leicht den Kopf mit zwei Fingern und drückte die kleine Schnauze zur Milch hinab. Plötzlich fing das Hündchen an mit solcher Begierde zu trinken, daß es in einem fort schnaubte und sich verschluckte. Gerassim sah unverwandt zu — und mit einem Male lachte er laut auf .... Fast die ganze Nacht hatte er mit dem Thierchen zu thun, legte es zur Ruhe, trocknete es ab, und schlief endlich neben demselben sanft und mit einer gewissen Freudigkeit ein.

Keine Mutter wartet ihr Kind sorgsamer, als Gerassim seinen Pfleglinge wartete. Das Thier war eine Hündin. In der ersten Zeit war sie sehr schwach, abgezehrt und durchaus nicht hübsch, allmählich aber kam sie zu Kräften, nahm zu und verwandelte sich im Laufe von acht Monaten, Dank der unermüdlichen Sorgfalt ihres Retters, in ein nicht zu verachtendes Hündchen spanischer Race, mit langen Ohren, wolliger Ruthe in Gestalt einer Trompete, und großen, ausdrucksvollen Augen. Leidenschaftlich hing sie an Gerassim und folgte ihm wedelnd auf Schritt und Tritt. Auch einen Namen gab er ihr — der Stumme weiß, daß sein Brummen die Aufmerksamkeit Anderer auf sich zieht — er nannte sie Mumu. Alle Leute im Hause gewannen sie lieb und riefen sie ebenfalls Mumu. Sie war sehr klug, schmeichelte Jedem, liebte aber nur Gerassim allein. Gerassim seinerseits liebte sie unaussprechlich — es war ihm unangenehm, wenn Andere sie streichelten: ob er etwas für sie befürchtete oder eifersüchtig war, weiß Gott. Sie weckte ihn in der Frühe, indem sie an ihm zupfte, führte den alten Wassergaul, mit dem sie auf sehr freundschaftlichem Fuße stand, am Zügel, begleitete ihn mit ruhigem Ernst, wenn er an den Fluß ging, bewachte die Besen und Schaufeln ihres Herrn, und ließ Niemand in die Nähe seines Stübchens. Eigens für sie hatte er eine Oeffnung in die Thüre geschnitten, und es war, als fühlte sie, daß sie nur in Gerassim's

Digitized by Google

Stübchen unumschränkte Gebieterin sei; kaum hineingetreten, sprang sie mit zufriedener Miene auf das Bett. In der Nacht schlief sie niemals, bellte aber nicht ohne Unterscheidung, wie andere dumme Hofhunde, die auf den Hinterbeinen sitzend, die Schnauze emporgerichtet und mit blinzelnden Augen vor Langeweile bellen, etwa dem Monde zum Trotz, und gewöhnlich dreimal hintereinander — nein, Mumu's feine Stimme ertönte nie umsonst: da hatte sich entweder ein Fremder der Planke genähert, oder es entstand irgendwo ein verdächtiges Geräusch. Mit einem Worte, sie paßte vortrefflich auf. Es existirte wohl außer ihr im Hofe noch ein alter Hund, gelb mit dunkelbraunen Pünktchen, Woltschok genannt; doch den ließ man sogar in der Nacht nie von der Kette, und er hatte auch in Folge seiner Altersschwäche durchaus keine Ansprüche auf Freiheit; zusammengeballt lag er in seinem Häuschen und gab nur selten ein heiseres, fast tonloses Bellen von sich, das er aber gleich wieder einstellte, als fühlte er selbst dessen Nutzlosigkeit. Das herrschaftliche Haus betrat Mumu nicht; trug Garassim Holz in die Zimmer, so blieb sie zurück und erwartete ihn ungeduldig an der Treppe; dann spitzte sie die Ohren und drehte den Kopf bald rechts, bald plötzlich links bei dem geringsten Geräusch hinter der Thür.

So verging noch ein Jahr. Garassim fuhr fort seinen Hausdienst zu versehen und war sehr zufrieden mit seinem Schicksal, als ein unerwarteter Umstand eintrat .... Nämlich an einem schönen Sommertage ging die Gnädige mit ihren Gesellschafterinnen im Salon auf und nieder. Sie war guter Laune, lachte und scherzte; die Gesellschafterinnen lachten und scherzten mit, aber ohne eine besondere Freude zu empfinden. Man hatte es im Hause gar nicht gern, wenn eine solche heitere Stunde über die Gnädige kam: erstens, weil diese dann von Allen unverzüglichen und vollständigen Antheil daran verlangte und es übel nahm, wenn ein Gesicht nicht vor Vergnügen strahlte; und zweitens, weil so ein Aufflackern bei ihr nicht lange anhielt, und gewöhnlich einer finstern, saueren Gemüthsstimmung Platz machte. An jenem Tage war sie mit dem rechten Fuß aus dem Bett gestiegen; bei dem Kartenlegen, das sie jeden Morgen vornahm, waren ihr vier Buben herausgekommen — das bedeutete Erfüllung der Wünsche — und der Thee kam ihr besonders schmackhaft vor, wofür das Stubenmädchen in Worten eine Belobigung und in Geld zehn Kopeken Silber erhielt. Mit einem süßen Lächeln auf den faltigen Lippen lustwandelte die Gnädige im Salon und trat an das Fenster. Unter dem Fenster war ein kleines umgittertes Gärtchen: auf dem mittleren Beet, unter einem Rosenstrauch, lag Mumu und nagte sorgfältig an einem Knochen. Die Gnädige erblickte das Thier.

— Mein Gott, rief sie plötzlich, was ist das für ein Hund?

Digitized by Google

Die arme Gesellschafterin, an welche die Gnädige sich wandte, überkam jene ängstliche Unruhe, die der Untergebene gewöhnlich empfindet, wenn er noch nicht gewiß ist, wie er den Ausruf des Vorgesetzten zu deuten hat.

— Ich . . . ich . . . weiß nicht . . . stotterte sie; ich glaube, des taubstummen . . .

— Mein Gott! unterbrach sie die Gnädige; das ist ja ein sehr niedliches Hündchen! Lassen Sie es hereinbringen. Hat er es schon lange? Wie habe ich es nur bis jetzt nicht gesehen? Lassen Sie es hereinbringen.

Die Gesellschafterin entschwebte ins Vorzimmer.

— Stephan! Stephan! rief sie; bringe schnell Mumu her! Sie ist im Gärtchen.

— Ah, das Thier heißt Mumu, bemerkte die Gnädige; ein recht hübscher Name.

— Ach, ja wohl! entgegnete die Gesellschafterin. — Flink, Stephan!

Stephan, ein kräftiger Bursche, der als Lakai fungirte, rannte über Hals und Kopf in's Gärtchen und wollte Mumu ergreifen; diese aber entschlüpfte ihm geschickt unter den Händen und lief mit gehobener Ruthe pfeilschnell zu Garassim, der gerade in der Küche ein Faß auspochte und ausschüttelte, das er wie eine Kindertrommel in der Hand herumdrehte. Stephan lief ihr nach und wollte sie zu den Füßen ihres Herrn einfangen; doch die flinke Hündin ließ sich von keinem Fremden greifen, machte Sprünge und wich aus. Garassim sah dem Treiben mit einem Lächeln zu; endlich richtete sich Stephan verdrießlich auf und erklärte ihm in aller Eile mit Zeichen, daß die Gnädige den Hund zu sich verlange. Garassim wunderte sich ein wenig, rief jedoch Mumu herbei, hob sie in die Höhe und übergab sie Stephan. Stephan brachte sie in den Salon und stellte sie auf das Parquet hin. Die Gnädige versuchte, sie mit schmeichelnder Stimme an sich zu locken. Mumu, die sich in ihrem Leben noch nie in so prachtvollen Räumen befunden, erschrak sehr und stürzte erst nach der Thüre; von dem dienstfertigen Stephan aber zurückgestoßen, fing sie an zu zittern und drückte sich an die Wand.

— Mumu, Mumu, komm doch her zu mir, komm zur Herrschaft, sagte die Gnädige; komm, dummes Thierchen, fürchte dich doch nicht . . . .

— Geh doch, Mumu, geh zur Herrschaft, wiederholten die Gesellschaftsdamen.

Aber Mumu schaute bekümmert um sich und rührte sich nicht von der Stelle.

— Holt ihr etwas zu essen, sagte die Gebieterin. — Was für ein dummes Thierchen! Will nicht zur Herrschaft. Was es nur fürchtet?

— Es ist noch nicht gewöhnt, bemerkte eine der Gesellschafterinnen mit ängstlicher und gerührter Stimme.

Digitized by Google

Stephan brachte ein Schälchen Milch und stellte es vor Mumu hin; Mumu aber beroch nicht einmal die Milch, und fuhr fort zu zittern und ängstlich umherzublicken.

Ach, wie du nur bist! sagte die Gebieterin, näherte sich ihr und bückte sich, um sie zu streicheln; Mumu wandte ihr den Kopf mit einer krampfhaften Bewegung zu und wies die Zähne. — Die Gnädige zog schnell die Hand zurück.

Es entstand eine Pause. Mumu winselte leise, als wollte sie klagen und sich entschuldigen. Die Gnädige trat mit finstrer Miene zurück. Die plötzliche Bewegung des Hundes hatte sie erschreckt.

— Ach! ach! riefen alle Gesellschafterinnen zugleich: Sie sind doch nicht gebissen worden? (Mumu hatte in ihrem Leben noch Niemand gebissen). — Um Gottes willen....

— Schafft ihn fort, den abscheulichen Hund! sagte die Alte mit verändertem Ton. — Was das für ein böses Thier ist!

Und sich langsam umwendend, schritt sie ihrem Kabinet zu. Die Gesellschafterinnen wechselten ängstliche Blicke mit einander und wollten ihr nach; sie aber blieb stehen, sah sie kalt an, sagte: „Wohin? Ich rufe euch ja nicht" — und ging hinaus.

Die Gesellschafterinnen winkten Stephan verzweiflungsvoll mit den Händen; dieser ergriff Mumu und warf sie schnell hinter die Thür, Gerassim grade vor die Füße. Eine halbe Stunde später herrschte schon tiefe Stille im Hause, und die alte Dame saß auf ihrem Divan, finsterer als eine Gewitterwolke.

Wie doch bisweilen Kleinigkeiten den Menschen so tief verstimmen können!

Bis zum Abend war die Gnädige übler Laune, sprach mit Niemandem, rührte keine Karte an und brachte die Nacht schlecht zu. Es kam ihr vor, als habe man ihr nicht dasselbe kölnische Wasser gegeben, das sie im Gebrauch hatte, als rieche ihr Kopfkissen nach Seife, und die Wirthschafterin mußte die ganze Wäsche beriechen; mit einem Wort, sie war aufgeregt und ärgerte sich sehr. Am folgenden Morgen ließ sie Gawrilo eine Stunde früher als gewöhnlich rufen.

— Sage mir, ich bitte, fing sie an, als dieser mit einem unhörbaren Selbstgespräch kaum die Schwelle ihres Kabinets überschritten hatte: was ist das für ein Hund, der die ganze Nacht bei uns auf dem Hof gebellt hat? Ich habe nicht schlafen können!

— Was für ein Hund? Vielleicht des Taubstummen Hund, sagte er mit nicht ganz sicherer Stimme.

— Ich weiß nicht, ob er dem Taubstummen oder sonst Jemand gehört, aber er hat mich nicht schlafen lassen. Ich begreife auch gar nicht, wozu

Digitized by Google

diese Masse von Hunden? Willst du mir das erklären? Wir haben ja einen Hofhund?

— Freilich haben wir einen, den Woltschok.

— Nun, was brauchen wir mehr? Wozu denn noch ein Hund? Es kommt Alles in Unordnung. Es giebt keinen Vorgesetzten im Hause, das ist's. Und wozu braucht der Taubstumme einen Hund? Wer hat ihm erlaubt, auf meinem Hof Hunde zu halten? Gestern trat ich ans Fenster: da liegt das Thier im Gärtchen, hat was Ekelhaftes herbeigeschleppt, nagt daran — und ich habe dort Rosen pflanzen lassen.

Die Gnädige schwieg einen Augenblick.

— Der Hund muß noch heute aus dem Hause — hörst du?

— Zu Befehl.

— Noch heute. Und jetzt geh'. Zum Rapport werde ich dich später rufen lassen.

Gawrilo ging.

Den Salon durchschreitend stellte der Haushofmeister, der Ordnung wegen, die Schelle von einem Tisch auf den anderen, putzte im Speisesaal geräuschlos seinen Entenschnabel und trat in den Flur. Hier schlief auf einem langen Koffer Stephan, in der Stellung eines erschlagenen Kriegers auf einem Schlachtbilde, die nackten Füße wie im Krampf unter dem Oberrocke hervorgestreckt, der ihm als Decke diente. Der Haushofmeister schüttelte ihn wach und ertheilte ihm halblaut einen Befehl, worauf Stephan in Lauten antwortete, die halb wie ein Gähnen, halb wie ein Lachen klangen. Der Haushofmeister entfernte sich, Stephan aber sprang auf, zog Rock und Stiefeln an, ging hinaus und blieb auf der Treppe stehen. Kaum fünf Minuten waren vergangen, als Gerassim mit einem gewaltigen Holzbündel auf dem Rücken und in Begleitung der niefehlenden Mumu erschien. (Die Gnädige ließ ihr Schlafzimmer und Kabinet sogar im Sommer etwas heizen.) Gerassim wandte die eine Seite der Thüre zu, stieß sie mit der Schulter auf und stürzte mit seiner Last ins Haus, während Mumu, ihrer Gewohnheit gemäß, draußen auf ihn wartete. Stephan benutzte den günstigen Augenblick, warf sich plötzlich auf sie, wie der Habicht auf ein Hühnchen, drückte sie mit der Brust an die Erde, ergriff die Beute mit beiden Armen, lief mit ihr hinaus, ohne seine Mütze aufgesetzt zu haben, bestieg die erste vorüberfahrende Droschke und eilte auf den Trödelmarkt. Dort fand er bald einen Käufer, dem er die Hündin für einen halben Silberrubel überließ — unter der Bedingung, daß sie wenigstens acht Tage angebunden bliebe. Darauf kehrte er augenblicklich zurück, stieg aber von der Droschke, ehe er das Haus erreichte, umging den Hof und sprang aus einem Hintergäßchen über die Planke; den vorderen Eingang für Fußgänger vermied er aus Furcht, Gerassim

Digitized by Google

zu begegnen. Seine Aengstlichkeit war übrigens ganz unnütz. Gerassim war schon nicht mehr auf dem Hofe. Aus dem Hause tretend vermißte er Mumu sogleich; er konnte sich nicht erinnern, daß sie je seine Rückkehr nicht abgewartet hätte, lief überall herum, um sie zu suchen, rief sie auf seine Weise, eilte in sein Stübchen, auf den Heuboden, sprang hinaus auf die Straße — hierhin, dorthin. Weg war Mumu! Er wandte sich an das Hausgesinde, erkundigte sich nach ihr durch Zeichen, in denen sich eine wahre Verzweiflung aussprach, hielt die Hand eine halbe Elle von der Erde und zeichnete die Umrisse in der Luft .... Einige wußten wirklich nicht, was aus Mumu geworden und schüttelten den Kopf, Andere wußten es und lächelten, statt aller Antwort; der Haushofmeister aber nahm eine äußerst wichtige Miene an und fing an die Stallknechte zu schelten. Da lief Gerassim zum Thor hinaus.

Es dämmerte schon, als er zurückkam. Nach seinem erschöpften Aussehen, dem unsicheren Gang, der bestaubten Kleidung zu urtheilen, mußte er halb Moskau durchlaufen sein. Vor den herrschaftlichen Fenstern blieb er stehen, warf einen Blick auf die Treppe, wo sieben bis acht Leute beisammen waren, wandte sich ab und brüllte noch ein Mal: „Mumu!“ — Mumu antwortete nicht. Er ging. Die Leute sahen ihm nach, aber Niemand lächelte, Niemand sagte ein Wort. Der neugierige Vorreiter Antip erzählte am folgenden Morgen in der Küche, der Taubstumme habe die ganze Nacht gestöhnt.

Den ganzen nächsten Tag kam Gerassim nicht zum Vorschein, so daß statt seiner der Kutscher Potap nach Wasser fahren mußte, womit der Kutscher Potap höchst unzufrieden war. Die Gnädige fragte Gawrilo, ob ihr Befehl vollführt sei. Gawrilo entgegnete, er sei vollführt. Am andern Morgen trat Gerassim aus seinem Stübchen heraus und machte sich an die Arbeit. Er stellte sich zum Mittagessen ein, aß und ging, ohne Jemand gegrüßt zu haben. Seine Züge, ohnehin schon ohne Leben, wie bei allen Taubstummen, sahen aus wie versteinert. Nach dem Essen ging er wieder von Hause, blieb aber nicht lange aus und stieg dann auf den Heuboden. Eine klare, mondhelle Nacht brach herein. Schwer seufzend und sich hin- und herwerfend lag Gerassim da. Plötzlich war es ihm, als zupfe ihn Jemand am Rock; sein ganzer Körper erbebte, doch er hob den Kopf nicht und kniff sogar die Augen zu. Aber es zupfte ihn wieder, stärker als das erste Mal; er sprang auf — vor ihm wand sich Mumu mit einem abgerissenen Strick am Halse. Ein langgedehnter Freudenschrei entwand sich seiner stimmlosen Brust; er ergriff Mumu, drückte sie in seine Arme; mit Blitzesschnelle beleckte sie ihm Nase, Augen und Bart. Eine Weile stand er sinnend da, kletterte dann vorsichtig von dem Heuboden herunter, schaute um sich und schlich wohlbehalten in sein Stübchen, nachdem er sich überzeugt, daß Niemand ihn sehen konnte. Es war Gerassim nicht entgangen, daß die Hündin

Digitized by Google

sich nicht selbst verlaufen, daß man sie auf Befehl der Gebieterin fortgeschleppt; das Gesinde hatte ihm durch Zeichen zu verstehen gegeben, wie unfreundlich seine Mumu gegen sie gewesen, und er beschloß, sich für die Zukunft sicher zu stellen. Zuerst gab er Mumu ein Brödchen, streichelte sie, machte ihr Lager zurecht, und fing dann zu grübeln an, und grübelte die ganze lange Nacht, wie er seinen Liebling am besten verstecken könnte. Die Oeffnung in der Thür verstopfte er mit seinem alten Kittel und war mit Tagesanbruch schon auf dem Hof, als sei nichts vorgefallen; sogar den kummervollen Ausdruck seines Gesichts behielt er bei. Unschuldige List! — Dem armen Taubstummen kam es nicht in den Sinn, daß Mumu sich durch ihr Winseln verrathen würde. In der That wußte bald Jeder im Hause, des Stummen Hund sei wieder da und sitze eingesperrt in seinem Stübchen, aber aus Mitleid für den Menschen und für das Thier, theilweise vielleicht auch aus Furcht vor dem Manne, ließ man ihn nicht merken, daß sein Geheimniß entdeckt sei. Der Haushofmeister allein kraute sich hinter den Ohren, ließ aber die Sache gehen. „Nun, in Gottes Namen, vielleicht erfährt die Gnädige nichts davon.“ Dafür war aber auch der Taubstumme nie so eifrig, als an jenem Tage: er putzte und kratzte den ganzen Hof, ließ kein Grashälmchen stehen, riß alle Pfähle aus dem Zaun des Gärtchens, um sich von ihrer Festigkeit zu überzeugen und schlug sie eigenhändig wieder ein — mit einem Wort, er war so eifrig und geschäftig, daß sogar die Gnädige ihre Aufmerksamkeit seinem Fleiß zuwandte. Im Lauf des Tages schlich sich Gerassim ein paar Mal zu seiner Gefangenen; mit Anbruch der Nacht aber legte er sich zu ihr in sein Stübchen, nicht auf den Heuboden, und erst eine Stunde nach Mitternacht führte er sie hinaus, um sie frische Luft schöpfen zu lassen. Nach einem ziemlich langen Spaziergang auf dem Hof schickte er sich eben zur Rückkehr an, als hinter der Planke, nach dem Quergäßchen zu, sich ein Geräusch hören ließ. Mumu spitzte die Ohren, knurrte, näherte sich der Planke, schnupperte und brach in ein helles, durchdringendes Bellen aus. Ein Betrunkener war auf den Gedanken gekommen, sich dort für die Nacht einzunisten. Zu derselben Zeit war die Gnädige eben erst nach einer anhaltenden „nervösen Aufregung“ eingeschlummert; diese Aufregungen kamen bei ihr immer nach einem allzu reichlichen Abendessen vor. Das plötzliche Bellen weckte sie aus dem Schlafe; sie bekam Herzklopfen und es versetzte ihr den Athem. „Mädchen! Mädchen!“ stöhnte sie; „Mädchen!“ Die erschrockenen Mädchen stürzten zu ihr ins Schlafzimmer. „Ach, ach! ich sterbe! lispelte sie, indem sie schwermüthig mit den Händen herumfuhr. — „Schon wieder dieser Hund .... dieser Hund!“ — Und sie warf den Kopf zurück, was eine Ohnmacht bedeuten sollte. Man eilte nach dem Doktor, das heißt nach dem Hausarzt Chariton. Dieser Arzt, dessen ganze Kunst darin bestand, daß er Stiefel mit weichen Sohlen trug, sehr zart den Puls zu befühlen wußte,

Digitized by Google

von vierundzwanzig Stunden vierzehn schlief und die übrige Zeit immer seufzte und die Gnädige fortwährend mit Kirschlorbeertropfen traktirte — dieser Arzt erschien augenblicklich, räucherte mit gebrannten Federn, und als die Gnädige die Augen aufgeschlagen, reichte er ihr auf einem silbernen Teller ein Gläschen mit den erprobten Tropfen. Die Gnädige nahm sie ein, fing aber gleich wieder mit weinerlicher Stimme an zu klagen — über den Hund, über Gawrilo, über ihr Schicksal: sie, die arme alte Frau, sei von aller Welt verlassen, Niemand habe Mitleid mit ihr, Jeder wolle ihren Tod. Unterdeß fuhr die unglückliche Mumu fort zu bellen, und Gerassim suchte vergebens sie von der Planke wegzulocken. „Da .... da .... schon wieder“ .... lispelte die Gnädige und verdrehte von neuem die Augen. Der Arzt flüsterte einem Mädchen etwas zu, dieses stürzte in's Vorzimmer und rüttelte Stephan wach; der lief hinaus, um Gawrilo zu wecken, und Gawrilo brachte in der ersten Hitze das ganze Haus auf die Beine.

Gerassim wandte sich um und sah die an den Fenstern vorüberhuschenden Lichter und Schatten; sein Herz ahnte Unglück, er nahm Mumu unter den Arm, lief in sein Stübchen und schloß sich ein. Einige Augenblicke später rüttelten fünf Leute an seiner Thür, ließen aber davon ab, als sie den Widerstand des Riegels spürten. Gawrilo rannte in größter Hast herbei, befahl Allen bis zum Morgen da zu bleiben und zu wachen, und eilte dann selbst in das Mädchenzimmer, um durch die älteste Gesellschafterin, Lubow Lubimowna, mit der er gemeinschaftlich Thee, Zucker und sonstige Lebensmittel stahl und verrechnete, der Gnädigen melden zu lassen: der Hund sei unglücklicher Weise, der Himmel weiß von wo, wieder gekommen, morgen aber solle er nicht mehr am Leben sein; die Gnädige möchte die Gnade haben, den Aerger fahren zu lassen und sich zu beruhigen. — Die Gnädige wäre aber wahrscheinlich nicht so bald zur Ruhe gekommen, hätte der Arzt ihr nicht in der Eile, statt zwölf, ganze vierzig Tropfen eingegeben: der Kirschlorbeer bewährte seine Kraft — in einer Viertelstunde schlief sie tief und friedlich ein. Gerassim aber lag bleich auf seinem Lager und drückte Mumu fest die Schnauze zu.

Am folgenden Morgen erwachte die Gnädige ziemlich spät. Gawrilo wartete ihr Erwachen ab, ehe er den Befehl zu einem entscheidenden Anlauf auf Gerassim's Zufluchtsort gab; für sich selbst bereitete er sich auf ein heftiges Gewitter vor. Aber das Gewitter blieb aus. Im Bette liegend ließ die Gnädige ihre älteste Gesellschafterin zu sich rufen.

— Lubow Lubimowna, begann sie mit leiser und schwacher Stimme. Sie nahm bisweilen gern die Miene einer verfolgten und verwaisten Dulderin an; natürlich wurde dann allen Leuten im Hause unheimlich zu Muth. — Lubow Lubimowna, Sie sehen meine Lage; gehen Sie zu Gawrilo Andrejitsch, mein Herzchen, und sprechen Sie mit ihm: sollte wirklich ein elender

Digitized by Google

Hund ihm theurer sein als die Ruhe, ja als das Leben seiner Gebieterin? Es wäre mir unlieb, das zu glauben, fügte sie mit einem Ausdruck tiefen Gefühls hinzu; gehen Sie, mein Herzchen, sein Sie so gut, gehen Sie zu Gawrilo.

Lubow Lubimowna ging auf Gawrilo's Zimmer. Wovon sie mit einander gesprochen, ist unbekannt; aber kurze Zeit darauf bewegte sich ein ganzer Haufen Leute über den Hof, in der Richtung zu Garassim's Stübchen. Voraus schritt Gawrilo, die Hand an der Mütze haltend, obgleich es nicht windig war; neben ihm gingen Diener und Köche; Onkel Chwost sah aus dem Fenster und leitete das Ganze, d. h. er machte verschiedene Bewegungen mit den Händen; hinter allen her sprangen und lärmten Buben, von denen die Hälfte von der Straße herbeigelaufen war. Auf der schmalen Treppe, die zu dem Stübchen führte, saß ein Wächter; an der Thür standen zwei andere mit Stöcken. Man stieg die Treppe hinauf und nahm die ganze Länge derselben ein. Gawrilo trat an die Thür, pochte mit der Faust daran und rief:

— Mache auf!

Ein ersticktes Bellen ließ sich hören; aber es erfolgte keine Antwort.

— Hörst du, mache auf! wiederholte er.

— Aber, Gawrilo Andrejitsch, bemerkte von unten Stephan — er ist ja taub, er hört nicht.

Alle lachten.

— Was ist da zu thun? entgegnete von oben Gawrilo.

— Er hat da ein Loch in der Thüre, rief Stephan. — Fuchtelt mit dem Stock darin herum.

Gawrilo bückte sich.

— Er hat das Loch mit einem Kittel verstopft.

— Nun, so stoßt den Kittel hinein.

Wieder ertönte ein dumpfes Bellen.

— Hört, hört, sie verräth sich selbst, bemerkten Einige in der Menge und ein neues Gelächter erhob sich.

Gawrilo rieb sich hinter dem Ohr.

— Nein, Lieber, sagte er endlich; stoße du selbst den Kittel hinein, wenn du willst.

— Warum denn nicht! Recht gern.

Und Stephan kletterte hinauf, ergriff einen Stock, drückte den Stock nach innen und stach in der Oeffnung herum, indem er dabei rief: „Komm heraus! komm heraus!" Der Stock war noch in Bewegung, als die Thüre des Stübchens plötzlich aufsprang. Der ganze Troß rollte sogleich kopfüber die Treppe hinab, Gawrilo vor allen Andern. Onkel Chwost machte sein Fenster zu.

Digitized by Google

Na, na, na, na, schrie Gawrilo unten im Hof; sieh dich vor! Ich will dich .....

Garassim stand regungslos auf der Schwelle. Das Gesinde versammelte sich unten an der Treppe. Garassim sah von oben auf all diese kleinen Leutchen in Röcken, und stemmte die Hände leicht in die Seiten; in seinem rothen Bauernhemde erschien er wie ein Riese im Vergleich mit ihnen. Gawrilo that einen Schritt vorwärts.

— Hör' mal, Lieber, sagte er, unterstehe dich nicht .....

Und er fing an, ihm durch Zeichen verständlich zu machen, daß die Gnädige unwiderruflich ihm seinen Hund abverlange: auf der Stelle sollst du ihn herausgeben, sonst geht es dir schlecht.

Garassim sah ihn an, zeigte auf den Hund, machte an seinem eigenen Halse das Zeichen des Anziehens einer Schlinge, und sah dem Haushofmeister mit fragender Miene ins Gesicht.

— Ja wohl, antwortete dieser mit dem Kopfe nickend: ja, unbedingt.

Garassim schlug die Augen nieder, dann aber ermannte er sich plötzlich, zeigte wieder auf Mumu, welche die ganze Zeit unschuldig mit dem Schwanze wedelnd und voll Neugierde die Ohren hin und her bewegend, neben ihm gestanden, wiederholte das Zeichen des Erdrosselns an seinem eigenen Halse, und schlug sich bedeutungsvoll an die Brust, als wollte er betheuern, daß er es selbst übernehme, Mumu aus der Welt zu schaffen.

— Aber du wirst mich hintergehen, sagten als Antwort Gawrilo's Winke und Mienen.

Garassim blickte ihn an, lächelte verächtlich, schlug sich noch ein Mal auf die Brust und warf die Thür zu.

Die Leute sahen einander schweigend an.

— Was soll das bedeuten? begann Gawrilo. Er hat sich eingeschlossen?

— Laßt ihn, Gawrilo Andrejitsch, entgegnete Stephan: er hat es versprochen, da thut er's auch. Er ist einmal so — was er verspricht, ist sicher. Darin ist er nicht wie unser einer. Was wahr ist, bleibt wahr. Ja, ja.

— Ja wohl, wiederholten Alle und schüttelten die Köpfe. So ist es. Ja!

Onkel Chwost öffnete sein Fenster und sagte auch: Ja!

— Nun, meinethalben, wir wollen sehn, erwiederte Gawrilo; aber die Wache darf nicht fort. He, du, Jeroschka! fügte er hinzu und wandte sich an ein bleiches Wesen in einer gelben Nankinjacke, das für den Gärtner galt: du hast nichts zu thun. Nimm einen Stock und sitze hier — und sowie was vorfällt, rennst du gleich zu mir!

Jeroschka nahm einen Stock und setzte sich auf die unterste Stufe der Treppe. Die Menge verlief sich, einige Neugierige und die Buben aus-

Digitized by Google

genommen, Gawrilo aber ging in seine Wohnung und ließ durch Lubow Lubimowna der Gebieterin berichten, alles sei vollstreckt; seinerseits schickte er für alle Fälle den Vorreiter zu dem Gerichtsboten. Die Gnädige schlang einen Knoten in ihr Taschentuch, goß darauf kölnisches Wasser, roch daran, rieb sich die Schläfe, nahm ihren Thee zu sich und schlief, noch unter dem Einfluß der Kirschlorbeertropfen, wieder ein.

Eine Stunde nach all diesem Tumult öffnete sich die Thür des Stübchens und Gerassim erschien. Er hatte seinen Sonntagsrock an und führte Mumu an einer Schnur. Jeroschka machte ihm Platz und ließ ihn vorbei. Gerassim ging dem Hofthore zu. Die Buben und Alle, die auf dem Hofe waren, begleiteten ihn schweigend mit den Blicken. Er wandte sich nicht einmal zurück, und erst auf der Straße setzte er seine Mütze auf. Gawrilo schickte ihm den mehrerwähnten Jeroschka als Beobachter nach. Jeroschka sah von Weitem, daß er mit dem Hunde in ein Wirthshaus trat, und wartete, bis er herauskam.

In dem Wirthshaus kannte man Gerassim und verstand seine Zeichen. Er verlangte eine Kohlsuppe mit Fleisch und setzte sich, die Arme auf den Tisch gestützt. Mumu stand neben seinem Stuhl und sah ihn ruhig mit ihren klugen Aeuglein an. Ihr Fell glänzte; man sah, daß sie vor Kurzem gekämmt worden war. Gerassim's Suppe wurde gebracht. Er bröckelte Brod hinein, schnitt das Fleisch in kleine Stücke, und stellte den Teller auf den Fußboden. Mumu machte sich an die Mahlzeit mit gewohnter Höflichkeit: die feine Schnauze berührte kaum das Essen. Gerassim sah ihr lange zu; zwei schwere Thränen entrollten plötzlich seinen Augen: die eine fiel auf die hohe Stirn des Hündchens, die andere in die Suppe. Er bedeckte sich das Gesicht mit der Hand. Mumu verzehrte die Hälfte der Portion und entfernte sich von dem Teller, indem sie sich beleckte. Gerassim stand auf, bezahlte die Suppe und ging hinaus, von den Blicken des Kellners gefolgt, der nicht recht wußte, was er davon denken sollte. Als Jeroschka Gerassim sah, sprang er hinter eine Ecke, ließ ihn vorüber, und folgte ihm dann wieder.

Gerassim ging, ohne sich zu beeilen und ließ Mumu nicht von der Leine. An einer Straßenecke blieb er wie unschlüssig stehen, und schlug dann den Weg nach der sogenannten Krimmer Furth ein. Unterwegs betrat er den Hof eines Hauses, bei welchem ein Flügel angebaut wurde, und trug von da zwei Backsteine unter dem Arm heraus. Von der Krimmer Furth wandte er sich nach dem Ufer des Flusses, kam an einen Ort, wo an Pflöcke gebunden, zwei Boote mit ihren Rudern standen — er hatte sie schon früher bemerkt — und sprang mit Mumu in eins derselben. Ein hinkender Greis kam aus einer Hütte, die in der Ecke eines Gemüsegartens stand, und schrie ihm etwas zu. Gerassim aber nickte nur mit dem Kopf und ruderte mit solcher Kraft, daß er, obgleich es gegen die Strömung

Digitized by Google

ging, in einem Augenblick schon auf mehrere hundert Schritt entfernt war. Der Greis stand eine Weile da, rieb sich den Rücken erst mit der linken, dann mit der rechten Hand, und kehrte hinkend in die Hütte zurück.

Gerassim aber ruderte fort und fort. Schon lag Moskau hinter ihm. Schon zogen sich, die Ufer entlang, Wiesen, Gärten, Ackerfelder, kleine Wäldchen, es zeigten sich Bauernhäuser. Das Landleben wehte ihn an. Er ließ die Ruder fallen, senkte den Kopf zu Mumu hinab, die auf einem trockenen Querbrettchen vor ihm saß — der Boden stand unter Wasser — und blieb regungslos, die mächtigen Hände auf dem Rücken des Thieres gekreuzt, während die Strömung das Boot langsam zur Stadt zurücktrug. Endlich richtete Gerassim sich auf, umschlang mit krankhafter Eile, den Ausdruck tiefen Schmerzes im Gesicht, die mitgebrachten Steine mit der Schnur, drehte eine Schlinge hinein, warf diese Mumu um den Hals, erhob letztere über das Wasser und blickte sie zum letzten Mal an. — Furchtlos und vertrauend sah sie zu ihm auf und wedelte leise. Er wandte sich ab, schloß die Augen und ließ sie los .... Gerassim hörte nichts, weder den Aufschrei der fallenden Mumu, noch das schwere Aufschlagen des Wassers; für ihn war der geräuschvollste Tag laut- und klanglos, wie es für uns auch nicht die stillste Nacht ist, und als er die Augen wieder öffnete, eilten wie zuvor, einander gleichsam jagend, kleine Wellen über den Fluß und wie zuvor pochten sie plätschernd an beide Seiten des Bootes; nur weit hinten zogen sich gewisse breite Kreise nach dem Ufer zu.

Kaum hatte Jeroschka Gerassim aus den Augen verloren, als er nach Hause zurückkehrte und Bericht erstattete über Alles, was er gesehen.

— Nun ja, bemerkte Stephan: er wirft sie in's Wasser. Da kann man ruhig sein. Wenn der etwas verspricht ....

Niemand sah Gerassim im Laufe des Tages. Er kam zum Mittagstisch nicht nach Hause. Der Abend brach ein; alle waren zum Abendessen versammelt, nur er fehlte.

— Ein kurioser Kerl, dieser Gerassim! kreischte die dicke Wäscherin: wie kann man mit einem Hunde so viel Zeit vertrödeln! — Unbegreiflich!

— Gerassim ist ja hier gewesen, rief plötzlich Stephan, indem er sich einen Löffel Grütze holte.

— Wie? Wann?

— Vor ein paar Stunden. Freilich. Ich begegnete ihm an der Pforte; er ging wieder hinaus. Ich hatte Lust, ihn des Hundes wegen zu befragen, aber er schien übler Laune und gab mir einen Stoß. Wollte sich wohl nur Platz machen, ich sollte ihn in Ruhe lassen — brachte mir aber einen so ungewöhnlichen Puff in's Rückgrat bei, daß mir Hören und Sehen verging! Und unwillkürlich lächelnd krümmte sich Stephan zu-

Digitized by Google

sammen und rieb sich den Rücken. Ja, fügte er hinzu, eine gesegnete Faust hat er, da ist nichts zu sagen.

Alle lachten über Stephan und begaben sich nach dem Essen zur Ruhe.

Zu derselben Zeit aber schritt eifrig und rastlos auf der Landstraße ein Riese mit einem Sack auf den Schultern und einem langen Stock in der Hand. Es war Gerassim. Er eilte, ohne umzublicken, eilte nach Hause, nach seinem heimathlichen Dorfe. Nachdem er die arme Mumu ertränkt, war er in sein Stübchen gelaufen, hatte schnell einige Habseligkeiten in eine alte Decke gepackt, diese als Bündel zusammengerollt, sich die Last auf die Schulter geworfen, und — fort war er! Den Weg hatte er sich schon damals genau gemerkt, als man ihn nach Moskau brachte; das Dorf, wo die Gebieterin ihn hergenommen, lag nicht über fünfundzwanzig Werst seitwärts von der Landstraße. Er schritt mit einer gewissen unerschütterlichen Kühnheit, mit einer verzweifelten und zugleich freudigen Entschlossenheit auf derselben fort. Er schritt dahin: weit öffnete sich seine Brust; die Blicke starrten gierig und geradaus in die Ferne. Er eilte, als harre seiner die alte Mutter in der Heimath, als riefe sie ihn zu sich nach langen Wanderungen in der Fremde, unter fremden Leuten .... Die eben eingebrochene Sommernacht war still und warm; auf der einen Seite, da wo die Sonne untergegangen, war es noch hell am Horizont und der Himmel färbte sich roth im letzten Abglanz des entschwundenen Tages — von der anderen Seite stieg schon die blau-graue Dunkelheit herauf. Von da kam die Nacht. Hunderte von Wachteln schlugen rings herum, um die Wette riefen sich die Wiesenläufer. Gerassim konnte sie nicht hören, auch das leise nächtliche Flüstern der Bäume nicht, an denen sein kräftiger Fuß ihn vorübertrug; aber er spürte den bekannten Duft des reifenden Korns, der von den dunklen Feldern herüber wehte, fühlte, wie der Wind, der ihm entgegenblies — der Wind der Heimath — ihm schmeichelnd über das Gesicht strich und mit seinem Haar und seinem Bart spielte; er sah vor sich den schimmernden Weg, den Weg nach Hause, der sich schnurgerade hinzog, sah am Himmel die unzähligen Sterne, die seinen Pfad beleuchteten, und wie ein Löwe schritt er kräftig und herzhaft weiter, so daß, als die aufgehende Sonne mit ihren feucht-rothen Strahlen den erst recht in Gang gekommenen Wanderer beleuchtete, schon fünfunddreißig Werst zwischen ihm und Moskau lagen.

Nach zwei Tagen war er zu Hause, in seiner kleinen Hütte, zur großen Verwunderung des Soldatenweibes, das man in derselben einquartiert hatte. Nachdem er vor den Heiligenbildern sein Gebet verrichtet, ging er sogleich zu dem Staroſt. Der Staroſt war erst verwundert; aber die Heuernte ging eben an: da gab man denn Gerassim, als einem vorzüglichen Arbeiter, ohne Weiteres eine Sense in die Hand — und er begann zu mähen, wie vordem, so zu mähen, daß es die Bauern überlief, wenn sie sahen, wie er ausholte oder mit dem Rechen hantierte.

Digitized by Google

In Moskau aber vermißte man Gerassim den Tag nach seiner Flucht. Man ging auf sein Stübchen, durchsuchte es, und berichtete die Sache Gawrilo. Dieser kam, sah, zuckte die Achseln und entschied, der Taubstumme sei entweder entflohen oder habe sich mit seinem dummen Hunde ertränkt. Man machte der Polizei eine Anzeige und meldete es der Gnädigen. Die Gnädige gerieth in Zorn, brach in Thränen aus, befahl ihn um jeden Preis aufzusuchen, versicherte, nie befohlen zu haben, daß man den Hund umbringe, und las endlich Gawrilo dermaßen den Text, daß der Haushofmeister den ganzen Tag den Kopf schüttelte und dabei ausrief: „Ei, ei!“ bis Onkel Chwost ihn zur Raison brachte, indem er ihm sagte: „Ei, ei, ei!“ Endlich kam die Nachricht von dem Eintreffen Gerassim's im Dorfe. Die Gnädige beruhigte sich einigermaßen; erst gab sie den Befehl, ihn sogleich nach Moskau zurückzufordern, dann aber erklärte sie, einen so undankbaren Menschen könne sie gar nicht brauchen. Uebrigens starb sie selbst bald darauf, und die Erben bekümmerten sich wenig um Gerassim: auch das übrige Gesinde der Mutter entließen sie gegen Kopfgeld.

Und noch heute lebt Gerassim als Junggesell in seiner einsamen Hütte; gesund ist er und kräftig, wie zuvor, arbeitet, wie zuvor, so viel als vier andere und ist wie zuvor ernst und gesetzt. Die Nachbarn aber haben bemerkt, daß er seit seiner Rückkehr aus Moskau ganz aufgehört hat, mit dem weiblichen Geschlecht umzugehen; er sieht kein Frauenzimmer an und hält keinen Hund. „Uebrigens — sagen die Bauern — ist es sein Glück, daß er keine Frau braucht; und einen Hund — wozu braucht er einen Hund? Auch mit Gewalt läßt sich kein Dieb in seinen Hof schleppen!“ So steht der Taubstumme in dem Rufe riesiger Kraft.

Digitized by Google

Anton Rubinstein.

Vor Kurzem hat auf der Dresdner Hofbühne die erste Darstellung der Rubinstein'schen Oper „Feramors" stattgefunden. Diese Thatsache giebt Veranlassung zu einer Betrachtung des genannten Werkes, so wie der gesammten produktiven Thätigkeit Rubinsteins, wie sie der Oeffentlichkeit vorliegt. Rubinstein gehört nicht allein hinsichtlich des künstlerischen Strebens, sondern auch in Betreff seines Talentes überhaupt zu den namhaftesten Tonsetzern der jüngeren Generation. Seine Kunstbildung für die Composition, welche er in Deutschland empfing, und deren überwiegend deutsches Wesen sich ganz unzweideutig in seinen musikalischen Gestaltungen kennbar macht, hat ihm eine Richtung gegeben, die fernab von dem Gewöhnlichen, Trivialen und Seichten liegt. Er hat sich in Folge dessen zur Hauptsache stets in den Grenzen des Edeln gehalten, was er schon durch die vorzugsweise Behandlung der höheren Kunstformen bethätigte. Je seltener dieser Standpunkt heut zu Tage von jüngeren Componisten erstrebt, geschweige denn eingenommen und festgehalten wird, für desto rühmlicher darf er gelten. Allein wenn man dies einerseits gern anerkennt, so ist man andererseits auch berechtigt, von den Leistungen eines Talentes, wie es sich in Rubinstein darstellt, ungewöhnliche Erwartungen zu hegen. Und ganz erklärlich ist es daher, wenn man mit einer gewissen Spannung der Aufführung seiner letzten bedeutenden Arbeit, der Oper „Feramors" entgegensah. Bereits vor der ersten Darstellung hatte sich durch mannichfache Aeußerungen der mitwirkenden Kräfte über das Werk ein günstiges Vorurtheil für dasselbe gebildet — ein gutes Omen, dessen sich nicht jeder Operncomponist zu erfreuen hat. In der That erwies sich die vortheilhafte, zum voraus über Rubinstein's „Feramors" gefaßte Meinung in vieler Hinsicht, ganz besonders aber in musikalischer, vollkommen berechtigt. Der künstlerische Ernst, mit welchem der Componist sich seiner Aufgabe hingegeben; die feine musikalische Gestaltung, welche freilich mehr in Einzelmomenten als in der Totalität des Kunstwerks hervortritt; die Gesundheit und Natürlichkeit des Ausdrucks; das Streben nach lebenswahrer Charakteristik endlich — Alles dies ist in der neuen

Digitized by Google

Arbeit ehrend anzuerkennen, um so mehr, als jetzt nur zu häufig von der einzig wahren Aufgabe der Kunst, das Schöne zu gestalten, abgesehen wird. Aber der musikalische Theil einer Oper für sich macht noch nicht ihre Existenz aus, er ist nur erst die eine Hälfte ihres Wesens. Dies wird leider noch immer übersehen, sogar von Denen, welchen man es am wenigsten zutrauen sollte, nämlich von den Operncomponisten. Auch in diesem Falle ist es geschehen zum Nachtheile des Werkes, um das es sich hier handelt.

Die Klage über den Mangel an guten Opernlibretto's ist eine alte, aber nichts desto weniger eine bis auf unsere Tage vollkommen gerechtfertigte. Sie kann nur von Denen verkannt werden, welche im Unklaren über die hier zu stellenden Forderungen sind, und dies ist am meisten bei Musikern der Fall: eine nothwendige Folge ihrer unzureichenden ästhetisch wissenschaftlichen Bildung. Sie begehen fast durchgängig den Fehler, die Oper als vorwiegend musikalisches Kunstwerk zu betrachten und demgemäß zu beurtheilen. Den dramatischen Stoff und dessen Anordnung erkennen sie höchstens als etwas Accessorisches an, wenn sie sich überhaupt zu dem Standpunkt erheben, von ihm zu sprechen. Wie oft soll man es noch wiederholen, daß die Oper kein ausschließlich musikalisches Kunstwerk ist, eben so wenig wie ein rein dramatisches! Die in letzter Instanz freilich illusorische Aufgabe des „musikalischen Dramas" besteht eben darin, beide Künste, Musik und Dichtung zu einem Ganzen zu verschmelzen. Mag man daher bei einer Oper immer den musikalischen Theil abgesondert von dem dramatischen je nach den Gesetzen beider Künste beurtheilen: zuletzt wird man die versuchte Ineinsbildung derselben als Ganzes in's Auge fassen müssen, um zu erkennen, wie weit es gelungen ist, den innern, bis jetzt noch nicht vollkommen gelösten Widerspruch des „musikalischen Dramas" aufzuheben.

Ist nun schon an sich in dem zweideutigen Doppelwesen der Oper eine gefährliche Klippe für den Operncomponisten vorhanden, so wird dem letzteren seine Arbeit noch durch einen ganz besondern Umstand erschwert. Bekanntlich hat Richard Wagner durch sein kühnes Eingreifen in den historischen Entwickelungsgang der Oper eine solche Umwälzung in diesem Kunstgebiete hervorgerufen, daß aller Boden für die musikalisch dramatische Gestaltung dadurch unsicher wurde. Dies hat bewirkt, daß die jüngeren Operncomponisten sich weder über das „Was" noch „Wie" klare Rechenschaft zu geben vermögen. Und auch Rubinstein's Oper läßt dies mehrfach empfinden. Der Stoff derselben ist an sich für eine Dramatisirung nicht mit Erfolg zu verwerthen, weil er lyrisch-epischer Natur ist. Die Bearbeitung von Julius Rodenberg aber ist insofern den Anforderungen an einen guten Operntext entgegen, als sie an einer störenden Ueberladung und Breite der Detailausführung leidet,

Digitized by Google

was bei der Dürftigkeit der Handlung doppelt fühlbar wird. So geschieht es, daß man zu einem Ensemblesatz von nur kurzer Dauer den Text gleichzeitig auf mehreren Druckseiten nachzulesen hat — ein Mißverhältniß, welches schlagend die vorstehende Bemerkung ohne jeden weiteren Beweis bekräftigt. Daß der Dichter, dessen anmuthiges Talent wir auf anderm Gebiete vielfach zu erkennen Gelegenheit hatten, seinem aus Th. Moore entlehnten Stoffe kein bemerkenswerthes dramatisches Interesse zu geben vermochte, darf man ihm nicht zum ausschließlichen Vorwurf machen, da die an sich arme, freilich bis zur Ermüdung ausgedehnte Handlung wenig Hilfsquellen bot. Der wesentliche Inhalt derselben ist dieser: Lalla Rookh, eine indische Prinzessin, ist die Verlobte eines indischen Fürsten. Dieser will aber nicht als Fürst, sondern als Mensch die Liebe Lalla Rooth's gewinnen. Er naht sich ihr unerkannt als Sänger, und mit seinen Weisen erobert er ihr Herz. Nun schaudert Lalla Rookh vor dem Gedanken zurück, dem Fürsten, den sie noch nicht gesehen, ihre Hand zu reichen. Der daraus entstehende Conflikt im Innern des Mädchens dauert an. Nachdem Feramors sich von der Liebe seiner Braut genugsam überzeugt hat, läßt er im entscheidenden Moment seine Maske fallen, um ihr nicht blos als Sänger, sondern auch als Fürst die Hand zum Bunde zu reichen. Alles Andre ist unwesentliches Beiwerk, welches nur in äußerlicher Beziehung zur Sache steht, was dieselbe in keiner Weise fördert oder anziehender macht.

Rubinstein hat als Musiker viel gethan, die Schwächen des Textbuches möglichst zu verdecken, ohne dies jedoch zu erreichen. Seine Composition ist anmuthig, spirituell, oft überraschend durch einzelne geistreiche Wendungen und Combinationen, dazu ohne Forcirtheit in Ausdruck und Instrumentation. Auch die charakteristische Färbung des Orientalischen, welche die Musik hat, ist gelungen. Aber trotz alledem läßt sich die sichere, scharf zeichnende Hand des musikalischen Dramatikers vermissen. Die Figuren treten nicht bestimmt und plastisch aus dem Rahmen des Ganzen heraus, und den Ensembles fehlt ruhig besonnene, klare Struktur und Gruppirung; es herrscht lyrisch-romantische Verschwommenheit vor. Zudem kommt das komische Element, welches in einer wenig geglückten Nachbildung des Osmin in der „Entführung“ und des Seneschall in „Johann von Paris“ durch Fadladin repräsentirt wird, eben so wenig in musikalischer wie in dichterischer Hinsicht zur Geltung. So gelangt man nothwendig zu dem Schlusse, daß Rubinstein sich hier nicht als dramatischer Tonsetzer bewährt hat, so wenig daraus gefolgert werden soll, daß es ihm überhaupt an Beruf dazu fehle. Auch andere und größere Meister haben in ihren ersten Bühnenwerken Unzureichendes und Verfehltes bieten müssen, ehe sie durch Erfahrung und fortgesetzte Uebung gekräftigt, in unbeschränkter Entfaltung ihres Talentes das Rechte zu leisten vermochten.

Digitized by Google

Rein musikalisch betrachtet, bildet der erste Akt den Höhepunkt von Rubinstein's Oper. Hier entfaltet der Componist sein Talent in wohlthuendster Weise. Die beiden folgenden Akte stehen dagegen zurück. Dies kommt nicht allein daher, weil der dem ganzen Werk eigene Lokalton, bald den Reiz der Neuheit verlierend, in Monotonie übergeht, sondern weil die musikalisch künstlerische Ausführung theilweis flüchtiger, mithin schwächer wird. Ganz besonders gilt dies aber vom dritten und letzten Akt. Es ist, als ob der Componist selbst mehr und mehr die Neigung zu sorgsamer, wohlüberdachter Gestaltung verloren habe, je weiter er bei seiner Arbeit fortgeschritten. Diese Wahrnehmung steht indessen nicht vereinzelt in Betreff Rubinsteins da. Sie drängt sich nicht selten auch beim Anhören seiner anderweiten zahlreichen Tonschöpfungen auf.

Rubinstein hat in verhältnißmäßig kurzer Zeit eine sehr beträchtliche Reihe von Compositionen, der Zahl nach weit über 50, veröffentlicht. Es sind darin ohne Ausnahme alle Gattungen der musikalischen Composition vertreten, durch Symphonien, Ouvertüren, Streichquartette, Klaviertrio's und Duo's, Klaviercompositionen verschiedenster Art, mit und ohne Begleitung und endlich auch Vokalcompositionen, unter denen ein großes Oratorium: „das verlorne Paradies" nach der gleichnamigen Milton'schen Dichtung hervorzuheben ist. Diese quantitativ so umfängliche Productivität giebt zunächst Zeugniß von einem leichten, formgewandten und elastischen Gestaltungsvermögen. Daß dies letztere auch von einem hervorragenden Talent getragen wird, ist schon ausgesprochen worden. Alle diese Eigenschaften sind sicher hoch zu veranschlagen, und was man damit zu leisten vermag, das beweist eben Rubinstein in seinen Schöpfungen. Allein was immer den echten Meister der Kunst kennzeichnet, ist die Eigenschaft, seinen Geistesgebilden jenen Stempel der Vollendung aufzudrücken, die erst durch Selbstkritik gewonnen wird. Und an dieser Selbstkritik, vermöge deren allein ein Künstler im Stande ist, seine Erzeugnisse nach Form und Inhalt dem Kunstideal näher und näher zu bringen, läßt es Rubinstein eben häufig fehlen. Es scheint ihm weit mehr darauf anzukommen, je nach seinem innern Kunstdrange überhaupt nur ein Werk in's Dasein zu rufen, als es in seinen Details mit sorgfältigem Bemühen abzuklären, durchzubilden und völlig herauszuarbeiten. Es möchte schwer halten, unter allen seinen bisher veröffentlichten Compositionen auch nur Ein Opus zu finden, welches als ein in sich völlig fertiges, abgerundetes und abgeschlossenes Ganze dasteht, mit einem Worte, ein Werk, welches das Gepräge des durchaus Vollendeten trägt. Dieser Mangel aber ist, wie nicht geleugnet werden kann, in gewissem Maße hemmend für den Genuß der Rubinstein'schen Musik.

Zu dem vorstehend Angedeuteten kommt noch ein besonderer Umstand hinzu, welcher die freie Entfaltung der Originalität Rubinstein's einiger-

Digitized by Google

maßen behindert, so weit sie ihm von der Natur verliehen ist. Unser Künstler ist in seinem musikalischen Entwickelungsgange von zwei Meistern wesentlich beeinflußt worden. Diese sind Mendelssohn und Robert Schumann. So nothwendig es auch für das aufstrebende Kunsttalent ist, Vorbilder aufzusuchen, sich an sie anzulehnen und durch ihr Studium zu kräftigen, so hat dies doch seine Grenzen. Für jeden Künstler bleibt es wichtig, sich fremden Einflüssen so bald wie möglich zu entziehen. Rubinstein hat es nicht gethan, und so kommt es, daß in seinen Compositionen neben höchst beachtenswerthem Eigenen zu viel fremde Reminiscenzen sich vorfinden, die jede Styleinheit ausschließen.

Rubinstein's künstlerischer Entwickelungsgang erhellt aus folgenden biographischen Notizen, die hier mitgetheilt werden, wie sie eben vorhanden sind. Geboren am 18. November 1829 zu Wechtwotynetz bei Jassy, empfing Rubinstein bereits in zartem Alter Klavierunterricht von seiner Mutter. Derselbe wurde später, nachdem seine Eltern ihren Wohnsitz in Moskau genommen hatten, unter Anleitung eines Musikers fortgesetzt. Man verband ohne Zweifel damit die Absicht, den Knaben für die Virtuosenlaufbahn vorzubereiten, und schon im neunten Lebensjahre war er so weit vorgeschritten, öffentlich mit Erfolg aufzutreten. Ein Jahr später wurde Rubinstein nach Paris gebracht, wo er, gleich wie auf weiterhin unternommenen Kunstreisen in Holland, Deutschland und England durch seine ungewöhnliche Begabung für das Piano und seine außerordentlichen Leistungen auf diesem Instrumente allgemeines Aufsehen erregte. Mit dem Beginn des Jünglingsalters wendete sich der Künstler nach Berlin, um dort bei Dehn die Theorie der Musik zu studiren und zugleich wissenschaftlich sich fortzubilden. Hier wurde der Grund zu seiner musikalischen Künstlerschaft gelegt, und damit die Befreiung von den Einseitigkeiten des modernen Virtuosenthums angebahnt, welchem er bis dahin ausschließlich ergeben war. Weiterhin verweilte Rubinstein längere Zeit in Wien, wo er die in Berlin begonnenen ernsten Studien fleißig fortsetzte. Im Herbste 1847 begab er sich nach Petersburg. Hier fand er eine Stellung als Kammervirtuose am Hofe der kunstsinnigen Großfürstin Helene, wodurch ihm günstige Gelegenheit geboten war, mit Ruhe dem Kunstschaffen sich hinzugeben. Während dieses bis zum Jahre 1854 reichenden Zeitabschnittes entstanden viele der größeren, später veröffentlichten Compositionen Rubinsteins. Die Folgezeit führte den Künstler wiederum mehrfach in's Ausland. Neuerdings endlich wählte er Petersburg in Folge einer an ihn ergangenen Berufung als Director des von der Kaiserlich russischen Regierung begründeten Musikconservatoriums zu seinem bleibenden Aufenthaltsorte.

Digitized by Google

Möge der jetzt im günſtigſten Lebensalter ſtehende und durch ſein ſchönes Talent lebhaftes Intereſſe erweckende Künſtler ſeine gegenwärtige einflußreiche Stellung zum Beſten der Muſikpflege Rußlands geltend machen. Möge er aber dabei auch der eigenen Kunſt nicht vergeſſen und ganz beſonders darauf bedacht ſein, weniger ſorglos und ſelbſtzufrieden als bisher zu ſchaffen. Dann kann es nicht ausbleiben, daß er auch die höheren Stufen der Meiſterſchaft erklimmen und behaupten wird.

J. W. v. Waſielewski.

Digitized by Google

Vermischte Berichte und Notizen.

Ein russischer Arzt über das Dresdener Stadtkrankenhaus.

Das „Journal des Ministeriums der Volksaufklärung" bringt in seinem Märzhefte von d. J. den Bericht eines russischen Arztes, Dr. Stadion, über seine im Dresdener Stadtkrankenhause gemachten Beobachtungen. Ohne auf seine persönlichen Ansichten über verschiedene Krankheitsfälle und rein medicinische Fragen einzugehen, entlehnen wir dem Artikel nur, was seine Beurtheilung von der allgemein verständlichen Seite charakterisirt.

Dr. Stadion hat die ihm von Herrn Geh. Rath Dr. Walther ertheilte Erlaubniß, das Krankenhaus täglich von 7—9 Uhr zu besuchen, fleißig benutzt, und spendet der Administration ein unbedingtes Lob. Als neue und sehr sinnreiche Einrichtung ist ihm aufgefallen, daß für alle größeren, täglich wiederkehrenden Lieferungen, wie: Brod, Fleisch, Milch u. s. w. je zwei Lieferanten bedungen sind, die fortwährend ihren Vortheil darin sehen, nur gute Waare zu liefern, denn von dem Augenblick, wo der Eine dies vernachlässigt, fällt die Kundschaft dem Andern zu. Ueberhaupt macht auf ihn die Sorgfalt für die Kranken einen wohlthuenden Eindruck. Alles ist gut und reichlich vorhanden, die Betten reinlich, und er bemerkt sogar, daß trotz des theuern Brennmaterials das Thermometer in einigen Zimmern 17° zeigt. Die Krankenzimmer, die fast alle nach Süden liegen, sind nicht groß, und enthalten 4—6 Betten, was den Nachtheil der weiten, schwacherleuchteten Hallen mit vielen ächzenden und wehklagenden Duldern beseitigt. — Der Besuchende ist angenehm überrascht durch die ruhige, hin und wieder sogar heitere Stimmung der Kranken, die sie der guten Kost, der liebevollen Behandlung von Seiten der Ordinatoren und der großen Theils weiblichen Bedienung, endlich der Menschlichkeit und dem freundlichen Wesen des Dr. Walther verdanken. Letzterer geht vortrefflich mit den Patienten um, hört gern die Bitten und Wünsche eines Jeden und gewährt augenblicklich, was gewährt werden kann. Bei seinem Besuche am zweiten Weihnachtstage fand Dr. Stadion in der Abtheilung für Frauen fast überall Tannenbäumchen mit bescheidenen Gaben.

Digitized by Google

Das unbegrenzte Zutrauen und die Liebe zu der Person des ersten Arztes der Anstalt muß natürlich den wohlthätigsten Einfluß auf die Kranken ausüben.

Dieser große Vorzug des Dresdner Krankenhauses läßt den Fremden leicht hinweggehen über einzelne Mängel derselben: die nicht hinlängliche Ventilation, den Mangel an Watercloſets u. ſ. w. Die Urſache davon findet er in der Sparſamkeit — die an dieſer Stelle wohl nicht an ihrem Platze iſt.

Unter den Krankheiten findet Dr. Stadion in Dresden eine neue, von der wohl auch viele unſerer Leſer keine Ahnung haben: die „Rutſchkrankheit“ oder „Krankheit der Stubenmädchen“. Zu den häuslichen Pflichten unſerer Dienerinnen gehört auch das Scheuern; ſie legen bei dieſer Operation einen naſſen Lappen auf den zu ſäubernden Boden, und rutſchen auf den Knien mit demſelben herum. Daher der Name der Krankheit. Dem wißbegierigen Laien ſei zu ſeiner Belehrung geſagt, daß dieſe Krankheit eigentlich eine Entzündung der auf der patella befindlichen Cursa mucosa subcutanea iſt. Vor den Feiertagen, wo das Scheuern mit verdoppeltem Eifer betrieben wird, ſoll dieſes Leiden in Dresden am häufigſten ſein.

Dr. Stadion ſchließt ſeinen Bericht mit folgenden Worten: „In adminiſtrativer und wiſſenſchaftlich-mediciniſcher Hinſicht iſt das Dresdener Stadtkrankenhaus eine vortreffliche, ja ſogar eine Muſteranſtalt. Was die Wiſſenſchaft allein betrifft, ſo hält es freilich einen Vergleich mit der Berliner „Charité“ nicht aus; vergeſſen wir jedoch nicht, daß wir hier in einem Hospital und nicht in einem Klinikum ſind, daß Dr. Walther Hospitalarzt und nicht kliniſcher Lehrer iſt. Uebrigens kann ſich auch nicht jedes Klinikum mit der „Charité“ vergleichen, an welcher Perſönlichkeiten wie Virchow, Frerichs, Traube, Bärenſprung und Andere thätig ſind. Was aber die Patienten betrifft, denen nichts daran liegt, Hunderten von jungen Aerzten als Material zur Bereicherung ihrer Kenntniſſe zu dienen, die vor allen Dingen Ruhe, eine rückſichtsvolle, freundliche Behandlung, und die Aufſicht eines erfahrenen Arztes brauchen, ſo unterliegt es wohl keinem Zweifel, daß kein Einziger ſein Dresdener Krankenhaus gegen die berühmte Charité vertauſchen würde.“

Zum Schluß wiederholt der Berichterſtatter noch einmal den Dank, den er der ſeltenen Liebenswürdigkeit des Geh. Rathes Dr. Walther und der Zuvorkommenheit ſeiner Aſſiſtenten ſchuldig iſt, unter denen er Herrn Dr. Fiedler beſonders hervorhebt.

L. T.

Digitized by Google

Seltsame Todtenfeier.

= Wir entlehnen der „Nordischen Biene" folgende Schilderung einer seltsamen, an einigen Orten des Saratowschen Gouvernements vorkommenden Todtenfeier. Es wird ein Mann gewählt, der den Dahingeschiedenen vorstellt. In ein weißes Leichengewand gehüllt, eine weiße Mütze auf dem Kopf, setzt er sich in der Ecke, wo die Heiligenbilder hängen, an einen Tisch, stumm und unbeweglich wie der Todte, mit gesenktem Blick. Die Verwandten und Bekannten des Verstorbenen versammeln sich zu der Feier und bringen Gaben mit: die Männer Branntwein und Hirsebier, die Weiber Backwerk, Fleisch und sonstige Mundvorräthe. Die Männer sagen bei ihrem Eintritt in die Hütte ein Gebet her, stellen ihre Gaben auf den Tisch, und umarmen oder grüßen den Todten, je nach dem Grade der Gefühle, die sie an den Lebendigen gefesselt. Die Weiber umarmen die weiße Gestalt, schluchzen und kleiden ihren Schmerz in Worte. Mit jeder Eintretenden beginnt das Klagelied von Neuem, das Schluchzen wird allgemein und hört plötzlich wieder auf, wenn die zuletzt Hinzugekommene schweigt. Während auf diese Weise die Gäste sich versammeln, haben schon viele sich über die Speisen und Getränke hergemacht, die Köpfe erhitzen sich und der Lärm wächst. Nach Eintreffen sämmtlicher Theilnehmer beginnt die Mahlzeit, während welcher der Anstand so viel als thunlich aufrecht erhalten wird. Jeder bemüht sich, dem Todten eine Aufmerksamkeit zu erweisen: man tränkt ihn mit Branntwein und Hirsebier, legt ihm die besten Bissen vor, und dergleichen mehr. Der Todte ißt und trinkt, und spürt gewöhnlich gegen Ende der Mahlzeit die Wirkung der geistigen Getränke. Nach der Tafel nehmen die Gäste Abschied von ihm, verbeugen sich tief, küssen ihn und schenken ihm Ringe und einige Scheidemünze. Nachdem sich alle gehörig verabschiedet, ergreifen ein paar kräftige Bauern das Kissen, auf welchem er bis dahin unbeweglich gesessen, und tragen so den Todten über den Hof zu der Hinterpforte. Die Weiber brechen dabei wieder in lautes Wehklagen aus. An der Pforte steht ein alter, defekter Zuber oder ein sonstiges hölzernes Gefäß, das von einer Schnur nothdürftig zusammengehalten wird; die Bauern tragen das Kissen mit dem Todten bis dahin und setzen die ganze Last auf den Zuber, der unter derselben zusammenfällt. Das Gefolge nimmt eine erschrockene Miene an; jeder ergreift, was ihm unter die Hand fällt, ein Holzscheit, einen Stock, eine alte Schaufel und jagen damit den Seligen in's Feld hinaus. Die Gäste selbst aber kehren in die Hütte zurück; es wird gesungen, getanzt, gerast, und die Todtenfeier endet mit einem Trinkgelage.

Der Leser der russischen Zeitschrift weiß, daß diese Schilderung ihm als eine eigenthümliche Seltenheit in der Charakteristik seines großen Vater-

Digitized by Google

landes vorgeführt wird; für den deutschen Leser glauben wir wiederholen zu müssen, daß die beschriebene Festlichkeit nur an einigen Orten des Saratowschen Gouvernements vorkommt. Der russische Bauer hat sonst eine Achtung vor seinen Todten, die einen solchen Mummenschanz um so merkwürdiger erscheinen läßt.

Druck von E. Blochmann und Sohn in Dresden.

Digitized by Google